

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 2/2007 (20. Jahrgang)

Wolfgang Büchel

Krise einer Künstlerbiographie.

Essay zur Rezeption von Leben und Werk Karl Friedrich Schinkels

Anelia Kasabova und Nikola Langreiter

Zufall und Glück in lebensgeschichtlichen Erzählungen
von Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern

Steffen Mau, Roland Verwiebe, Nana Seidel und Till Kathmann

Innereuropäische Wanderungen.

Die Wanderungsmotive von Deutschen mit mittleren Qualifikationen

Christof Dejung

„Das schönste aller Bindewörter: Eidgenossen.“

Die Vereidigung der Schweizer Soldaten im Herbst 1939 als Übergangsritual

Alexander von Plato

Erste Ergebnisse des lebensgeschichtlichen Dokumentationsprojekts
zur Sklaven- und Zwangsarbeit

Christoph Thonfeld

„Ein Moment der Freude ... und schmerzvoll.“

Heimkehr ehemaliger NS-Sklaven- und Zwangsarbeiter

Dori Laub und Johanna Bodenstab

Wiederbefragt.

Erneute Begegnung mit Holocaust-Überlebenden nach 25 Jahren



Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 2/2007 (20. Jahrgang)

Wolfgang Büchel

Krise einer Künstlerbiographie.

Essay zur Rezeption von Leben und Werk Karl Friedrich Schinkels163

Anelia Kasabova und Nikola Langreiter

Zufall und Glück in lebensgeschichtlichen Erzählungen

von Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern194

Steffen Mau, Roland Verwiebe, Nana Seidel und Till Kathmann

Innereuropäische Wanderungen.

Die Wanderungsmotive von Deutschen mit mittleren Qualifikationen214

Christof Dejung

„Das schönste aller Bindewörter: Eidgenossen.“

Die Vereidigung der Schweizer Soldaten im Herbst 1939 als Übergangsritual233

Projektberichte

Alexander von Plato

„Es war moderne Sklaverei.“

Erste Ergebnisse des lebensgeschichtlichen Dokumentationsprojekts

zur Sklaven- und Zwangsarbeit251

Christoph Thonfeld

„Ein Moment der Freude ... und schmerzvoll.“

Heimkehr ehemaliger NS-Sklaven- und Zwangsarbeiter

am Ende des Zweiten Weltkriegs291

Dori Laub und Johanna Bodenstab

Wiederbefragt.

Erneute Begegnung mit Holocaust-Überlebenden nach 25 Jahren303

Literaturbesprechung

Margarete Dörr: „Der Krieg hat uns geprägt“.

Wie Kinder den Zweiten Weltkrieg erlebten.

(*Hans Joachim Schröder*)316

Autorinnen und Autoren dieses Heftes321

Krise einer Künstlerbiographie

Essay zur Rezeption von Leben und Werk Karl Friedrich Schinkels

Wolfgang Büchel

*Ich weiß, o Herr, daß der Mensch
seinen Weg nicht in seiner Gewalt
hat, daß es keinem Pilger gelingt,
seinen Schritt zu bestimmen.*
Jer 10, 23

*Il s'agit d'arriver à l'inconnu par
le dérèglement de tous les sens.*
Arthur Rimbaud

Ursache einer außergewöhnlichen Rezeption

Karl Friedrich Schinkel, 1781 in Neuruppin geboren und 1841 in Berlin gestorben, prägte entscheidend das gesamte Baugeschehen Preußens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch seine eigenen Entwürfe wie auch als hoher Staatsbeamter. Schinkel war Architekt, Maler, Bühnenbildner sowie Theoretiker und zuletzt im Rang des Oberlandesbaudirektors. Die architektonische Stilsuche der Romantik in neogotischer und klassizistischer Ausprägung hat er geteilt, aber als einziger überwunden in einer besonderen Stilsynthese als frühem und kühnem Vorgriff auf die Moderne in Gestalt der 1836 fertig gestellten Berliner Bauakademie. Die Rezeption dieses Lebens und seines künstlerischen Ertrags charakterisiert eine bis heute andauernde Einseitigkeit, welche die Biographie gegenüber dem Werk zum Irrelevanten macht. Bei genauer Betrachtung werden jedoch Ursachen dieser eigen- und auch einzigartigen rezeptiven Lage erkennbar.

Die Schinkel-Rezeption ist Schinkel gefolgt. Sein Œuvre hat er auf komplexe Weise in den Vordergrund gerückt. Die heikle und letztlich artifizielle Dualität von Leben und Werk wurde von Schinkel indes nicht zugunsten des Werks gelöst, sondern aufgehoben, indem beide eine in sich höchst ungleichgewichtete Verschränkung erfuhren, die von Anfang an, trotz hinderlicher persönlicher Umstände und Wirren der Zeit, jegliches Scheitern prinzipiell auszuschließen schien. Schinkels Architektur als Kern des Œuvres wurde stets in selten eloquenter Weise vom Wort sowie von einnehmend stilisierten oder malerisch berückenden Visualisierungen ergänzt. Die *Sammlung architektonischer Entwürfe* publiziert das definierte architektonische Werk, das gebaute nochmals und das ungebaute erstmals, also das Werk anderer Gattung, aber dies selber als Werk. Darüber hinaus reflektiert er Architektur an sich und malt im 19. Jahrhundert nicht mehr baubare und versetzt solche verschiedenster Kul-

turen in die Bühnenwirklichkeit von Oper und Theater. Alles das mit solchem Selbstbewusstsein, dass er sich selbst überhaupt nicht darstellen muss, auch wenn dies hier und da geschieht. Keines seiner Werke entzieht sich uns in unkommentierter und nicht kommentierbarer künstlerischer Essenz, obgleich jedes und das Œuvre insgesamt sein je letztes Geheimnis wahr, anders als es gegenüber Mozart konstatiert worden ist, an dessen Werk nämlich „alles von sublimer Fremdheit, alles unheimlich und, objektiv gesehen, alles wesentlich“ ist. „Um so mehr erleuchten seine Selbstäußerungen nur immer wieder das Faktum, daß sich uns die Gestalt entzieht, indem sie sich hinter ihrer Musik verbirgt, und auch sie ist uns, in ihrer tiefsten Bedeutung, unzugänglich, insofern sie keine außermusikalische Begrifflichkeit zuläßt.“ (Hildesheimer 1977, 17) Schinkel hingegen macht Architektur umfassend, indem er reflektiert, malt, einrichtet und sie selber abbildet mit die notwendige Darstellung weit überschreitendem Anspruch. Die prinzipielle Selbstbezüglichkeit Montaignes – „c'est moy que je peins“, „je suis moy-mesmes la matiere de mon livre“ – wird bei Schinkel zu einer spezifischen Abundanz der künstlerischen Manifestation, die den Autor auf transformative Weise offenbart. Das Narrative des biographischen Komplexes wird zum ins Werk gefügten, dabei wie entpersönlichten Verfasser durch Verbreitung des Werks und damit auch versenkten Autors. Dies wurde von der Rezeption unerkannt übernommen. In fast einhundertsechzig Jahren Schinkel-Rezeption ist eine aus kunsthistorischem Diskurs und biographisch unausgeprägter Spur herrührende disproportionale Praxis entstanden. Dem wachsenden, unendlich wichtigen *Schinkel-Lebenswerk*, herausgegeben seit 1938 und bestehend aus inzwischen zwanzig, das Gesamtwerk detailliert beschreibenden Bänden mit einzigem Makel der mangelhaften Verfügbarkeit als Ganzem sowie einer Vielzahl an Untersuchungen, die *in toto* keine Bibliographie erfasst, steht eine leicht überschaubare Reihe biographischer Untersuchungen gegenüber, unter denen keiner der große Wurf einer umfassenden, kritischen Biographie gelungen ist. Gerade damit ist der unauflösbare Aspekt *Leben und Werk* in Schinkels biographisch-künstlerischer Konstitution vernachlässigt, ja missachtet worden, nämlich jene Autor-Werk-Relation, die Cervantes am Ende des *Don Quijote* ausdrückt: „Für mich allein ist Don Quijote geboren und ich für ihn; er wußte Taten zu vollbringen und ich sie zu schreiben; wir beide allein sind bestimmt, zusammen ein Ganzes zu bilden“.

Schinkels frühe Biographen

Der erste, der über Schinkel eine mit biographischer Einleitung und umfangreicheren Abschnitten hinsichtlich des Œuvres angelegte *Charakteristik seiner künstlerischen Wirksamkeit* verfasst, ist Franz Kugler. Seine Darstellung erschien in endgültiger Fassung 1842, nachdem im August 1838 der ursprüngliche Text in den *Hallischen Jahrbüchern* publiziert worden war. Kugler war Schinkel persönlich begegnet; „in einem näheren Verhältnisse“ (Kugler 1842, VI) mit ihm stand er jedoch nicht. Um die Problematik seines Vorhabens wusste Kugler. Es wurde der Beginn der Schinkel-Rezeption, die, zeitlich noch viel zu nahe an ihrem Gegenstand, nichts als einen Anfang setzen konnte, welcher gleichwohl von Kugler erstaunlich gemeistert wurde. Theodor Fontane hat ihn, „seinen väterlichen Freund“ (Fontane 1967, 174), beschrieben als „immer artig, immer maßvoll, immer die Tragweite seiner Worte wägend“ (Fontane 1967, 168). Und er weist, gleichfalls in seiner autobiographischen Schrift

Von Zwanzig bis Dreißig, auf Kuglers vielfältige Kreativität hin: Neben Liedkomposition, Lyrik, Malerei verfasste er Dramen und Novellen. Auf der Bühne habe er zwar nicht mehr als einen „Succès d'estime“ (Fontane 1967, 171) erreicht, wohingegen die Novellen durchaus erfolgreich waren. Er war befähigt zu charakterisieren, Personen zu schildern ebenso wie Situationen, in die sie geraten waren. Doch das eigentlich Dramatische fehlte; Beschreibung und Komposition lag ihm mehr als fortschreitender Handlungsverlauf. So wurde auch die Auftragsarbeit seiner *Geschichte Friedrichs des Großen* 1840 zeitgemäß und den Intentionen des Verfassers entsprechend so dargelegt, „wie sie uns überliefert worden“ (Kugler 1844 in einem handschriftlichen Text, zitiert nach Fromm 1998, 72). Sensibilität für die Aufgabe einer Charakteristik Schinkels besaß Kugler unzweifelhaft. Und wenn er konstatiert: „Schinkel's äusseres Leben erscheint uns, etwa mit Ausnahme seiner früheren Jahre, einfach als das eines Geschäftsmannes, der freilich durch die Ueberlegenheit seines Geistes schnell von Stufe zu Stufe emporstieg“ (Kugler 1842, VI), wenn Kugler also dies feststellt, bewegt er sich bereits jenseits des Terrains des Kunsthistorikers. Dennoch, sein Metier überschreitet er lediglich punktuell, denn: „Den Entwicklungsgang seines Inneren, seines Geistes und seines Talentes, zu verfolgen, müsste für uns im höchsten Grade anziehend und belehrend sein; aber eine Darstellung solcher Art kann nur von Denjenigen gegeben werden, welche ihm nahe genug standen, um ihn in der geheimen Werkstätte seines Schaffens zu beobachten, und denen er willig sein Inneres erschloss.“ (Kugler 1842, Vif.). Dass hier die Grenzen des Kunsthistorikers Naivität offenbaren, bedarf kaum der Erwähnung. Und trotzdem, es hätte sich niemand anderes als ein Kunsthistoriker gefunden, der Schinkels Werk und auch Leben hätte beschreiben wollen und können. Darin drückt sich der Fluch und der Segen dieses rezeptiven Augenblicks wie der Gesamtrezeption aus. Die Gründe sind vielfältig; Verantwortung tragen auch Kugler und Schinkel selbst, jedoch nur solche zum kleineren Teil. Erspart geblieben ist dem Anbeginn der Schinkel-Rezeption und somit der Schinkel-Biographie, von bedeutungslosen Versuchen abgesehen, das „Elend der Trivialbiographie“ (Hildeheimer 1977, 11), implizierend alles Devotionen Vergleichbare wie Hagiographische.

1842 veröffentlicht Otto Friedrich Gruppe seine *Biographische Notiz* Schinkels. Kuglers *Charakteristik* ist ihm bekannt. Ohne dessen Nennung erwähnt er die „sehr ausführliche Abhandlung über Schinkels Leistungen in den Hallischen Jahrbüchern, Jahrgang 1838, August“ (Gruppe 1842, 152), um einige Seiten später eine diesem Text entnommene ausgedehnte Sequenz zu zitieren (vgl. Kugler 1842, 117f.) und per Fußnote zu bekennen: „Die Beschreibung dieses zweiten Bildes [der Fresken in der Säulenhalle des Berliner Museums am Lustgarten] gebe ich, da mein Gedächtniß dafür weniger treu ist, mit den Worten meines Freundes Franz Kugler, um so mehr, da er Schinkels Aufzeichnungen dazu benutzen durfte.“ (Gruppe 1842, 161, Hervorh. O.F.G.) Ansonsten beweist sich Gruppe als feinsinniger Interpret Schinkels, Biographischem indes nicht mehr als peripheren Charakter einräumend. Gruppe ist nicht Kunsthistoriker, sein Urteil jedoch fundiert und seine Darlegungen kenntnisreich. Lag ihm ein Gegenstand, reüssierte er, wo nicht, blieb er im Banalen. Tätig war Gruppe journalistisch, „ästhetische Kritiken und Berichte über die Berliner Kunstausstellungen waren sein hauptsächliches Gebiet“ (ADB/10 1875-1912, 64). Überdies publizierte er philosophisch orientierte Schriften, schrieb über die antike griechische Tragödie sowie die römische Elegie und verfasste eigene Gedichte, Epopöen, zudem eine Monographie über Jakob Michael Reinhold Lenz. 1844 wurde er außerordentlicher Pro-

fessor an der Berliner Universität, nachdem er zwei Jahre zuvor in das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten berufen worden war. Er „besaß eine ungewöhnliche Vielseitigkeit und einen unmittelbaren Schönheitssinn, aber in seinen überaus zahlreichen Schriften überschritt er oft die Grenzen desjenigen, worin er wirklich etwas zu leisten befähigt war“ (ADB/10 1875-1912, 65). Das Werk Schinkels behandelt er kompetent, den Menschen Schinkel hingegen nicht. Kuglers Apostrophierung Schinkels als Geschäftsmann findet sich auch bei Gruppe wie ebenfalls Schinkel ins künstlerisch allgemein Ideale stilisierende Bemerkungen. Geradezu Kunstgriff oder erstes explizites Ausweichen gegenüber einer biographischen Rezeption ist Gruppens Unifikation von Schinkels Charakter und Kunst, mithin – angesichts der spärlichen Lebensdaten im Sinn einer spezifischen Latenz dieses Lebenslaufs jenseits seiner Daten – eine Verschmelzung zu Lasten der Biographie und zu ausschließlichen Gunsten des Œuvres. Gruppe schreibt: „In allen Lebensverhältnissen, wo es zu sprechen und zu verfechten galt, trat Schinkel sogar sichtbar zurück, und so entschieden und fest auch seine Ueberzeugungen waren, so scheute sein tiefes und inniges Naturell den Widerspruch. Es war also eine ganz andere Gewalt, mit der er über die Herzen gebot und sich in Welt und Leben geltend machte. Es war die Reinheit und Gediegenheit seines ganzen Wesens, die Einheit seines Charakters und seiner Kunst. Mit dieser gewann er Hohe und Niedere.“ (Gruppe 1842, 148, Hervorh. O.F.G.)

Der dritte und wie Kugler Kunsthistoriker, der sich Schinkels Biographie und dessen Œuvres annimmt, ist Gustav Friedrich Waagen, der seine Untersuchung *Carl Friedrich Schinkel als Mensch und als Künstler* 1844 veröffentlicht. Auch Waagen war Kunsthistoriker mit Tendenz und Anspruch der Grenzüberschreitung, mithin keineswegs, vergleichbar Kugler, in seinem Metier befangen. Bereits 1822 war Waagens *Ueber Hubert und Johann van Eyck* erschienen, worin, wie es Karl Schnaase formuliert hat, „zum ersten Mal [...] der Versuch gemacht [wird], die Erscheinung dieser Meister vollständig zu beleuchten, sie im Einklange mit der Gesamterscheinung des Zeitalters aufzufassen, die technischen und culturhistorischen Ursachen nachzuweisen, welche auf ihre Kunst Einfluß hatten“ (ADB/40 1875-1912, 411). Als Pionier erwies er sich auch 1833 mit seinem Rubens-Aufsatz, der nicht zuletzt Rubens' Persönlichkeit und historischer Stellung verpflichtet ist. Waagen kannte Schinkel, besser als Kugler, ja war ihm freundschaftlich verbunden. Eine Beziehung, die ihren Anfang 1823¹ gefunden und ihre bleibende Intensität auf der Italienreise von 1824 erreicht hatte. Waagen war von Schinkel zur Begleitung ausdrücklich aufgefordert worden und erhielt überdies, da er aus eigener Kraft diese Reise nicht hätte finanzieren können, von Schinkel die notwendigen Mittel: „Konnte irgend Etwas meine Liebe und Verehrung zu ihm noch steigern, so war es die Zartheit seines Benehmens während dieser ganzen Reise, welche mich auch keinen Augenblick irgend eine Abhängigkeit empfinden ließ.“ (Waagen 1844, 372) Waagen schreibt in der *Vorbemerkung* seines „Versuch[s] über Schinkel“ (Waagen 1844, 309, Hervorh. G.F.W.): „Wenn ich es wage, über eine Persönlichkeit, welche als Mensch und als Künstler eine so hohe Stelle einnimmt, wie Schinkel, mich in beiden Beziehungen hier öffentlich auszusprechen, so geschieht dieses mehr aus dem Wunsche, daß so manche

1 „Es war im Frühjahr desselben Jahres, daß mir das Glück zu Theil wurde, die Bekanntschaft von **Schinkel** zu machen, welche bald von seiner Seite zur Freundschaft wurde, worauf ich noch heute stolz bin. Daß ich einem solchen Manne bald von ganzem Herzen ergeben sein mußte, versteht sich von selbst.“ (Waagen 1844, 371, **Hervorh. G.F.W.**)

Umstände aus seinem früheren Leben, welche ich seiner mündlichen, nicht ohne Mühe erlangten Mittheilung verdanke, nicht unbekannt bleiben und um einem freundschaftlichen Verhältnisse, welches zu den beglückendsten meines Lebens gehört, ein kleines Denkmal zu setzen, als aus der Überzeugung, ein so reich begabtes Naturell nach den so verschiedenartigen Richtungen seines Wirkens in allen seinen Feinheiten gehörig würdigen zu können.“ (Waagen 1844, 307, Hervorh. G.F.W.) In diesem einen langen Satz vollzieht Waagen die Aufspaltung Schinkels in Mensch und Künstler und drückt damit aus, was für die nachmalige Schinkel-Rezeption symptomatisch werden sollte, und zwar mit Ungleichgewicht zugunsten des letzteren. Gleichzeitig ist sich Waagen seiner zu großen Nähe zum Gegenstand bewusst. Auch dass ohne dies ein Gelingen nicht zu erwarten gewesen wäre, scheint er gewusst zu haben. Nicht er hätte es bewerkstelligen können und mehr noch, nicht er in seiner Zeit. Zudem spricht er offen Schinkels mangelnde Offenheit oder Reserviertheit an, die es trotz aller überlieferter einnehmender Charaktereigenschaften fraglos gegeben hat. Somit blieb Waagen die Hoffnung, dass zukünftig Schinkels „innere Entwicklung, wie für seine Weise über die meisten Gegenstände zu fühlen und zu denken“ (Waagen 1844, 308), anhand der Reisetagebücher Kontur gewinnen könnte. Er hat nicht vergessen, auf Gruppe, dessen „Aufsatz über Schinkel“ ihm „vor Abschluß“ seiner Arbeit „nicht zu Gesicht gekommen“ ist, und deutlicher noch auf Kugler zu verweisen, und zwar „mit Vergnügen“ (Waagen 1844, 307), dass dessen Schrift über Schinkel mehr als hilfreich gewesen sei. Waagens Wagnis, sich öffentlich über Schinkel zu verbreiten im Glauben einer „nachsichtige[n] Beurtheilung“ (Waagen 1844, 307), wusste er zu verantworten. Da war der auch hier treffende Satz Stendhals längst geschrieben: „Umsonst bittet ein Verfasser um Nachsicht bei den Lesern; die Tatsache der Veröffentlichung seines Werkes straft diese vorgebliche Bescheidenheit Lügen.“ (Stendhal 1971, 5)

Zwischendurch Fontane

Theodor Fontane, der sich ausführlich über Schinkel geäußert hat, gelangt zu seinen Darlegungen unter völlig anderen Prämissen, ja streng genommen, angesichts Kuglers, Gruppens und Waagens, exakt gegensätzlichen. Ist es bei diesen unüberschbar das Übergewicht der Werkbetrachtung, ist es bei Fontane genau dieses nicht, aber auch die biographische Seite nicht. Fontane war weder Kunsthistoriker noch Architekt. Er schreibt über Schinkels Œuvre, bietet jedoch keine neuen geschweige eigene Gedanken, auch wenn er sich an einer Stelle auf einen Exkurs Christopher Wren versus Schinkel einlässt. Fontane und die bildende Kunst war nie eine fruchtbare Beziehung, was beispielsweise auch seine Mitteilungen als Auslandskorrespondent in England über die Bilder der großen *Art Treasurers Exhibition* in Manchester belegen. Fontane verfügt über die von Wolzogen „mittlerweile herausgegebenen Briefe und Tagebücher“ (Fontane 1969, 98) Schinkels und zitiert ausgiebig daraus. Er nennt Kugler und Waagen und zitiert auch sie. Schinkels Werk anlangend verweist Fontane auf die Mappen Schinkels, und er weiß, dass sie erschöpfende Auskunft über den Künstler geben. Diesem Verweis auf die Mappen korrespondiert divergierend derjenige Kuglers und Waagens, dass erst die Reisetagebücher das Innere Schinkels erschließen könnten. Auch bei Fontane bleibt Schinkel Mensch und Künstler, ein Doppelwesen mit eigenartiger Konjunktion. Dem Künstler gegenüber verharrt Fontane dilettantisch, und den Menschen Schinkel erreicht er bei Licht besehen weniger als Kugler und

Waagen. An den fehlenden persönlichen Begegnungen kann das nicht gelegen haben, denn Menschen zu schildern war seine ureigenste Domäne, wobei es wohl eine unüberbrückbare Schwierigkeit bedeutet, mit der Befähigung, fiktiven Charakteren Leben einzuhauchen, den hoch kreativen, atemberaubenden und problematischen Fall eines gelebten Lebens in ein literarisches Abbild zu transformieren. Mit Kugler, Gruppe und Waagen ist Schinkel, wie gesagt, dem Elend der Trivialbiographie entgangen. Mit Fontane wird sie greifbar und wird lediglich nivelliert durch ihren Episodencharakter innerhalb der Fülle der Orte, Personen, Gegenden und Details der *Wanderungen*. Später, lange nach Fontane hat das Trivialbiographische auch Schinkel nicht verschont, wobei es sich, weil Schinkel in erster Linie Architekt war, in sehr engen Grenzen gehalten hat.

Biographischer Stillstand

Schinkels Biographie in ihren Grundzügen wurde innerhalb einer Zeitspanne von fünf Jahren, zwischen 1838 und 1843, von Kugler, Gruppe und Waagen festgelegt, wobei ein großer Anteil der vor allem das Werk betreffenden Ausführungen bereits Übernahmen des je Vorherigen waren. Obgleich der heute zumeist zitierte Waagen, der, von seiner Schinkel-Biographie abgesehen, „in seinem langen Leben niemals über Baukunst, auch nicht über den romantischen Klassizismus, gearbeitet“ (Waagen 1844, VIII, Einleitung von Werner Gabler) hat, auf dem Schinkelfest 1854, ein Jahr nach dem Tod von Peter Christian Wilhelm Beuth, seine Darlegungen über Schinkel dahingehend ergänzte, dass er beider Verhältnis zueinander untersuchte, sollte noch Alfred von Wolzogen in seinem im Februar 1862 zum von ihm herausgegebenen Nachlass Schinkels verfassten Vorwort Recht behalten: „Mehr als zwanzig Jahre sind seit dem Tode Schinkel's dahingegangen; es ist inzwischen Manches über sein Leben und Wirken gedruckt“ (Wolzogen 1862, XI). Recht behalten mit der zwischen den Zeilen ausgedrückten Ernüchterung, zwar eine biographische Basis zu besitzen, die aber auch eine fragwürdige ist. „Eine Biographie Schinkel's zu schreiben, wie Franz Kugler sich eine solche gedacht hat [...], dazu habe ich, trotz des reichen Materials, welches mir vorlag, schon aus dem Grunde den Muth nicht gewinnen können, weil es hierfür einer ganz anderen gründlichen künstlerischen Bildung bedürfte, als ich sie besitze“ (Wolzogen 1862, XX). Emphatisch, aber mit dem Wissen um die ganze Schwierigkeit der Biographie formulierte Kugler: „Möge uns das Denkmal seines inneren Entwicklungsganges nicht vorenthalten bleiben!“ (Kugler 1842, VII) und rückt selber gleichzeitig schon von einer umfassenden Rezeption ab: „Zwar war Schinkel vor Allem Künstler“ (Kugler 1842, VII), einem angesichts der eigenen Ohnmacht nach Hinnahme der zumindest sehr lange ausbleibenden angemessenen Schinkel-Biographie klingenden Satz, dem der bittere Selbstvorwurf vorausgeht, zwischen Schinkel und ihm stattgefundenen vertraulichen Unterredungen nicht festgehalten zu haben: „Könnte ich jetzt wiedergeben, was er in jenen Stunden zu mir gesprochen!“ (Kugler 1842, VI) Für Wolzogen kennzeichnet ein von Anfang an erkennbares und einundzwanzig Jahre nach Schinkels Tod verfestigtes Abrücken die biographische Rezeption und eine Stagnation, die Dauer erlangen sollte. Eine wohl eher unfreiwillige aber umso deutlichere Bestätigung dessen liefert Hermann Ziller in seiner 1897 erschienenen *Schinkel* betitelten Künstlermonographie, in der es im Vorwort heißt: „Möchte es dem Verfasser vorliegender Schrift gelingen, dem Leser das

Bild dieses reichen Lebens in gedrängter Kürze vorzuführen, nicht durch viel eigene Worte, sondern dadurch, daß er Schinkel soviel als möglich selbst zu Wort kommen läßt.“ (Ziller 1897, 1) Knapp, nicht er, sondern mittels der bekannten Zitate, drei beachtliche Einschränkungen in einem Satz verweisen auf eine biographische Forschungslage, deren Ziel, so der unabweisbare Eindruck, endgültig aufgegeben worden ist.

Die Kritik August Grisebachs

Der an und für sich vierte, der Schinkel darzustellen versucht, ist August Grisebach. 1924 erscheint dessen *Carl Friedrich Schinkel – Architekt, Städtebauer, Maler*. Es wird nicht schon im Titel separiert, und der Text versucht erstmals, wenn auch lediglich punktuell, Biographisches mit Schinkels künstlerischem Tun sinnvoll zu verbinden. Achtzig Jahre nach Waagen musste der Ansatz zwangsläufig ein neuer werden. Grisebachs Monographie leistet das Mögliche, auch unter weiteren Aspekten, die enge Grenzen setzten: Das Buch erschien innerhalb der Reihe *Deutsche Meister* des Insel-Verlags, und mit Grisebach war es wieder ein Kunsthistoriker, der sich Schinkels annahm. Grisebach weiß um die damalige Lage der Schinkel-Biographie. Er schickt seinen Anmerkungen zum Text voraus: „Das ‚grundlegende‘ Buch über Schinkel fehlt bisher. Die vorliegende Darstellung kann das Verlangen danach nicht befriedigen.“ (Grisebach 1983, 185) Der zuletzt wohl nicht vermeidbaren Trennung von Mensch und Künstler scheint auch Grisebach sich nicht entziehen zu können: „Es konnte sich nur darum handeln“, schreibt er, „das, was dem Verfasser an Schinkel, seinem Werk und dem Menschen, wesentlich erschien, hervorzuheben“ (Grisebach 1983, 185). Die sich an diesen Satz anschließende Bemerkung befremdet, festgehalten während des überall deutlichen Beginns der Moderne, Jahre nach dem Ende des ersten Weltkriegs: „Vielleicht hat sich niemand bis jetzt an eine umfassende Behandlung des Themas gewagt, weil es heute noch schwierig ist, die rechte Distanz zu Schinkel und der Kunst seiner Zeit zu gewinnen.“ (Grisebach 1983, 185) Die weiteren angeführten Gründe sind Ausflüchte, ja unwissenschaftlich. Denn „schwierig“ sei „das Unternehmen auch deshalb, weil sich neben den zahlreichen ausgeführten Werken eine solche Fülle von Entwürfen aus allen Gebieten des Schinkelschen Schaffens erhalten hat wie kaum bei einem andren Künstler. Überdies ist der [...] Nachlaß noch immer so unübersichtlich aufgestellt, wie ihn Schinkels Schwiegersohn, Alfred Frh. von Wolzogen, vorfand.“ (Grisebach 1983, 185) Wichtig an Grisebach ist jedoch der kritische Standpunkt, der an zahlreichen Stellen seines Buchs mit Selbstbewusstsein und durchaus in angemessener Distanz zu Schinkel vorgebracht wird. „Im Jahre 1826 überreicht er [Schinkel] dem König Entwürfe mit biblischen Darstellungen für die Kapelle im späteren Kronprinzenpalais. Sie verdienen ebensowenig aus der Vergessenheit hervorgezogen zu werden wie die figürlichen Kompositionen, die er aus Anlaß der Befreiungskriege erdacht hatte. Auch das antikische Idyll eines Knaben und Mädchens in lebensgroßen Figuren von 1827 zeigt die Grenzen seiner Begabung.“ (Grisebach 1983, 110) Auch wenn er letzteres laut Grisebach als Vorstudie der Entwürfe für Treppenhaus und Wandelhalle des Museums am Berliner Lustgarten betrachtet haben sollte, sagt Grisebach zu eben diesen Fresken, dass „nicht übersehen [werden darf], daß es sich im ganzen mehr um die gedankenvolle Poesie eines empfindsamen Geistes handelt als um die Äußerung eines ursprünglichen bildnerischen

Gestaltungsvermögens. [...] Bei Schinkel geht die Mehrzahl der figürlichen Motive auf bereits einmal Geprägtes zurück, abgeleitet mit einer lebenswürdigen Befangtheit, die sich wesentlich unterscheidet von dem schöpferischen Verhältnis, mit dem der Architekt Schinkel der Vergangenheit gegenübersteht.“ (Grisebach 1983, 112) Detailliert äußert sich Grisebach über Schinkels Verhältnis zur Plastik sowie dessen Sinn hinsichtlich der Positionierung von Baukörpern im urbanen Raum. Grisebach hält fest, dass „Schinkel keinen starken Sinn für plastische Körpergestaltung besessen hat, das bezeugen seine architektonischen Werke“ (Grisebach 1983, 114). Und Grisebach fügt hinzu: „War er sich selbst immer über die Grenzen seiner bildhauerischen Fähigkeit im klaren? Man möchte daran zweifeln, wenn man den um 1815 entstandenen Entwurf zum Siegesbrunnen mit der Kolossalfigur des preußischen Genius betrachtet, den er in seine Sammlung architektonischer Entwürfe aufgenommen hat.“ (Grisebach 1983, 114) Auch das große Thema eines Denkmals für Friedrich den Großen wird von Grisebach nicht vergessen. Über Schinkels zwischen Schloss und Dom zu bauende Version sagt er: „Hatte doch Schinkel damals auch sonst für das Bildmäßige, die landschaftliche Wirkung eines Bauwerks ein feineres Organ als für seine körperlich-plastische Haltung im Raum!“ (Grisebach 1983, 116) Zu Schinkels körperlich-plastischem Talent führt Grisebach weiterhin aus: „Die Begrenztheit von Schinkels körperlich-plastischem Ausdrucksvermögen läßt ihn sich in der Bauornamentik, im Relief, unbefangener bewegen als in der Freiskulptur. In guter Stunde entstand der Entwurf zum Geländer der Schloßbrücke mit Seepferden und Tritonen“ (Grisebach 1983, 119). Kritisch beleuchtet wird auch Schinkels Architektur, so in der Gestalt und deren Details des Bibliotheksentwurfs von 1835, dessen antizipierende Modernität im Verhältnis seiner urbanen Manifestation: „Er [Schinkel] drängt nach einem Ausdruck, der erst zu Beginn unseres Jahrhunderts von neuem aufgefaßt und verwirklicht wurde. Und mit einem ihm sonst fremden, fast rücksichtslosen Selbstbewußtsein stellt er ihn neben das alte Universitätsgebäude.“ (Grisebach 1983, 137) Einer der Entwürfe für das Palais des Prinzen Wilhelm zeigt Schinkels auch vorhandene Rigorosität der eigenen Architektur gegenüber anderer. In einer „bis dahin bei Schinkel unerhörten dekorativen Auflockerung“ (Grisebach 1983, 140) projiziert er am Berliner Opernplatz einen Bau aus hohem Rustikageschoss mit aufstehendem breitem Mitteltrakt und beidseitig flankierenden und die Vertikale pointierenden Türmen: „Die Wahl korinthischer Säulen bekundet die neue Phase seines formalen Empfindens gegenüber Schauspielhaus und Museum. Und indem er das Schema der Barockgliederung in Mittel- und Eckrisalit aufnimmt, kommt neben dem alten Bibliotheksgebäude seine Vorstellung von kontrastreicher Gelöstheit mit fast erschreckender Entschiedenheit zum Ausdruck.“ (Grisebach 1983, 140f., Hervorh. A.G.)

Nicht allein der Baukörper im urbanen Raum und die Qualität der dort unumgänglichen Relationen bedenkt Grisebach, auch Grundrissdispositionen werden folgerichtig nicht übersehen, denn, obgleich mit zeitbedingten Einschränkungen, „man wird zugeben müssen, daß weder in der Frage des ‚Berliner Zimmers‘ noch in der Anordnung der Nebengelasse sein sonst bewährter Sinn für Disposition sich besonders hervorgetan hat. So glücklich Schinkel in der Gestaltung einzelner Wohnräume gewesen ist, für ihre Verknüpfung, und noch dazu bei schwierigen Grundrißbedingungen, fehlte es ihm an plastisch-räumlichem Vorstellungsvermögen. Aus dem romantisch-klassizistischen Grundgefühl der Epoche ist es zu erklären, daß derartige Versuche gerade damals nicht, auch nicht von einem sonst umsichtigen Praktiker wie Schinkel,

sogleich zu fruchtbaren Ergebnissen geführt werden konnten.“ (Grisebach 1983, 140) Angesichts des Palais' Redern, dessen „kubische[r] Erscheinung“ (Grisebach 1983, 143) Grisebach attestiert, dass „dieses für Schinkel ungewöhnliche Gefühl für körperhaften Ausdruck an keinem seiner andern Bauten derart realisiert worden“ (Grisebach 1983, 143) sei, verweist Grisebach wiederum auf den Grundriss: „In der Durchbildung des Innern, die sich vor allem auf das repräsentative Hauptgeschoß erstreckte, hat sich gegenüber der Schinkelschen Raumgestaltung der zwanziger Jahre grundsätzlich nichts geändert. Der auf Zusammenschluß gerichtete Wille, den das Gebäude nach außen dokumentiert, fehlt der Raumfolge: die Säle liegen als gesonderte Charaktere nebeneinander.“ (Grisebach 1983, 143)

Der Eklektizismus der Epoche widersprach jeder wirklich einheitlichen Linie. Grisebach weiß sehr wohl, dass Schinkel einer intensiven Stilsuche folgte im steten Bewusstsein, den Maßgaben der eigenen Zeit nicht entrinnen, sondern ausschließlich als Hypostase einer einerseits überwindenden, andererseits wegweisenden Architektur dieses Ziel erreichen zu können. Und dennoch, „so sprunghaft in seiner Ausdrucksweise wie Schinkel damals“, zur Zeit der Entwürfe für das Palais des Prinzen Wilhelm, „wäre ein Architekt des Barock, der doch auch die Besonderheit einer Situation zu würdigen wußte, nicht gewesen“ (Grisebach 1983, 142). Kritisch auch sieht Grisebach Schinkels Kirchenentwürfe. Über dessen Rundkirche sagt Grisebach, nachdem er die „denkwürdige Gestalt“ (Grisebach 1983, 147) des Zentralbaus von George Bährs Dresdener Frauenkirche gerühmt hat, Schinkel zwar mitmeinend, aber auch rechtfertigend: „Der nicht nur gestilltere und aufgeklärtere, sondern auch magerere Charakter, der geringere Sinn für plastische Ausdruckskraft sind vom Allgemeingefühl der klassizistischen Epoche bestimmt.“ (Grisebach 1983, 147) Und nochmals *in puncto* Kirchenentwürfe hält Grisebach, und zwar wiederum Schinkel kritisierend, ihn aber nicht aus seiner Zeit lösend, fest: „[...] sooft er auch, aus eigenem Antrieb oder von außen veranlaßt, kirchliche Gebäude zu gestalten versucht, es geschieht doch nie mit jener intuitiven Gestaltungskraft, die ihn bei architektonischen Themen anderer Art leitet. Gewiß hat sich sein baumeisterliches Vermögen auch hier gefestigt. Das mehr Erschwärmte als anschaulich Empfundene im Mausoleum und Denkmaldom fehlt bereits den Entwürfen der zwanziger Jahre. Aber es fehlt ihnen doch auch jener beseelte Ausdruck, der von den weltlichen Werken ausgeht. Und das gilt, so interessant sie stilgeschichtlich auch sind, von den Kirchenentwürfen um 1830 ebenfalls. Das ist begreiflich. So lebhaft sich Schinkel zeitlebens mit dem Problem des protestantischen Kirchenbaus beschäftigte, daß Maß innerer Nötigung, dem frühere Zeiten ihre Gotteshäuser verdankten, besaß er nicht, konnte er nicht besitzen in einer Epoche, der weder die Frömmigkeit des Mittelalters noch die kämpferisch werbende Kraft der Gegenreformation im Blut saß.“ (Grisebach 1983, 153)

Zadows redlicher Versuch

1980 erscheint Mario Zadows *Karl Friedrich Schinkel*, sechsfundfzig Jahre nach Grisebach, mit der Feststellung: „Erstaunlicherweise gibt es von diesem Mann [Schinkel], der das musische Preußen wie kein anderer verkörperte, bis heute keine erschöpfende Biographie.“ (Zadow 1980, 5) Diese legte auch Zadow nicht vor, denn es ging darum, „das gängige Schinkelbild zu ergänzen, zu korrigieren und Schinkel im Blickwinkel seiner Zeit lebendig werden zu lassen“ (Zadow 1980, 5). Zadow führt

explizit eine neue Perspektive, die von außen, in die Schinkel-Rezeption ein, und dies aus gutem Grund, denn: „Schinkel selbst hat bis auf seine lesenswerten Reisetagebücher, ungezählten Akten und wenigen privaten Briefe kaum Schriftliches hinterlassen. Es gibt auch keine privaten Tagebücher. Er machte wenig Aufhebens von sich – auch darin ein echter Preuße.“ (Zadow 1980, 5) Dem Gewicht, das den schriftlichen Zeugnissen zuerkannt wird, korrespondiert seltsam die Feststellung von Schinkels Zurückhaltung seiner selbst oder nimmt sich aus als gesunde Skepsis gegenüber dessen eigenen Mitteilungen. Ob dies typisch preußisch war, bleibe dahingestellt. Die Zeugen indes, die angekündigt werden, verbreiteten sich über keineswegs wenig, auch sich selbst und nicht zuletzt Schinkel. Die Genannten beginnen mit Bettine von Arnim, Clemens Brentano und Achim von Arnim, und die an Schinkels architektonischem Werk nicht selten beteiligten Bildhauer und Maler werden hernach erwähnt, ohne Namen. Eine literarisierende Reihen-, gar Rangfolge soll Schinkels Konturen verdeutlichen helfen. Zadows Perspektive ist wichtig, ihre konsequente Durchführung jedoch auch Verengung. Schinkel gerät in einen deskriptiven Kontext der eigenen Zeit, weil im Blickwinkel der Mitwelt. Das weiland Festgehaltene in einem Horizont, der vergangen, überholt ist, muss mittels Hebung im jetzigen Bedeutung erlangen oder übergangen werden. Das Bekenntnis, dass Schinkel „im Grunde seines Herzens immer ein Romantiker blieb“ (Zadow 1980, 5), relativiert die Gefahr des Standpunkts allerdings auf immens wichtige Weise. Der historische Abriss der Schinkel-Biographie geht hier zu Ende, denn *de nobis ipsis silemus*. Trotzdem, die eigentliche Schinkel-Biographie fehlt, aber ist an der Zeit wie kaum etwas in der Schinkel-Forschung.

Unabdingbarkeit der Zusammenschau von Leben und Werk

Die disproportionale Praxis der Schinkel-Rezeption aus überbordender Werkreflexion und vernachlässigter Biographie folgt auch dem Irrtum der vermeintlich weniger großen Schwierigkeit, eher dem *Ceuvre* gegenüber zu Erklärungen zu gelangen als hinsichtlich des Lebenslaufs. Prinzipiell ist ein Werk substantiiert, in greifbarer Gestalt, auch das abstrakte sinnlich erfahrbar und von äußerlich definierten Grenzen. Im Gegensatz dazu ein Menschenleben, das, vom etwas längeren Augenblick der Gegenwart abgesehen, vergangen ist und unaufhaltsam weiter vergeht, das jetzt gelebte wie seine sich weiter entfernenden, zuvor gelebten Phasen. Der Irrtum ist natürlich kein völliger, weil der Mensch Urheber seiner Taten ist oder Ursprung dessen, was er macht, ja macht, was er ist, indem sein Tun ihn mit entäußert, allerdings jenseits eindeutiger Lesbarkeit. Da kein künstlerisches Werk von Rang sein innerstes Geheimnis oder Rätsel je offenbart und zugleich jedes Leben letztlich nicht fasslich ist, ist die der zugehörigen Vita eigene Komplexität gegenüber der weniger ausladenden des daraus hervorgegangenen Werks uns graduell nicht mehr erfahrbar, weil der Kern jedes Kunstwerks nicht mehr darlegbar ist. Nicht das Kunstwerk entzieht sich seiner Erklärung, sondern alle Methoden der Erläuterung reichen nicht an seine Essenz heran. Kreativität gelangt zu einem Resultat in künstlerischer Gestalt, von Wahrem kündend, schön, hässlich oder irgendwo dazwischen, in einer Gestalt, die der darstellen müsenden Kreativität zu Beginn nicht wirklich deutlich ist und erst im Vollzug Konturen gewinnt, die den Autor selber erstaunen, als vielleicht ein Symptom dieser Höchstform menschlicher Kreativität. „[...] man macht, was man ist, und Kunst ist Wahrheit – die Wahrheit über den Künstler“ (Mann 1974, 127) und ist gleichzeitig

dennoch lediglich Verweis auf die Fähigkeit eines Individuums, wohingegen weit mehr als dies das Werk eine ausschließlich ästhetisch erfahrbare Darstellung grundlegend existentieller Sinngegebenheiten aufweist. Im großen Werk wird eine Allgemeingültigkeit erreicht, die es zum Erbe aller macht oder kulturellen Legat, das potentiell allen gehört, aber keiner tatsächlich besitzt. Geheimnis bleibt das Entstehen der Kunst und Mysterium ihr Sein. Erst am enträtselten Menschen bliebe nichts Arkanum, auch nicht die Kunst. Die Annäherung an ein Werk kann auf die Betrachtung des Autors nicht verzichten, keineswegs aus Gründen irgendeines Rechts, vielmehr in jenseitig entgegenkommender Unterstützung im Vollzug gereifter Rezeption. Gewiss ist es von größerer Leichtigkeit, ein Werk zu behandeln als den Menschen an sich, da er auch der Ursprung dessen ist. Diese Leichtigkeit ist indes graduell nicht mehr erfahrbar, da auch der Kern jedes Kunstwerks nicht mehr darlegbar ist. Dass hierher die Möglichkeiten jeder biographischen Methode nicht mehr reichen können, ist gattungsspezifischer Grund der naturgemäßen Grenze jeder Lebensbeschreibung: „Von dem Materiale der Biographik aus findet sich nur ein schmaler Zugang zu einer anderen Frage, zu der, wie sich die Arbeit des Künstlers abspiele, welche inneren Vorgänge mit ihr verbunden seien.“ (Kris 1995, 157)

Die Schinkel-Rezeption verzichtet *nolens volens* auf die Schinkel-Biographie und damit auf ein wesentliches rezeptives Moment. Die Mühe angesichts jedes Artefakts ist größer ohne Kenntnis des Urhebers, obgleich sie nicht leichter wird mit dessen Kenntnis, aber auf fundiertere Grundlage gestellt werden kann. Das von einem Menschen Gemachte wird weitgehender beleuchtet, wenn der Schöpfer bekannt ist. Ihn bekannt zu machen beginnt mit seinem Abbild und kann nicht umfassender sein, als in der Beschreibung seines Lebens. Aus dessen Verlauf vom es Vollziehenden stammt das Werk, und es kann nicht sein, dass das eine und das andere nichts verbindet. Ernsthafte Rezeption beleuchtet, was immer ihr Gegenstand offenbart, wobei jedes Werk Offenbarung ist wie jedes Faktum des gelebten Lebens. Damit erledigt sich die eventuelle Frage nach der völligen Vernachlässigbarkeit unbedeutender Werke, die eben gesehen, wenn auch nicht celebriert werden müssen.

Schon weil es ohne ein Leben kein Werk geben kann, wobei dieses Leben sich als vielschichtig verursachter situativer Verlauf präsentiert, ist der Beweis der Unabhängigkeit von Leben und Werk unmöglich. Es bleibt zumindest die „unkonstruierbare Synthesis“ (Benjamin 1996, 165) oder die nicht nachzeichenbare übrig, die das komplexe Ineins von Existenz und Äußerung bedeutet, ja das Auseins, wohinein beide in einer auf den Ursprung gerichteten Retrospektive zusammenfallen. Die strikte Zusammenschau, mithin regelrechte Synopse von Leben und Werk, wirkt „befruchtend in die Breiten der Wahrheit“. (Benjamin 1996, 165) Noch Walter Benjamins über Proust gesagter Satz, überzeugend gerade in seiner Simplizität, kann der Wahrheit nicht weit entfernt sein: „Dieses Asthma ist in seine Kunst eingegangen, wenn nicht seine Kunst es geschaffen hat.“ (Benjamin 1996, 177) Das Individuum tritt wieder neben und vor sein Werk ab der Renaissance und bleibt dort bis heute. Die Jahrhunderte, in denen es sich zurückgenommen hatte, waren damit endgültig Vergangenheit. „Ganz allgemein darf man vielleicht behaupten, daß das Bedürfnis, den Schöpfer des Kunstwerkes zu nennen, darauf schließen lasse, daß das Kunstwerk nicht mehr ausschließlich im Dienste religiöser, kultischer oder im weiteren Sinne magischer Aufgaben stehe, daß es nicht mehr allein einem Zweck diene, sondern daß sich seine Bewertung schon ein Stück weit von solcher Verknüpfung abgelöst habe. Anders gesagt: die

Einstellung, Kunst *als Kunst* zu sehen, als selbständiges Gebiet schöpferischer Leistung – jene Einstellung also, als deren einseitige Verzerrung das viel berufene Schlagwort ‚L’art pour l’art‘ gilt – kündigt sich an, wenn der Wunsch laut wird, den Namen des Meisters mit seinem Werk zu verbinden.“ (Kris 1995, 24f., Hervorh. E.K./O.K.) Wirkliche Rezeption beleuchtet alles, Gegenstand und Verfertiger, zwecks umfassendem Verständnis, nicht weil jenes aus diesem erklärlich wäre oder dieser aus jenem. Ästhetische Konfrontation beharrt seit langem auf der besonderen Bekanntheit mit dem Urheber. Die hinsichtlich des Individuellen typische Verhaltenheit des Mittelalters oder die siebenhundert Jahre zwischen den Bekenntnissen des Augustinus und Abaelards waren geprägt von einem fundamental anderen Individualismus, aber gleichwohl Individualismus, der sich eben nicht in wie auch immer garteten Antonymen sah, sondern das Individuum der Welt nicht hiesig bleibend einverleiben wollte, vielmehr ausschließlich in unablässig bewusster Verbindung mit dem Jenseits. Das anthropozentrische Weltbild der Renaissance ändert dies endgültig. Ab da nimmt sich das Individuum wichtiger, und dies bleibend, obgleich Wandlungen unterworfen. Die Etablierung dieses Individuellen nahm ihren Ausgang bereits im 12. Jahrhundert mit Abaelard und Bernhard von Clairvaux und ihrem Humanismus des Menschen in seiner Welt.

Leben und Werk – ohne behaupten zu wollen, wie eng miteinander verbunden – sind in jedem Fall untrennbar, da ein Werk einem individuellen Leben entstammt, innerhalb dessen und von diesem geäußert, entäußert wird und sich darin reflektiert. Die disjunktive Behandlung von Leben und Werk „ist zwar Resultat einer verständlichen Hilflosigkeit, bleibt aber ein wirklichkeitsfremdes Unding, das sich als antididaktisch jedem Versuch einer Einsicht entgegenstellt, indem es insinuiert, daß uns der eine Teil verständlicher sei als der andere“ (Hildesheimer 1977, 57). Schinkels Biographie in eine intellektuelle zu reduzieren, in Gestalt von Fokke Christian Peters’ *Gedankenfluß und Formfindung, Studien zu einer intellektuellen Biographie Karl Friedrich Schinkels* ist weniger, als aus einer Not eine Tugend zu machen, sondern gleichfalls exemplarisch für diejenige Einseitigkeit, die Schinkel gegenüber Tradition, richtiger unfreiwillige Methode hat, denn in allen praktizierten Einschränkungen kommt geübte Vorsicht zum Ausdruck angesichts eines durch unüberschaubare Deutungen unüberschaubar gewordenen Werks, das dennoch weitere rezeptive Möglichkeiten suggeriert, wie es der fragmentarischen Vita gegenüber immer weniger machbar erscheint. Die auf komplexes Äußern angelegte menschliche Konstitution erlangt ihren höchsten Grad, sobald sie sich in Werkform zu äußern beginnt, und dies in Werken unabsehbarer Gültigkeit. Konsistentere Gestalt und gleichzeitig weitreichendere, weil innerlich oder bedeutungsseits entgrenzt, erreicht kein menschliches Tun. Interessant wird eine Biographie und überhaupt unternommen eines Werks wegen, des Phänomens halber, dass wenige zu Hervorbringungen gelangen, deren gute und beste nicht mehr fallen gelassen werden können, sollte nicht das allgemeine kulturelle Niveau sinken. Die Künstlerbiographie handelt vom originellsten Dasein, dessen Hinterlassenschaft zugleich umfassender, greifbarer und rätselhafter ist als jede andere Lebensbilanz. Schon allein dieses Phänomens wegen sind Leben und Werk untrennbar, obwohl nicht ausnahmslos die Evidenz dieser Beziehung auffällt. Keine menschliche Äußerung erreicht ein Echo, dessen eigentliche Substanz in der Dauer liegt, wie ein künstlerisches Werk. Alles andere verblasst demgegenüber, vergeht, wird Erinnerung und irgendwann vergessen. Ein Werk bleibt als die immanente Ge-

stalt jener Äußerung und wird über lange, sehr lange Zeit betrachtet und bedacht. Es liegt auf der Hand, dass es, um zu solcher Äußerung imstande zu sein, einer besonderen Befähigung bedarf, und das sie Auswirkungen auf die restliche Persönlichkeit hat und *vice versa* oder – solches Potential bedeutet *per se* eine andere Persönlichkeit. Da künstlerischer Werkvollzug von Rang weder lediglich erlernt noch gewollt werden kann, sondern die exklusivste Menschenmöglichkeit des Handelns bedeutet, müssen Leben und Werk innig verbunden sein. Denn je und je konnte ein bestimmtes Œuvre allein einem gewissen Sein entspringen. Jedes Œuvre war nur einem und nur einmal möglich. Ein Werk kann sich allein als Teil eines Lebens ereignen, ist ihm folglich untergeordnet, weil es nur darin entstehen kann. Der Begriff *Werk* suggeriert ein Konsistentes, Homogenes, Ganzes, was es jedoch nie ist: Es ist stets Summe, die Summe der Hervorbringungen einer Kreativität. Jedes Lebenswerk ist ein von Opus zu Opus Differierendes voller Ähnlichkeiten, aber keine letztlich zwangsläufige und folgerichtige Entwicklung, sondern vielem unterworfen. Thomas Manns Eigenwille des Werks, „das nach Verwirklichung strebt und dem das Leben seines Erzeugers nur Werkzeug und freiwillig-unfreiwilliges Opfer ist“ (Mann 1974, 98), ist allenfalls Partielles; die Wirklichkeit dessen, der zu ihm befähigt ist, steuert ihre Gesetze bei.

Zur Leben-Werk-Thematik gehört das selten geäußerte Extrem des im Werk positiv vermeldeten regelrecht aufgesogenen Lebens. Es war Jean Paul, der von der Vorstellung des Schreibens als eines maieutischen Prozesses der Selbstgeburt nicht loskam. „Alle meine Schreiberei ist eigentlich innere Selbstbiographie; und alle Dichtwerke sind Selblebenbeschreibungen [*sic*]“ (Jean Paul 1998, 192, Merkblätter). Der Autor und in weiter gedachtem Kontext der Künstler jeglicher Gattung begegnet ausschließlich im Werk, und dies sogar mit immanenter Tendenz uneingeschränkter Ausdrucksmöglichkeiten, zumindest jedoch alles, wenn auch nicht mehr, so doch *in summa* übermittelt zu haben: „Wenn ich könnte, so möchte ich“, notiert Jean Paul, „was noch kein Autor konnte und kann, alle meine Gedanken nach dem Tode der Welt gegeben wissen; kein Einfall sollte untergehen.“ (Jean Paul 1998, 722, Vita-Buch) Das „Wichtigste in einer Autobiographie“ sei „eigentlich das seines Schreibens“ (Jean Paul 1998, 265, Merkblätter), erklärt er somit folgerichtig. Nicht Inversion oder Rückkoppelung hat in diesen Darlegungen statt, vielmehr wird Werk und Leben ein einziges mit eindeutiger Werkpriorität; die Äußerung ist der Äußernde, sein Werden ist völlig in ihr, ohne die er nicht mehr ist. Gegen Jean Pauls Ansichten ist Oscar Wildes Satz im Vorwort zum *Bildnis des Dorian Gray* harmlos, nämlich „To reveal art and conceal the artist is art’s aim.“

Die Fundamentalproblematik erzählter Biographie

Um ein Leben ganz zu erzählen, bedarf es dessen Lebenszeit. Und weil Sprache nicht Komplexität in ihren Teilen synchron, sondern lediglich linear fassen kann, ist deutlich längere Zeit vonnöten. Jede Biographie kann nur Auswahl sein. Kein vergangenes Leben ist, als was es wirklich war, evozier- geschweige greifbar. „[...] prima quae vitam dedit hora, carpsit“ oder in der schönsten, wenngleich leicht abweichend ausschmückenden Übersetzung von Senecas Vers (Hercul. fur.): „Die erste Stunde, die uns das Leben gab, nahm uns des Lebens erste Stunde“ – und gibt sie nie wieder her, nicht einmal als ungekürzte Erinnerung, ja hat in seinem nicht greifbaren, fluktuierenden Charakter und bedrückenden Unterwegs zu den Manen diese wie jede Stunde als

das, was sie eigentlich ist, nie gewährt. So besteht das eigene Leben aus einer wachsenden Vielzahl bruchstückhafter Erinnerungen und dem steten kurzen Jetzt. Das Leben jedes anderen setzt sich in unseren Augen zusammen aus Erzählungen und den greifbaren Zeugnissen oder Spuren dieses Seins; unmittelbar ist der andere ausschließlich im flüchtigen Jetzt, unmittelbar jedoch nur als Reduktion, als das, was er sagt, tut, wie er blickt, aussieht und nicht viel mehr. In Gänze erfährt man niemanden, nicht einmal sich selbst. Nicht einmal man selbst besitzt sich gegenüber Unmittelbarkeit; man ist, der sich sich selbst mitteilt. Erinnernd versucht man dem eigenen Leben unwillkürlich Struktur, innere Logik, Sinnhaftigkeit zu geben; auch jedes andere gerinnt in der Betrachtung zu einer temporalen Gestalt: ein Leben – amorph – ist nicht vorstellbar noch glaubhaft; eine aleatorische Summe noch ein ledigliches Zeitverrinnen läuft unserer Konstitution zuwider. Biographie ist die Rekreation eines Menschenlebens. Sie ist es unter Eingehen des Wagnisses, ein längst gelebtes Leben erst als strukturiertes und sinnhaftes zu kreieren, ja sogar mit der wirklichen Gefahr verbunden, zu „narrative[n] Versuche[n] einer ästhetisierten Formgebung des Lebenslaufs“ (Schmidt-Lauber 2005, 11) zu werden. Deshalb etabliert sich jede wahre Biographie zwischen Wissenschaft, Kunst, Empirie und Transzendenz, zwischen erinnerten Tatsachen und Näherungsversuchen, Faktizität und Überzeugung.

Georg Simmel sagt: „Wenn wir längst entschwundene Menschen mit der ganzen Fülle ihrer innerlichsten Triebe in uns nachbilden, wenn uns aus der fragmentarischen Überlieferung ihr Charakter entgegenblickt, der sich unter völlig fremden, nie von uns angeschauten Verhältnissen gebildet hat, so ist es offenbar vergebens, diese Fähigkeit aus den Erfahrungen des individuellen Lebens erklären zu wollen, ebenso wie man die Zweckmäßigkeit instinktiver Bewegungen oder die Richtung und Richtigkeit sittlicher Impulse nicht aus dieser Quelle herleiten kann. Wie aber unser Körper die Errungenschaften vieltausendjähriger Entwicklung in sich schließt und in den rudimentären Organen noch unmittelbar die Spuren früherer Epochen bewahrt, so enthält unser Geist die Resultate und die Spuren vergangener psychischer Prozesse von den verschiedensten Stufen der Gattungsentwicklung her; nur daß die Rudimente, die psychischen Wert haben, gelegentlich noch zweckmäßig funktionieren.“ (Simmel 1997, 303f.) Der unabwendbaren Notwendigkeit der Anschauung des zumeist völlig fremden Anderen ist ein Instrumentarium bereitet, hier Fortschritt zu erreichen, auch wenn einen nur schwachen. „Dieses Empfinden dessen, was ich doch eigentlich nicht empfinde, dieses Nachbilden einer Subjektivität, das doch nur wieder in einer Subjektivität möglich ist, die aber zugleich jener objektiv gegenübersteht – das ist das Rätsel des historischen Erkennens, dessen Lösung man bisher noch kaum unseren logischen und psychologischen Kategorien abzugewinnen versucht hat.“ (Simmel 1997, 266) Und weiter: „Die Projizierung eines Vorstellens und Fühlens auf die historische Persönlichkeit ist ein einheitlicher Akt, dessen Vorbedingung allerdings zu sein scheint, daß man den Typus der fraglichen psychischen Vorgänge im subjektiven Leben erfahren habe. Allein indem sie jetzt als Vorstellungen eines anderen reproduziert werden, machen sie eine psychische Umformung durch, die sie von dem eigenen Erlebnis der erkennenden Persönlichkeit ebenso abhebt, wie sie von dem der erkannten Persönlichkeit abgehoben sind. Wenn also diese beiden letzteren selbst generell übereinstimmen, wenn auch Liebe und Haß, Denken und Wollen, Lust und Schmerz als persönliche Ereignisse in der Seele des Erkennenden eben diesen in der Seele des Erkannten genau wesensgleich wären, so bildet doch nicht dieses unmittelbar Gleiche

die historische Erkenntnis, sondern jener durch die Projizierung auf einen anderen umgeformte Vorstellungsprozeß.“ (Simmel 1997, 266) Schließlich habe „die psychologische Konstruktion, die für uns das Bild geschichtlicher Persönlichkeit bedingt, [...] die besondere Schwierigkeit: daß der Historiker das Gesamtbild einer Persönlichkeit nur aus ihren einzelnen Äußerungen gewinnen, diese Einzelheiten aber nur aus einem schon zum Grunde liegenden Gesamtbild der Persönlichkeit richtig deuten und gruppieren kann. Wie sich dieser Zirkel in der Praxis löst, liegt freilich nahe. Zunächst so, daß an irgendeinem Punkt dogmatisch oder hypothetisch begonnen werde und das Fortschreiten in der gleichen Richtung nun durch die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, alle weiteren Einzelheiten in dem gleichen Sinne zu interpretieren, jene erste Annahme bestätigt und zu relativer Gewißheit bringt oder umgekehrt zu ihrer Revision zwingt – einer der häufigen Fälle geistiger Bewegungen, in denen zuerst die Voraussetzung ihre Folgen, dann aber die Folgen ihre Voraussetzungen tragen.“ (Simmel 1997, 253) Dass geschichtswissenschaftliche Methodik und damit biographische überschritten werden müsse, weiß Simmel ebenfalls: „Das Mitfühlen mit den Motiven der Personen, mit dem Ganzen und Einzelnen ihres Wesens, von dem doch nur fragmentarische Äußerungen überliefert sind; das Sich-Hineinversetzen in die ganze Mannigfaltigkeit eines ungeheuren Systems von Kräften, deren jede einzelne nur verstanden wird, indem man sie in sich von neuem erzeugt – das ist der eigentliche Sinn der Forderung, daß der Historiker Künstler sei und sein müsse.“ (Simmel 1997, 297)

Identität

Weiß der Biograph überhaupt, über wen er spricht? Nein. Weiß man selber eigentlich, wer man ist? Nein. Identität kennzeichnet das Prädikat der Unerreichbarkeit. Identität ist, der ich mir bin; jedem anderen gegenüber ist meine Identität die Summe des Vermittelten, denn wer ich in meiner essentiellen Individuation bin, kann niemand anderer erfahren. Jedes Erleben rahmt das Sich-selber-Erleben in beidseitig schwankender Intensität. Lears Schatten heißt, dass jeder andere nur den mittelbaren, ja sehr mittelbaren Lear erleben kann; Lears Frage kann eigentlich nur er selbst beantworten, und auch er nicht mit letzter Gewissheit.

Lear: *Doth any here know me? This is not Lear:
Does Lear walk thus? speak thus? Where are his eyes?
Either his notion weakens, his discernings
Are lethargied, Ha! 't is not so.
Who is it that can tell me who I am?*

Fool: *Lear's shadow.*

Das Absurde der Frage, da ich nur ich sein kann und die Konstellation eines Wers, der ich bin, unmöglich ist, hier beiseite gelassen. Mit anderen Worten: Was geäußert wird, ist immer weniger als der oder das, was äußert; allenfalls die Summe des Geäußerten entschädigt. Das dauernde Erleben dessen, wie man ist, ergibt als Erfahrung die eigene Identität – und weil es nicht mehr ist, nichts Konsistenteres, sondern lediglich Zustand, kann jeder sich selbst vergessen. Identität ist eine Selbstgewöhnung.

Schinkels Selbstdarstellung im Werk

In jedem Œuvre stellt sich dessen Urheber dar, wenngleich auf nicht offenkundige Weise. Künstlerische Produktion ergibt nie ein Selbstporträt, vielmehr eine implizierte Selbstdarstellung der eigenen Konstitution. Ungleich deutlicher sind die Außenbezirke eines Gesamtwerks, Werkerweiterungen wie selbstverfertigte Theorie oder Visualisierung eigener Werke oder Werkerweiterung als Selbstdarstellung und -offenbarung in Form nicht anders möglicher Kreativität, Selbsterscheinung auf besondere Weise. Für Schinkel selber war es die stete Selbstvergewisserung dem eigenen Werk gegenüber. Es ist merkwürdig: Er war nicht fähig, ein wirkliches Selbstporträt zu zeichnen oder zu malen. Seinen adäquaten Porträtisten hat er nicht gefunden. Auch Christian Daniel Rauch hat uns neben vielen anderen Porträts ausgerechnet dasjenige Schinkels nicht überliefern können. In allen Schilderungen bleibt Schinkel eigenartig distanziert. Noch in der jüngsten, in Christoph Werners *Schloß am Strom* mit dem moritatenhaften Untertitel *Die Geschichte vom Leben und Sterben des Baumeisters Karl Friedrich Schinkel*, die als Roman naturgemäß größere Freiheiten besitzt, gewinnt er keine echten Konturen. Schinkel war, ist und bleibt schwer greifbar. Ein weitausladendes Werk droht unter der eigenen Masse den Urheber aufzulösen. Und dennoch, Schinkels Identität offenbart sich im Œuvre samt all seinen Ausläufern wie sonst nirgends. Sein Leben ist ausschließlich vor der Folie des Werks zu sehen, sein Werk nur unmittelbar mit dem Leben. Leben und Werk sind auf besondere Weise verschränkt. Ein Leben und ein Werk sind das immer, das Ganze aber graduell verschieden, sogar innerhalb eines Œuvres.

Der Verlauf eines Lebens wird geprägt von Umständen, dem, was je der Fall ist, Tatsachen der Wirklichkeit, mit denen individuelle Ziele, Wünsche, Fähigkeiten und sonstige Eigenschaften korrelieren oder kollidieren und nicht selten durch sie ins Leere laufen. Es muss fraglich bleiben, ob persönliches Begehren sich zwingend durchzusetzen vermag oder zuletzt die Verhältnisse ermöglichen und ersticken. Feststeht, dass kein Lebenslauf frei ist von vereitelten Vorhaben sowie enttäuschten Hoffnungen, es aber auch zu Biographien kommt, denen mehr zugestanden wurde als erträumt bis hin zum Tyrannen, dem ungeahnte Macht erwuchs, wobei offen bleibt, wie viel er selbst begehrte und wie viel die Umstände eröffneten. Niemand ist Autor seines Weges, obwohl durchaus, je nach Standpunkt, dessen Subjekt.² Für Schinkels Biographie gilt, dass die Tragweite gewisser relevanter Ereignisse von Kindheit an zwar jedesmalige Erwähnung, aber keine Wertung finden. Die bisherige Schinkel-Biographie ist eine Lebensbeschreibung mit wenigen strukturierenden Wegmarken überwiegend äußerer Ereignisse, an und zwischen denen das Werk in seiner pluralistischen Gestalt sich entwickelte, wobei Schinkel nicht Mensch wird, sondern medialen Charakter gewinnt. Nicht mehr als eine überschaubare Zahl von Biographemen im Sinne Roland Barthes', und zwar weitgehend unhinterfragt, bilden Schinkels bekannte Vita. Auch die tatsächlichen Rollen prägender Persönlichkeiten in Schinkels Leben

2 Vgl. Harm-Peer Zimmermann: Über die Würde narrativer Kulturen. Mythen und Lebensgeschichten im Spiegel postmodernen Wissens. In: Schmidt-Lauber 2005, 137: „Der verschwundene Passant kehrt wieder, wird als Subjekt, als Autor seines Weges wieder sichtbar, indem er beim Sprechen/Gehen eine ‚Kunst der Redewendungen‘, eine ‚Rhetorik des Gehens‘ entwickelt. Eine Art von Wiedergängerei ist es also, in deren Gestalt das lebensgeschichtliche Erzählen umgeht und somit der lebensgeschichtlichen Erzählforschung ein postmodernes Comeback ermöglicht“.

sind nicht annähernd eruiert. Dieses Dasein, welches Spuren einer Güte hinterlassen hat, wie dies ausschließlich hoch kreativen Menschen eignet, füllt in den Augen der Nachgeborenen zwischen jenen Wegmarken fast nichts, von Arbeiten an irgendeinem Opus abgesehen, entzieht sich chimärenhaft in einen untergegangenen Staat und dessen Bauverwaltung und einer Lebenswelt, die die unsere nicht ist.

Leben und Werk, unterschiedlich gewichtet

Die Leben-Werk-Problematik wirkt sich angesichts Schinkels schon deshalb erheblich nachteiliger, paradoxerweise aber unmerklicher aus, da das Werk eindeutig das Primäre, ja mit Tendenz zum Alleinigen ist, und das Leben in Gestalt von unablässiger Arbeit ein vom Werk Absorbiertes. Ohnehin, als weitere Schwierigkeit fällt die Tatsache auf, dass Schinkels Leben zur Marginalie geronnen ist, worüber erstaunlicherweise Konsens besteht. Das Klischee der Trennung von Leben und Werk oder deren Vorstellung rührt daher, dass ein ausschließlich oder doch weitgehend einem Werk, also solchem Tun gewidmetes Leben vital als Versäumnis gewertet, zumindest empfunden wird. Diese Betrübnis herrscht Schinkel gegenüber befremdlicherweise überhaupt nicht, aber müsste angesichts solchem Grad an Arbeit ausgesprochen groß sein. Schinkel scheint einfach Opfer der Bequemlichkeit geworden zu sein, die die Leben-Werk-Problematik aufgehoben hat, da Schinkels übermäßige Arbeitsleistung das sie umschließende Leben negierte.

Neben dem Werk respektive der Arbeit soll ein Leben sich ereignet haben von möglichst breiter Anlage und Ereignisvielfalt. Besagt *Leben und Werk*, dass etwas Kommensurables an Bedeutung neben dem Werk, welches in seiner Gestalt anschaulich ist, besteht, wohingegen ein wenn auch schillerndes Leben neben einem bedeutungslosen Werk die Verbindung auflöst. Die Konnektion *Leben und Werk* scheint von zweierlei zu künden, und zwar zweierlei, das jeweils ungehindert sich nebeneinander entfaltet. Ein Schicksal an der Norm, das durchweg von höchst einseitiger Arbeit tagtäglich vereinnahmt wird, scheint dennoch nicht einer vergleichbaren Gefahr ausgeliefert zu sein, wie es eine Existenz mit der Hinterlassenschaft eines (Euvres ist, aber wohl nur deshalb, weil ein Werk augenfällig ist, lebenslange routinierte Arbeit hingegen nicht. Die Leistung, die etwas Greifbares auf höchstem Niveau zeitigt, scheint potentielle Bedrohung, Lebensinhalte zu absorbieren, obwohl sie durchaus deren bester Niederschlag sein kann. Die Zwanghaftigkeit des kreativen Menschen, eben nicht anders zu können, scheint ihm wegen des Werkvollzugs ein Leben jenseits dessen oder eigentliches zu rauben. „Der Begriff des Genius [...] ist der allgemeinste und scheint noch an jene Vorstellung von asketischer Lebenshaltung geknüpft, die die religiöse Inspiration des Mittelalters dem Helden des Glaubens auferlegte und die in der Renaissance auf die Begnadung des Genius übertragen wurde.“ (Kris 1995, 145f.) Schinkel hat das Bild des unter der Arbeitslast leidenden Künstlers einerseits lanciert – jene „gewisse rastlose Tätigkeit, der er späterhin, da sie ihm Natur geworden“ wohl gemerkt „viele zu danken hatte“ (Mackowsky 1981, 26) – und andererseits der Wirklichkeit der seine eigentliche Arbeit stark belastenden Einflussnahmen deutlichen Ausdruck gegeben: „Die Sphäre des Artistischen, welche allein mir zusagt, hat in meiner Ansicht eine so unendliche Ausdehnung, daß ein Menschenleben viel zu kurz für sie ist. Mit Bekümmernis fühle ich, daß ich unter anderen Verhältnissen noch mehr darinnen hätte leisten können, daß ich aber innerlich zerrissen werde durch

Arbeiten, zu denen ich die Zeit meiner eigentlichen Bestimmung entziehen muß.“ (zit. nach Rave 1981, 88) Dass das Leben vermeintlich Opfer des Werks wird, ist eine der Quellen des Heroismus. Eine Tatsache im übrigen, an der nicht wenige Künstler gerne mitgewirkt haben. So bemerkt Benjamin, dass „Proust selbst“ es seinen Lesern „an vielen Stellen erleichtert, auch dieses *œuvre* unter der altbewährten, bequemen Perspektive der Entsagung, des Heroismus, der Askese zu betrachten. Nichts leuchtet ja den Musterschülern des Lebens so ein, als eine große Leistung sei die Frucht von nichts als Mühen, Jammer und Enttäuschung. Denn daß am Schönen auch das Glück noch Anteil haben könnte, das wäre zuviel des Guten, darüber würde ihr Ressentiment sich niemals trösten.“ (Benjamin 1996, 167) Das Agens des „Werkmenschen“ (Mann 1974, 77) ist ihm selbst ein Unüberwindliches, dem nachzukommen angesichts der Fähnisse des Daseins jenes Trotzdem zur Folge hat, das exemplarisch fassbar wurde in Michelangelos Sixtina-Gerüst, das Realität war und Symbol geworden ist für die heroische Mühsal künstlerischen Tuns. Der Kampf gegen alles, was zuwiderläuft, scheint unumgängliches Ingredienz jeder Werkentstehung. „Im übrigen: wie innig die Symbiose dieses bestimmten Schaffens und dieses bestimmten Leidens gewesen ist, erweist am deutlichsten, daß nie bei Proust jenes heroische Dennoch zum Durchbruch kommt, mit dem sonst schöpferische Menschen sich gegen ihr Leiden erheben.“ (Benjamin 1996, 178) Dass der Verfasser selbst erstaunt gegenüber dem, was wurde, ist somit folgerichtig und außerdem natürlich. „[...] diese Mischung des Trotzdem und der Selbstüberraschungen, aus der die großen Werke kommen und die begreiflicherweise mit der Zeit das Gefühl des Hingehaltenseins durch eine eigenwillige Aufgabe erzeugt. Ja, es ist schwer, hier nicht an einen metaphysischen Eigenwillen des Werkes zu glauben, das nach Verwirklichung strebt und dem das Leben seines Erzeugers nur Werkzeug und freiwillig-unfreiwilliges Opfer ist.“ (Mann 1974, 98) Etwas nicht Unterdrückbares scheint Kreativität mitzukonstituieren, das überdies naturgemäß die Gestalt eines *Œuvres* insgesamt nicht zu erkennen vermag.

*Ich kann mein Werk nicht überschaun
Und fühl doch: es steht vollendet.
Aber, die Augen abgewendet,
will ich es immer wieder baun.
Rainer Maria Rilke: Der Rätselhafte*

Dem korrespondiert ein Drängen zum Artefakt in allem, potentiell in Werkgestalt Transformierbaren: „Die Marmormassen sollen nicht tot in der Erde bleiben wie eine massige Nacht; Zedern und Zypressen fühlen sich nicht zufrieden, in Flammen oder Fäulnis unterzugehen, wenn es möglich ist, in wohlriechende Balken und glänzende Möbel verwandelt zu sein.“ (Valéry 1995, 116) Die Vermutung eines Eigenwillens des Werks lag auf der Hand, und der von Rimbaud festgehaltene Satz musste früher oder später irgendwem in den Sinn kommen: „C'est faux de dire: Je pense. On devrait dire: On me pense.“ (Rimbaud 1961, 240)

Zeitbedingter biographischer Rahmen als existentielle Grenzlinie

Die Konsequenz der Etablierung des Schinkel-Bildes noch zu Lebzeiten und unmittelbar nach seinem Tod durch Kugler, Gruppe und Waagen ist erstaunlich. Woher

wussten sie, was sie wussten über Schinkel? Gewiss, vieles war öffentlich bekannt, jedoch lange nicht alles, was in deren Lebensbeschreibungen enthalten ist. Das nicht Öffentliche war vermittelt durch andere oder stammte von Schinkel selber. Ohnehin war mit der Festlegung einer Gesamtdarstellung dieses Künstlerlebens entschieden, was geschildert werden musste, und auch, was nicht. Die Betrachtung einer öffentlichkeitsrelevanten Person aufgrund evident positiver Leistungen schloss anderes, auch wenn es diese Existenz essentiell charakterisierte, aus, in einem protopsychologischen Zeitalter sogar unwissentlich. Es konnte nicht um eine kritische Biographie im heutigen Sinn gehen, dies ist Kugler, Gruppe und Waagen zugute zu halten, wobei keineswegs eine durchaus zu große Pietät übersehen werden soll, ein *de mortuis nil nisi bene* besonderer Prägung einem Künstler von nationalem, ja internationalem Renommee gegenüber. Biographischem war ein narrativ streng abgegrenzter Rahmen zugeordnet: Allzu Persönliches und gar Problematisches wurde nicht thematisiert. Es herrschte eine Tendenz zum Heroischen vor, am eklatantesten gewiss angesichts der Beethoven-Biographie, der Stilisierung also zum Leidensmann und weltentrückten Titanen, einsam den Elementen ein Werk abringend, wohinein das auch Schwere der frühen Bonner Jahre ganz und gar nicht passte. Die Tendenz zum Heroischen als eine Gefahr, der bildende Künstler und unter ihnen niemand so sehr wie Architekten ohnehin deutlich geringer ausgesetzt waren. Der mithin gedrosselte Heroismus bei Schinkel ist bequemlichkeitshalber bis heute beibehalten worden. Ein vielsagendes Beispiel lebensbeschreibender Praxis jener Zeit ist Goethes Darstellung von Winckelmanns Sterben. Die Absicht des Wahrens eines gefälligen Bildes jenes weltberühmten Mannes vertrug nicht die Wahrheit, die es gab.

Der harmlose, unverfängliche Beginn von Goethes Abschnitt über Winckelmanns Ende, *Hingang* überschrieben und Teil seiner *Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns*, 1805 veröffentlicht, besitzt einen geradezu neutralen, obgleich überschwänglichen, aber alles in allem angemessenen Ton: „So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen, alle Äußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er soviel Wert legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen.“ (Goethe 1969, 231) Der nächste Satz jedoch bedeutet eine völlige Wende; noch an den vorhergegangenen anknüpfend, kommt es nun zu einer Äußerung, deren Behandlung der Tatsachen verstört oder einen Zynismus demonstriert, der erschreckt: „Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen.“ (Goethe 1969, 231) Am 8. Juni 1768 wird Winckelmann in der Triester Osteria Grande von seinem Zimmernachbarn nach einem gescheiterten Erdrosselungsversuch und erbittertem Kampf mit fünf Messerstichen niedergestreckt und stirbt sechs unendliche, unendlich qualvolle Stunden später. Goethes Darstellung ist nicht nur „fast gewaltsam harmonisierend“ (Mayer 1981, 198), denn auch er „muß es anders gewußt haben“ (Mayer 1981, 199); sie entstellt verächtlich offenkundig eine Wahrheit, um von der Wahrheit dahinter wie trotzig nichts wissen und sagen zu wollen. Schon 1799, im Brief an Schiller vom 21. August, hatte Goethe festgehalten: „Mein stilles Leben im Garten trägt immerfort wo nicht viele, doch große Früchte. | Ich habe diese Zeit fleißig Winckelmanns Leben und Schriften studiert.“ (Gräf 1964, 640) Angesichts der Ermordung

eines Schweizer Medailleurs während Goethes erstem römischen Aufenthalt vergisst er nicht die Parallele zu Winckelmanns Ende, wenn auch salopp, unter dem 24. November 1786 der *Italienischen Reise* zu notieren.³ Und noch am 21. Dezember 1804 schreibt er an Schiller: „[...] die Schilderung Winckelmanns [...], die doch auch nicht aus dem Stegereif gemacht werden kann“ (Gräf 1964, 843). Indes scheint Goethe hier etwas gänzlich anderes gemeint zu haben, als diese wenigen Worte suggerieren. Im *Hingang* nämlich treibt Goethe das seiner Meinung nach Gute dieses Todes für Winckelmann, der indes ein früher oder rechtzeitiger allein aufgrund von dessen Gewaltsamkeit sein konnte, weiter: „Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerstreung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem anderen Sinne, vorausgesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen, er hat als Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann vonhinnengegangen.“ (Goethe 1969, 231) Wissend, was er tat, konnte Goethe nicht verborgen bleiben, „wie aufreizend geradezu auch für Winckelmanns Freunde und Verehrer die Proklamation der intakten Männlichkeit wirken mußte“ (Mayer 1981, 199). Der zeitliche Abstand zur Bluttat hilft Goethe, ja räumt ein gewisses Moment der Freiheit den Tatsachen gegenüber ein. So bleibt weiterer Raum der Beschreibung des Vorteilhaften dieses plötzlichen Trierster Todes wie Nachwelt, assoziativ Klassisches, schließlich reines Geschwafel: „Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen, denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so blieb uns Archill als ewigstrebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zugute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen.“ (Goethe 1969, 231) Die plumpe Evidenz des Falschen wirkt wie eine panische Flucht nach vorn. Winckelmanns Homosexualität, die seinem Tod das eigentlich Tragische und zugleich Entwürdigende gab, weil sie fraglos an der Ursächlichkeit des Verbrechens Anteil hatte, hätte Goethe niemals zum Ausdruck gebracht, zumindest nicht da, wo es um die Ausbreitung der auch eigenen ästhetischen Überzeugungen ging, deren Anspruch nicht einmal vor der Lüge Halt machte und damit ihre leider auch intendierte Kleinkariertheit verriet. Schon die Stunden des Verblutens und ihr Grund waren, lediglich als Nachricht, für Goethe tabu, daher Minimierung und Entstellung, ja Falsifikation unumgänglich. Ihre Erwähnung hätte die Schmach Winckelmanns impliziert. Die „*Entblößung eines Doppellebens* [...]“; weshalb Goethes eigenwillige Thesen gerade darauf hinstrebten, just diese Diskrepanz und Ambivalenz zu leugnen. Im Bemühen, den männerliebenden Winckelmann als Vorbild der Männlichkeit zu preisen, das jähe Ende ohne Anmut und Würde als ein glückliches zu stilisieren, verkennt Goethe die spezifischen Widersprüche, damit die geheime und erregend gebliebene Produktivität Winckelmanns.“ (Mayer 1981, 203, Hervorh. H.M.) Noch Willibald Alexis' und Julius Eduard Hitzigs *Kriminalfälle des neuen Pitaval*, ab 1842 veröffentlicht, verschweigt Winckelmanns Homoerotik.

3 Vgl. J.W. Goethe 1777/11, 156: „Heute ward ein braver Künstler Schwendimann, ein Schweizer, Medailleur, der letzte Schüler von Hedlinger, überfallen, völlig wie Winckelmann. Der Mörder, mit dem er sich herumbalgte, gab ihm an die zwanzig Stiche, und da die Wache hinzukam, erstach sich der Bösewicht selbst. Das ist sonst hier nicht Mode. Der Mörder erreicht eine Kirche, und so ist's gut.“

Schinkels Selbstbild und Erscheinungsbild

Die Außen- und die Innenperspektive, mithin Rezeption und Selbstverständnis Schinkels scheinen, wo nicht weitgehend kongruent, so doch im externen Bild eigenen Wünschen zu folgen. Dass Schinkel der strategischen Selbstinszenierung nicht abhold war, ja an einer Imago grundlegenden Anteil hatte, kann angesichts einer Gestalt seines Formats vorausgesetzt werden. Vom *a priori* anspruchsvollen Selbstbild soviel wie möglich ins Erscheinungsbild zu transponieren, war ihm hohes Anliegen, wobei der Rezeption auch die Historizität solcher imagotypen Strukturen nicht entgehen darf. Dies ereignete sich bei Schinkel eher abstrakt denn konkret, als eine Ikonographie der Selbstinszenierung. Sämtliche Schinkel-Porträts verzichteten auf jegliche Dingsymbole. Schinkels zurückhaltenden Habitus anlangend, kam lediglich Franz Ludwig Catel ihm nahe, wenn auch nicht wirklich. Die Schinkel-Bilder, die überzeugenden oder adäquaten, entsprechen dem Prinzip der mimetischen Authentizität. Allein Friedrich Tiecks appollinische Büste huldigt demjenigen der idealisierenden Stilisierung in der klassizistischen Tradition Winckelmanns. Dass die Heroisierung Architekten gegenüber deutlich geringer ist, kam Schinkels Biographie zugute. Es hat ihn in kein heroisch schiefes Licht gezerrt, angesichts dessen das diffuse, ihn kaum konturierende, vorzuziehen ist. Dass das idealisierende Moment in den Porträts gleichfalls kaum stattfindet, ist ein wahres Positivum. „Ein doppelter Zusammenhang scheint zwischen Biographik und Lebenslauf zu bestehen. Die Biographik verzeichnet das typische Geschehen und durch die Biographik wird das typische Schicksal eines Berufsstandes geprägt, ein typisches Schicksal, dem der Tätige sich ein Stück weit unterwirft. Diese Beziehung betrifft nicht ausschließlich oder vor allem das bewußte Denken und Handeln des einzelnen – in dem sie durch eine besondere ‚Berufsethik‘ vertreten sein mag –, sondern gehört dem Unbewußten an. Das psychologische Gebiet, auf das wir hier hindeuten, mag man unter dem Schlagwort ‚Gelebte Vita‘ begreifen.“ (Kris 1995, 164, Hervorh. E.K./O.K.)

Verantwortung erzählter Biographie

„The proper study of mankind is man“ sagt Alexander Pope im *Essay on Man*. Vom Menschen als eigentlichem Thema muss alles ausgehen und zu ihm alles hinführen. Schon weil jedes Kunstwerk etwas vom Menschen über den Menschen ist, kann keine ernsthafte Rezeption die Vita hinter oder auch vor den Artefakten ausgrenzen. Zumindest latent ist der Verfasser im Vollzug der auch oberflächlichsten Werkinterpretation zugegen. Behauptet werden kann nicht, dass eine menschliche Äußerung, also auch ein Artefakt, durch Kenntnis des Äußernden undeutlicher würde noch jener durch sein Handeln an Kontur verlöre. Vielmehr trägt jede Äußerung eines Menschen zu seiner Erscheinung als eines solchen bei wie in Gegenrichtung dessen Kenntnis jeden seiner Schritte klarer macht. Welt ist Menschenwerk oder die Summe aller menschlichen Äußerungen. Sie ist das *summum bonum et summum malum*. Die Welt ist ausschließlich menschlich, weil sie dauernder Ort und Bilanz aller Menschen ist. Ohne Kenntnis des Menschen gibt es kein Weltverständnis und keines ihrer Teile. Ein Mensch ohne Biographie bleibt ein stummes Bild; ein Menschenwerk ohne ersichtlichen Schöpfer bleibt Rätsel. Die Biographie an sich oder das gelebte Leben ist ein spezifisch Invisibles, ein niemandem lückenlos Überschaubares, ohne die eigene Geburt und den eigenen Tod überhaupt zu erwägen. Ein geschlossenes Bild seines

eigenen Lebens besitzt niemand. Die Biographie als Narration ist auf ihre Weise unerreichbar. Einem nicht wirklich Vermittelbaren, dem fremden Leben gegenüber, ist sie das Unternehmen der literarischen Darstellung desselben, das weder vom Dargestellten vermittelt werden kann noch vom Darstellenden. Dass sich zwangsläufig die Biographie auf das Vehikel von Zeugnissen stützen muss, weist hin auf die Malaise lebensgeschichtlicher Untersuchungen. Und mehr noch: Auch der Dialektik entgeht kein biographischer Versuch, keiner der biographischen Theorie noch einer, die an der Zeit ist. Dementsprechend darf beispielsweise moderne Biographik nicht zum anachronistischen Vademekum eines Überschau- und Nachvollziehbaren verkommen oder zum mit innerer Logik versehenen und sich, trotz allem extern Lauernden, offerierenden Muster. Siegfried Kracauers Essay *Die Biographie als neubürgerliche Kunstform* verkennt Aufgabe und Rang der sich ausschließlich mitentwickeln könnenden Biographik als verfügbar Restriktives, als „scheinbar notwendige Prosaform“, die insbesondere angesichts der „Krisis des Romans“ (Kracauer 1977, 76) etwas wie einen festen Punkt biete. Angesichts des Verlusts aller umkreisbaren und konsistenten Sinnmodelle kann und darf keine Biographie, wenn ein Text diesen Namen verdient, zum reaktionären Gegenbild werden und sich dem Biographierten somit mehr als entfernen. Wer immer biographisch erfasst werden soll, ob der Zeit des Biographen noch zugehörig oder ein längst vergangenes Leben, moderner Biographik verbietet es sich, Viten unter von den heutigen abweichenden Gegebenheiten dialektisch als wohl-tuendes Gegenbild zum Jetzt zu präsentieren, sondern sie muss auf der Höhe der Zeit der Abfassung das vormalige Leben in seinen allen Späteren letztlich fremden Eigenheiten reflektieren, ohne die aktuelle Realität außer Acht zu lassen. Deshalb ist Adornos Briefstelle unverändert gültig, dass nämlich „der Begriff des Lebens selber als einer aus sich entfaltenden und sinnvollen Einheit gar keine Realität mehr hat, so wenig wie der des Individuums, und daß die ideologische Funktion der Biographien darin besteht, daß an irgendwelchen Modellen den Menschen demonstriert wird, daß es noch so etwas wie ein Leben gebe, mit all den emphatischen Kategorien von Leben, und zwar gerade in empirischen Zusammenhängen, welche die, die kein Leben mehr haben, mühelos für die ihren reklamieren können“ (Doohm-Müller 2003, 725, an Leo Löwenthal 25.11.1942).

Die biographische Balance

Der letzte Vers des *Johannesevangeliums* lautet: „Es gibt noch vieles andere, was Jesus getan hat. Wollte man das im einzelnen niederschreiben, so könnte, glaube ich, selbst die Welt die Bücher nicht fassen, die man schreiben müßte.“ (Joh. 21, 25) Das von Jüngern des Johannes Gesagte gilt von jedem menschlichen Leben. Eine auslassungsfreie Lebensbeschreibung müsste jeden Augenblick des Lebens oder alle Äußerungen und auch inneren Vorgänge darlegen – eine Unmöglichkeit. Niemandem ist andererseits das eigene Leben insgesamt präsent oder überschaubar, denn niemand erinnert sich insgesamt an sich selber, an alle Tage, Stunden, Handlungen, Gedanken. Jeder wird in seinen Erinnerungen reduziert und legt sich sich selbst zurecht. Die Handlungen schon nur eines einzigen Tages, dessen Gedanken, Eindrücke, Worte, Blicke, Gesten, Erinnerungen, Pläne entfallen zum großen Teil oder werden psychisch verschüttet und nur sehr partiell erinnerbar gehalten. Obwohl es kein absolut Bedeutungsloses in Form menschlicher Äußerung gibt, auch als Wertung; ohne fixierte

„Wertgrenze“ (Hildesheimer 1977, 8) wird Biographie zum unüberschaubaren und ausufernden Unternehmen. Wer man eigentlich ist, also derjenige einer Spanne aller Augenblicke, weiß nicht einmal irgendjemand selber. Rätsel ist sich jeder selbst und größeres Rätsel jedem jeder andere. Erinnerung wird zur trügerischen Vorstellung und führt bestenfalls zum Bewusstsein, dass man nicht man selbst, wie es dennoch jeder glaubt, ist, es nicht sein kann in der Konsistenz, die die Retrospektion des Ichs herstellt. Umgekehrt unterliegt jeder der Gefahr, zu sich selbst auf Distanz zu geraten, sich zu verlieren, buchstäblich sowie gegenüber seinem gewollten oder zumindest möglichen Sein, wie Augustinus es innerhalb der *Confessiones* schildert, wissend, dass er alleine keine wirkliche Änderung herbeiführen kann. Somit kommt es zur Überantwortung des eigenen Lebens an Gott oder nichts anderem als dem Eingesändnis, dass eine Individuation jenseits eines Höheren zu keiner, nicht einmal selbst-artikulierten Vollendung fähig ist: „Nicht ich selbst will mein Leben sein“; „Nemo me prohibeat: hunc bibam et hunc vivam. Non ego vita mea sim: male vixi ex me, mors mihi fui; in te revivisco.“ – Jedes Leben wird, erinnert, Bruchstück der effektiv vergangenen Lebenszeit. Biographie und gelebtes Leben bedeuten zwei rudimentäre Komplexe: was der, dessen Dasein thematisiert werden soll, nur noch weiß und sich reflektierend ist sowie was der Biograph aus dem Vorhandensein wählt. Die ideale Biographie nähert sich einer Kongruenz dieser beiden Felder an. „Noch viele andere Wunderzeichen“, so das eigentliche Schlusswort des *Johannesevangeliums*, „hat Jesus vor den Augen seiner Jünger gewirkt, die nicht in diesem Buch aufgezeichnet sind. Diese aber sind aufgezeichnet, damit ihr glaubt, daß Jesus der Messias ist, der Sohn Gottes, und damit ihr im Glauben Leben habt in seinem Namen.“ (Joh. 20, 30f.) Der Autor erläutert und rechtfertigt seine Selektion hinsichtlich der auch hier notwendigen biographischen Balance.

Leben als Unvermittelbares, Biographie als Unmögliches

Eine Biographie zu schreiben ist eine Unmöglichkeit. Man kennt – wirklich und umfassend – niemanden, nicht einmal sich selbst. Welchen Teil eines Lebens kann man sich wagen, wirklich darzustellen und gar zu interpretieren! Goethe hält als die „Hauptaufgabe der Biographie“ fest, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, daß nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, inwiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den Willigen als Unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet, dergestalt, daß man wohl sagen kann, ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein.“ (Goethe 1977/10, 13f.) Ein Mensch ist, indem er geworden ist, das heißt körperlich überhaupt da ist; er wird weiter, indem er sich äußert; aber dies tut er, wie er es kann: zwischen seinem immanenten und geoffenbarten Sein entstehen damit erste Diskrepanzen. Jeder fasst ihn und seine Äußerungen wiederum mit seinen eigenen beschränkten Möglichkeiten auf, wobei die zweite Verschiebung entsteht. Aufgrund dieser unklaren Teilaspekte will man dann etwas Gültiges sagen! Hinzu kommt, dass der Biographierte oder das Subjekt der

Narration im Leser die dritte Verschiebung bedeuten würde. Eine biographische Aufzählung oder -listung stattgefunderer Daten zwischen Geburt und Tod ist demgegenüber reine Information, Minimalismus, und verrät nichts Eigentliches. Die Konstitution des Einzelnen wird nach Ortega y Gasset prinzipiell geprägt durch dessen radikale Einsamkeit, worin menschliches Leben je verläuft. Denn „was an uns Menschen am radikalsten menschlich ist: unsere radikale Einsamkeit“ (Ortega y Gasset 1978, 49). Anders gesagt: „[...] ich werde mir normalerweise meines eigentlichen Lebens gar nicht bewußt, gebe mir keine Rechenschaft darüber, was dieses in seiner radikalen Einsamkeit und Wahrheit ist, sondern lebe mutmaßliche Dinge, lebe inmitten von Wirklichkeitsinterpretationen, die mein gesellschaftlicher Umkreis bzw. die menschliche Überlieferung erfunden und gesammelt hat“ (Ortega y Gasset 1978, 91). Und: „Nicht genug damit, daß ich selbst außerhalb des andern Menschen bin; auch meine Welt ist außerhalb der seinen: jeder von uns ist für den Anderen ein ‚Außerhalb‘, und darum sind wir uns von Grund aus fremd.“ (Ortega y Gasset 1978, 71) Mehr noch: „Zu der Einsamkeit, die wir sind, gehören – als wesentliche Bestandteile – alle Dinge und Wesen des Universums, die rings um uns sind, unsere Umgebung bilden, unsere Lebensumstände darstellen, aber niemals mit dem verschmelzen, was man als Einzelner ist, vielmehr immer *das Andere* sind, das absolut Andere, ein fremdes, stets mehr oder minder störendes, negatives, feindliches, bestenfalls inkongruentes Element, das wir darum als das *außerhalb* von uns Befindliche, als das *Fremde* wahrnehmen, weil es uns bedrängt, zusammendrängt und zurückdrängt: die Welt.“ (Ortega y Gasset 1978, 50, Hervorh. O.y G.)

Jeder ist eine Welt, aber deshalb auch jeder von jedem eine Welt weit entfernt. Jeder andere ist jedem ein permanentes Rätsel, ein stets potentielles Missverständnis, sichtbar nur mittels entstellter bruchstückhafter Mitteilungen und Auffassungen. Rilkes Inselfein jedes einzelnen ist, phänomenologisch gesehen, geradezu eine Diminution. Was immer biographisch dargestellt wird, mit dem eigenen verschwommenen, kurzsichtigen und beschränkten Blick unternimmt man es, die eingeschränkten, defizitären Äußerungen eines Fremden zu erklären und in Zusammenhänge zu bringen, deren Bedeutung zu ergründen oder ihnen solche beizulegen. Noch die überbordende Zeugnismenge eines abgeschlossenen Lebens verhilft zu keinem sicheren Urteil und auch nicht „jene eingängigen Erklärungen innerhalb der uns zugänglichen und dem Radius unseres Erlebens entsprechenden Wahrscheinlichkeit. Die Primärquelle ist identisch mit dem Motiv: das Wunschenken“ (Hildesheimer 1977, 11). Wir wissen zwar, was der tote Dargestellte nicht getan hat, aber zugleich wiederum nicht, ob es jenseits seiner Möglichkeiten, Wünsche, Antriebe lag oder nur unterlassen wurde, vielleicht schweren Herzens – noch dem Sich-nicht-Ereigneten gegenüber bleibt zuletzt Ratlosigkeit. Niemandem kommt man sozusagen direkt proportional näher mit zunehmender Fülle der Lebensdaten und -äußerungen. Wieder drängt sich Lear's Frage auf, und es ist klar, dass der Narr ins Schwarze getroffen hat: Lear's shadow und nichts und niemand sonst kann Genaueres über Lear sagen. „Auch Namen sind eitel. Jeder ist nur der Schatten seiner selbst. Nur Mensch.“ (Kott 1980, 156) Der Fall, von welchem Jan Kott spricht, oder der schonungslose Blick auf das Individuum dekurvieren den Menschen an sich. Wir uns selbst und anderen sind metaphorisch nur Schatten, konkret weniger als wir glauben – eine wacklige Vermittlung. Jede Biographie ist ein Schattenriss, je besser um so deutlicher seine Umrisse. „Das Vermögen, sich in eine Gestalt der Vergangenheit zu versetzen, beherrschen wir nicht, vielmehr

bleibt es ewig Gegenstand unserer Wunschvorstellung. Da es niemals durch die endliche Erscheinung der ersehnten Gestalt belohnt und geprüft wird, wuchert es im Unmeßbaren und nährt sich an seiner eigenen Unerfülltheit.“ (Hildesheimer 1977, 290) Das Leben bleibt ein weitgehend Unvermittelbares, das andere wie das eigene. Biographie und Autobiographie trennt keineswegs ein breiter Graben. Ein Selbstporträt ist ein abgebildetes Spiegelbild, man selbst keineswegs unmittelbar, das eigene Abbild der Vermittlung des Spiegels. Genauso ist die Autobiographie die durch Worte vermittelte Selbsterinnerung und -befindlichkeit.

Lebensbeschreibung als Pflicht und unabschließbarer Versuch

Wenn es unmöglich ist, eine Biographie zu verfassen, warum wird es dennoch unternommen? Eine Biographie ist das Unternehmen einem Werk gegenüber, das sich als an und für sich Verständliches entzieht, ebendiesen Charakter zu mildern, indem das Leben in all seinen Aspekten, dessen Verlauf, insbesondere geistige Verfassung beschrieben, interpretiert wird. Das Integrale von Leben und Werk wird damit, sogar wenn unbeabsichtigt, bestätigt. Sie soll überdies der erleichternde Zugang werden. Auf's Menschliche zurückzuführen gilt noch für die Lebensbeschreibung des lediglich populären Menschen. Sie kann auch Flucht vor den Schwierigkeiten des Werks sein, indem ihre Rezeption der Selbsttäuschung dient, etwas vom Werk verstanden zu haben. Sie soll geäußerte Komplexität mildern und verständlich machen, aber entwirft, da die Komplexität eines Werks etwas Immanentes und Naturgemäßes ist, eine weitere Komplexität oder dehnt die eine, da das Leben und die Verfassung solchen Autors nicht einfacher sein kann, sondern im Gegenteil: Das Leben, der Mensch ist stets komplexer als jede seine Äußerungen, mithin auch als jedes Werk.

Der durchschnittliche Mensch ist spätestens ab der ihm folgenden dritten Generation vergessen. Der Werkmensch auf höchstem Niveau, mithin wegen seiner „künstlerischen Überleistung“ (Hildesheimer 1977, 50) oder „immergültiger Hochleistungen“ (Hildesheimer 1977, 61), ist bis heute Teil der Erinnerung aller Folgegenerationen. Von Schinkel trennen uns schon beinahe sieben Generationen, von Palladio bereits siebzehn, von Augustinus nicht weniger als sechzig und von Homer über hundert. In Erinnerung zu bleiben wird natürlich immer schwieriger, weil auch die Werkzahlen ständig wachsen. Die Zahl der Toten hat die der Lebenden überholt. Was an zentraler Stelle im Gedächtnis vieler bleiben wird, wird sich mehr und mehr härteren Kriterien stellen müssen. Geschichte transformiert sich unablässig zu einem Gefüge aus einer zunehmenden Zahl Vergessener und Vergessenem und proportional gesehen weniger werdenden Erinnernten und Erinnertem. Werke, und zwar alle und alles menschlich Verfertigte, entstammen dem Leben, ohne je von ihm gesondert werden zu können. Sie sind Zeugnis und Legat des Daseins, das sich an ihnen auch abgemüht hat, freudig etwas erreichte oder gescheitert ist. Etwas teilt uns hinter jedem Werk seinen Autor mit, so unscharf dessen Umrisse auch bleiben. Ein Verlangen, sie zu verdeutlichen, ist jeder historischen Figur gegenüber unser Wunsch. Es ist menschlich, den Menschen hinter seinem Gemachten sichtbar werden zu lassen. Erst wenn das Werk vergessen würde, würde er es auch. Das Dasein ist mit dem Werk verknüpft und dessen Autor sogar jemand, dessen Erscheinung kollektive Notwendigkeit zu sein scheint. „It is natural to believe in great men“, schreibt Ralph Waldo Emerson in *Representative Men*. „He is great who is what he is from nature, and who never reminds us of others.“

[...] I cannot tell what I would know; but I have observed there are persons who, in their character and actions, answer questions which I have not skill to put.“

Beweggrund jeder Biographie ist es, einen Menschen zu vervollständigen, sich ein Bild zu machen; jede Zelebrität fordert einen greifbaren Menschen, beginnend mit der Neugier ab gewissem Bekanntheitsgrad. Herauszufinden, wer derjenige ist, der noch jenseits dessen interessiert, was an Interessantem über ihn publik wurde, ist zuletzt die verfasste Biographie das einzige und erschöpfende Mittel. Hinter allem Weltgenerierenden steht ein Mensch als Urheber oder Verfasser. Dabei handelt es sich um ein apriorisches Faktum, und das spezifische Bild, welches jede Äußerung im Rezipienten bewirkt, drängt nach Vollständigkeit, deren eigentliches Ziel der Mensch ist, dessen Visualisierung an und für sich in der dargelegten Bahn seines Lebens besteht. Allein auf diese Weise, in möglicher Totalität, ist ein Individuum abbildbar, sein Weg und sein Tun. Was je einer gemacht hat, wird mitgezeichnet durch seinen Verfasser, seine Zeit und seinen Ort. Kein menschliches Handeln erschließt sich ohne Kenntnis des Handelnden, eingedenk, dass sich völlig nichts erschließt, eine bittere Wahrheit, der man stets gewärtig sein sollte. Eine Biographie ist das Resultat des tief humanen Bedürfnisses, zur Anschauung eines Menschen zu gelangen, dessen Äußerungen – gute und böse – nach umfassendem Erkennen Anlass geben. Es drängt zum Ursprung des in die Welt Gesetzten, zum Leben, dessen dargestellte Suche das Werk oder dessen Weg das Verhängnis bedeutet, dem jeweiligen Mittel gegenüber zum Eigentlichen, wobei keine Biographie – auch keine Autobiographie – an ihrem Ziel anlangen kann. Mit anderen Worten: Die gültige Biographie gibt es nicht, weil die Kenntlichkeit jedes Menschen begrenzt ist, da die Möglichkeiten des Erkennens aller – die von sich selbst wie jedes anderen – begrenzt sind. Und weitere Schwierigkeiten gesellen sich hinzu. So sieht jede Zeit jeden vergangenen Menschen anders, trotz unveränderter und mehr noch bei erweiterter Faktenlage. Die Biographie – mit all ihren auktorialen, aber unumgänglichen Schwächen – ist ihrem Wesen nach prozessualer Natur, ein jedesmaliger Entwurf, der fortzuschreiben bleibt, aufbauend auf einem Gerüst der Faktenlage eines Lebens, das fortan untersucht, befragt, bedacht und dargestellt wird. Diejenigen, die zum anhaltenden Gegenstand biographischer Literatur werden, geraten zu einem Bild, auf das sich die Nachwelt einigt im Vollzug des immer von neuem Aufnehmens solchen Lebens mit prinzipiell zu hoch gestecktem Ziel der Enträtselung eines Daseins. Das Telos biographischer Mühe wäre in der uneingeschränkten Entzauberung ihres Themas oder in dessen tatsächlich erkannter absolut unübersichtlicher Komplexität, wofür alles spricht, erreicht. Aber insbesondere was einer nicht sagen kann und mehr noch an sich selber nicht erkennen und kein anderer je erfahren kann, verursacht das biographisch Unmögliche. Eine Biographie ist ein Versuch, der ausnahmslos überholbar bleibt.

Künstlerbiographien als Folge des Umgangs mit Kunst

Machen wir uns nichts vor, das Interesse an Kunst ist nicht sonderlich verbreitet, noch erheblich weniger die intensive Beschäftigung mit ihr. Jedes Kunstpublikum stellt eine Minorität dar, und diejenigen, die die Kunst tragen, sind jeweils eine Minorität dieser Minorität, zutreffend auf jede Kunst, wobei zu differenzieren bleibt, und zwar innerhalb der einzelnen Künste wie zwischen den Gattungen. Klassisch-romantische Musik hat ihr Publikum; ein Stück wie Bruckners fünfte Symphonie schert allerdings

aus. Neuer Musik fehlt das Publikum. Moderne Malerei hingegen steht ganz anders da, gotische Tafelmalerei hinwiederum wirkt auf die meisten völlig fremd. Die *Ilias* oder der *Orlando furioso*, gar *Finnegans Wake* suggerieren nicht, ansprechende Lektüre zu sein, moderne Belletristik hingegen schon. Wie dem auch sei, Architektur offenbart sich hier als Sonderfall. Haben alle anderen Kunstgattungen ihr wenn auch nicht für sämtliche Manifestationen homogenes Publikum und ihre Rezeption, besitzt Architektur so gut wie kein Publikum und fast keine Rezeption. Für mehr als zu Attraktionen mutierten Bauten haben die allermeisten keinen Sinn. Das bedeutet zugleich chronische Unbekanntheit von Architekten gegenüber andern Künstlern. Warum aber ist das so?

Jedes Kunstwerk umgibt *per se* die Distanz, etwas außerhalb des benötigten Lebens zu sein, oder jene Fremde, die das Empfinden der Majorität angesichts künstlerischer Manifestationen bedeutet, denen der befruchtende Umgang verwehrt ist. Erst der vorhandene Zugang zur Kunst erfährt die Mühe mit ihr sowie den vermittelten Schmerz, aber auch das Glück der Wahrheit. Weil Architektur bewohnbar ist, wird sie prinzipiell anders gesehen. Noch die besten Bau-Werke sind nutzbar und werden somit allenfalls partiell wie andere Kunstwerke angesehen. Ihr Charakter, Ortsidentitäten zu bilden oder extreme Dimensionen zu erreichen wie auch Extravaganzen, macht sie zur Attraktion, auch hier nicht zu einem Artefakt, wie es ein Bild oder ein Text ist. In die Textur eines Architektur-Werks wird eingegriffen, zeitbedingt, behutsam oder rücksichtslos, in die eines Bildes oder einer Komposition normalerweise nicht. Quelle der einzigartigen Architekturdistanz ist ihre besondere Nähe, Nähe bis zum Umgeben, nämlich *realiter* im Werk zu sein, im Kunstwerk zu wohnen. Zwar nicht jede Tür führt in ein Kunstwerk, aber die zu Schloss Charlottenhof schon. Das Haus, worin man isst, schläft, arbeitet als Kunstwerk zu sehen, in der Nähe jenseits der Oberfläche die erwähnte Distanz zu erleben, ist für sich selbst genommen schon wieder ein Kunststück. Die Selbstverständlichkeit, in der zu stecken der Architektur eine wirkliche Rezeption vorenthält und mithin Publikum, legt sich – als gleichsam seltsam atembenehmender dicker Schleier – über keine andere Kunst. Dass jeder Kunst anhaftende, auch technisch, aber letztlich immer kulturell bedingte Elitäre ist hinsichtlich Architektur am deutlichsten, da ihr gegenüber völlige Sprachlosigkeit herrscht. Ernst Blochs „Glockengeläute herab vom völlig unsichtbaren Turm“ (Bloch 1977, 132) beinhaltet auch jene Ferne, die Musik angesichts des Alltäglichen, Vordergründigen enthält wie die Tiefe jedes Bildes, auch die des abstrakten, und gleichermaßen die Unerreichbarkeit der meisten jedem Bau gegenüber, der in solchem Anblick sichtbar und greifbar ist und im selben Augenblick nicht unsichtbarer sein könnte. Architektur ist in einem Maße da wie keine andere Kunst und ist dennoch in einem Grade nicht wie gleichfalls keine andere Kunst.

Das Problem des allgemeinen Desinteresses an Architektur löst sich nicht, indem Architektur vom Bauen, ja globalen Bauvortrag getrennt wird und die qualitativ besten Bauten als Architektur gelten oder Hocharchitektur, künstlerische vor dem sämtlichen Rest. In solchem Blickwinkel ließe sich zwar eine Rezeption beobachten seitens eines sehr kleinen Publikums, vergleichbar beispielsweise demjenigen, das sich altertumswissenschaftlichen Fragen widmet. War Decentius Bruder oder Cousin des Magentius? (vgl. Bleckmann 1999) Diese Frage interessiert nur wenige und wenige dieser wenigen arbeiten an einer Antwort. Dass Architektur keine breitere Basis des Interesses als diese Fragestellung besitzt, ist alles andere als ein befriedigender Zu-

stand. Erklärlich wird das einigermaßen, wenn man erwägt, dass derartige Themen keinen Unterhaltungswert besitzen, also eine Vermittlungsfähigkeit von Kurzweiligkeit, aber auch die soziologisch durch Kunstrezeption demonstrierbare Gruppenzugehörigkeit nicht zu vergessen, denn insbesondere das Konzert- und Opernpublikum weiß von den Feinheiten der präsentierten Werke erschreckend wenig. Der Architektur fehlt das Moment der Unterhaltung völlig, sie bleibt auf ihre Zirkel verwiesen, die selbst noch innerhalb der Zunft eine Minorität bilden, da sich die wenigsten praktizierenden Architekten für Architektur interessieren. Und auch biographisch geben Bauten wenig, wenn nicht sogar nichts her, sollte nicht allergrößte Mühe aufgebracht werden. Rückschlüsse an einem architektonischen Werk auf den Verfasser scheinen fast unmöglich, bedenkt man wie verführerisch leicht dies mit einem literarischen ist, wo sich jeder Satz anbietet. Architekten gegenüber scheint es noch problematischer als sonst, aus Briefen und anderen Zeugnissen zu schließen. Der Architektur entgegen allen anderen Künsten fehlt prinzipiell jede Möglichkeit, Menschliches in evidenter, also anthropomorpher, allegorischer oder auch abstrakt-assoziativer Art darzustellen. Ihre Übernähe, entstehend aus der definierten utilitären Funktion, erschwert nicht nur ihre Rezeption. Neben dieses essentielle Manko gesellen sich als zweites der fehlende Unterhaltungswert und als drittes der im Werk nicht gespiegelt auffindbare Mensch.

Biographie, Geschichte und Erinnerung

Das Leben oder den vermeintlich eigentlichen Menschen von seinen Werken oder Taten zu trennen ist Praxis und auch artikuliertes Verfahren, solange es biographisches Schreiben gibt. Eine der bekanntesten diesbezüglichen Äußerungen ist die Mitteilung Plutarchs am Beginn von dessen Parallelbiographie über Alexander und Caesar, worin er den Taten Alexanders ihren Platz im Vordergrund benimmt zugunsten von Charakterzügen, die mehr Auskunft über einen Menschen zu geben imstande seien. Ja Plutarch gibt ausdrücklich der Seele den Vorrang und möchte die Darlegung der Taten anderen überlassen. Der Vergleich seiner Methode mit dem Bild eines Malers, der sein Augenmerk dem Gesicht des Darzustellenden zuwendet und nicht oder nur nachrangig den übrigen Körperteilen, veranschaulicht Plutarchs Bestreben und kennzeichnet die Gefahr von dessen scheinbar plausibler und geradezu ökonomischer Konzeption. Es ist ein Zurückweichen vor der Komplexität eines Menschen in Form seines Daseins und all den Komplikationen, die die Dauer dieses Lebens bewirkt und erfahren hat. Diese effektiv existentielle Trennlinie, gleichsam einen Schnitt durch das Leben eines Individuums zu führen, problematisiert die Biographik bis heute. Einen Menschen als solchen darzustellen – von Anfang bis Ende – verträgt keine Konnektive, die ein Gefüge von zwar Relevantem, aber doch Separierbarem vorgaukeln. Das Tun und das Erleben eines Menschen ist mit ihm gleichermaßen verwachsen wie es seine Hand und sein Fuß sind.

Jeder Biographie obliegt die Auffindung, richtiger das darauf abzielende Bestreben, der individuellen Balance der inneren, persönlichen biographieprägenden Eigenschaften und der äußeren. Man selber bestimmt sein Leben jedoch nur zum Teil. Andere und anderes entscheiden mit, vielleicht sogar wirkungsvoller, als man selbst es vermag. Wie auch immer, die Gewichtungen scheinen alles andere als ausgeglichen zu sein, vielmehr ein labiles Verhältnis ist der Fall. An dieser Wirklichkeit manifestiert sich die Grenze von Biographischem und Geschichte. Denn Geschichte ist nicht

lediglich die Summe aller Biographien. Es gibt Tendenzen, denen Individuen unentrinnbar unterworfen sind, die jedoch weder ein einzelner noch eine Gruppe bewirken. Sowenig ein Mensch sein eigenes Leben gestaltend in die Hand nehmen kann, ebenso wenig können sich alle einer Geschichte entziehen, die sich vollzieht wie ein bergab rollender Wagen, der wenig gelenkt, aber nicht angehalten werden kann. Individuelles Leben verläuft unablässig zwischen einem nur selten austarierten Schieben und Geschobenwerden. Jeder einzelne hat nichts weniger im Griff als den Lauf und die Bilanz seines eigenen Lebens. Streng genommen sollte man sich des nicht eingetroffenen Ungemachs bewusster sein, als Gescheitertes beklagen, das man einigermaßen überstanden hat. Der Beginn jedes menschlichen Lebens ist das Ausgesetztwerden in ein alles erfassendes Abenteuer.

„The proper study of mankind is man“: Alles und jedes geht zuletzt um diesen oder für jeden um sich selbst – um sich selbst zu wissen, um eine Selbstbegegnung als eigentliche Geburt. Deshalb muss derjenige hinter einem Werk gesucht werden. Die werkrelative Struktur der verbundenen Persönlichkeit muss eruiert werden. Das Eindringen in die Konstitution der Persönlichkeit samt Ort und Zeit, nicht die voyeuristische Ausbreitung ihrer Alltäglichkeit ist das Ziel biographischer Arbeit, um dem einen und somit allen anderen näherzukommen. Da ein Leben, nämlich das Sein eines Individuums, mehr ist und sein soll als eine Reihe von Ereignissen zwischen Geburt und Tod, beginnt die Suche nach Struktur und Sinn, Plan und Handlung. Das einzelne Dasein nicht weniger als das aller, die Geschichte, wird überhaupt akzeptabel oder erträglich im reflektierten Ausmachen, dass nicht Wirren oder Zufall die alleinigen Dominanten sind. Es ist überdies die Überforderung durch das Jetzt, das ein Verständnis, wenngleich nur deutendes, erst *post festum* ermöglicht. Geschichte entsteht erst durch die gewichtend deutende und kontextualisierende Reflexion der Ereignisse aller Lebensverhältnisse. Geschichtswissenschaft und jedwede Biographik schließen glatte Kausalität aus. Biographik und Historik gehören zu einem Thema, und jeder Lebenslauf ist mitgeprägt von der Geschichte seiner Zeitspanne, wie sie ihren kleinen oder größeren Einfluss auf jene ausübt. „Die Entschlüsse der Menschen gehen von den Möglichkeiten aus, welche die allgemeinen Zustände darbieten; bedeutende Erfolge werden nur unter Mitwirkung der homogenen Weltelemente erzielt; ein jeder erscheint beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer auch außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz. | Aber von der andern Seite gehören die Persönlichkeiten doch auch wieder einer moralischen Weltordnung an, in der sie ganz ihr eigen sind; sie haben ein selbständiges Leben von originaler Kraft. Indem sie, wie man zu sagen liebt, ihre Zeit repräsentieren, greifen sie doch wieder durch eingeborenen inneren Antrieb bestimmend in dieselbe ein.“ (Ranke 1954, 199) Nicht zu vergessen jedoch Schopenhauers *Transscendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen* als vor allem die Freiheit individueller Entscheidung relativierend, wonach sich „das metaphysisch-moralische Postulat [...] einer letzten Einheit der Nothwendigkeit und Zufälligkeit unwiderstehlich“ aufdrängt, nämlich angesichts des „tiefinnern, metaphysischen Wesen[s] der Dinge, in welchem allein wir die Wurzel jener unerklärlichen Einheit des Zufälligen mit dem Nothwendigen, welche sich als der geheime Lenker aller menschlichen Dinge darstellt, zu suchen haben“ (Schopenhauer 1972, 223). Die ganze, aber niemandem mehr zugängliche Offenbarung dessen ist jedem nicht mehr verringerbar nah, weil alle Individuen sind. „In Wahrheit jedoch kann jene verborgene und sogar die äußern Einflüsse len-

kende Macht ihre Wurzel zuletzt doch nur in unserm eigenen, geheimnißvollen Innern haben; da ja das A und Ω alles Daseyns zuletzt in uns selbst liegt.“ (Schopenhauer 1972, 225)

Biographik ist Erinnerung. Sie ist die Mühe, eine dauerhafte, in Progression befindliche Erinnerung an jemanden zu formulieren, an den sich unmittelbar für kurze Zeit wenige und sodann niemand erinnern kann. Sich an Schinkel zu erinnern und nicht mit Ausschließlichkeit an sein Werk ist der Zweck der in Angriff zu nehmenden Biographie. Schinkels Reduktion auf die objektivierte Bilanz dieses Lebens genügt einem umfassenden Anspruch keineswegs. Das Dasein solcher Ausnahmeerscheinung kennt kein Tabu, sondern hat in permanenter Reflexion als zum wissenschaftlich-philosophischen Gegenstand gewordenen Vita samt allem darin untersucht zu werden mit dem erklärten wie implizierten Ziel, mit jeder gewonnenen Erkenntnis über das proklamierte Sujet etwas über alle, jeden einzelnen, den Menschen als eigentliches Thema erfahren zu haben. Der Mensch an sich spiegelt sich in jedem Individuum, welches – enträtselt – die Welt offenbaren würde. Schon der vielfach greifbare Widerspruch, dass hinter einer abundanten künstlerischen Produktion nichts als sich geradezu selbst postulierte unablässige Tätigkeit gestanden haben soll, sowie die Tatsache, dass all die Untersuchungen den Autor zunehmend undeutlicher werden lassen, sind mehr als Hinweis, dass die Schinkel-Rezeption einer Wende bedarf. Zu Schinkels Werk gehört Schinkels Leben. Zu Schinkels Leben gehört jeder Tag dieses Seins, jeder Schritt, jede Notiz, jedes Haus. Die Schinkel-Rezeption erfordert einen neuen Standpunkt.

LITERATUR

- ADB/10 = Allgemeine Deutsche Biographie (1875-1912). Hg.: Historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. Leipzig, München. Bd.10. Artikel Gruppe, Otto Friedrich (Autor: Carl von Prantl).
- ADB/40 = Allgemeine Deutsche Biographie (1875-1912). Hg.: Historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. Leipzig, München. Bd.40. Artikel Waagen, Gustav Friedrich (Autor: H.A. Lier).
- Benjamin, Walter (1996): Zum Bilde Prousts. In: ders.: Ein Lesebuch. Hg. von Michael Opitz. Frankfurt a.M.
- Bleckmann, Bruno (1999): Decentius, Bruder oder Cousin des Magnentius? In: Göttinger Forum für Altertumswissenschaft 2, 85-87.
- Bloch, Ernst (1977): Geist der Utopie. In: ders.: Ernst Bloch Gesamtausgabe. Bd.3. Frankfurt a.M.
- Doohm-Müller, Stefan (2003): Adorno. Eine Biographie. Frankfurt a.M.
- Fontane, Theodor (1967): Von Zwanzig bis Dreißig. In: ders.: Sämtl. Werke. Bd.15. München.
- Fontane, Theodor (1960): Wanderungen durch die Mark Brandenburg. In: ders.: Sämtl. Werke. Bd.9 (Die Grafschaft Ruppın). München.
- Fromm, Eberhard (1998): Sein Deckname war Lessing. Franz Kugler. In: Berlinische Monatschrift. Heft 1, 7. Jg. Berlin.
- Goethe, Johann Wolfgang (1969): Winckelmann und sein Jahrhundert in Briefen und Aufsätzen. Leipzig.
- Goethe, Johann Wolfgang (1977/10): Aus meinem Leben – Dichtung und Wahrheit. In: ders.: Sämtl. Werke. Bd.10. Zürich, München.
- Goethe, Johann Wolfgang (1977/11): Italienische Reise. In: ders.: Sämtl. Werke. Bd.11. Zürich, München.

- Gräf, Hans Gerhard; Leitzmann, Albert (1964) (Hg.): Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs. Frankfurt a.M., Wien, Zürich.
- Grisebach, August (1983): Carl Friedrich Schinkel. Architekt, Städtebauer, Maler. Leipzig 1924. Nachdruck Frankfurt a.M., Berlin, Wien.
- Gruppe, Otto Friedrich (1842): Karl Friedrich Schinkel. Biographische Notiz. In: Allgemeine Bauzeitung. 7. Jg.
- Hildesheimer, Wolfgang (1977): Mozart. Frankfurt a.M.
- Jean Paul (1998): Dichtungen, Merkblätter, Studienhefte, Schriften zur Biographie, Libri Legendi. In: Jean Pauls Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. II. Abt., Bd. 6: Hg. von Götz Müller unter Mitarbeit von Janina Knab. Vita-Buch hg. von Winfried Feifel. Teilband 1: Text. Teilband 2: Kommentar. Weimar.
- Kott, Jan (1980): Shakespeare heute. München.
- Kracauer, Siegfried (1977): Die Biographie als Neubürgerliche Kunstform. In: ders.: Das Ornament der Masse. Essays. Frankfurt a.M.
- Kris, Ernst und Kurz, Otto (1995): Die Legende vom Künstler. Ein geschichtlicher Versuch. Frankfurt a.M.
- Kugler, Franz (1842): Karl Friedrich Schinkel. Eine Charakteristik seiner künstlerischen Wirksamkeit. Hallische Jahrbücher 1838. Erweitert Berlin 1842.
- Mackowsky, Hans (1981): Karl Friedrich Schinkel. Briefe, Tagebücher, Gedanken. Berlin 1922. Nachdruck Frankfurt a.M., Berlin, Wien.
- Mann, Thomas (1974): Leiden und Größe der Meister. Berlin.
- Mayer, Hans (1981): Außenseiter. Frankfurt a.M.
- Ortega y Gasset, José (1978): Der Mensch und die Leute. In: ders.: Gesammelte Werke. Bd.6. Stuttgart.
- Ranke, Leopold von (1954): Gestalten der Weltgeschichte. Savonarola, Don Carlos, Wallenstein. Berlin, Frankfurt a.M.
- Rave, Paul Ortwin (1981): Schinkel als Beamter. Ein Abschnitt preußischer Bauverwaltung. In: Ausstellungskat. Karl Friedrich Schinkel. Architektur, Malerei, Kunstgewerbe. Ausstellung der Staatl. Schlösser und Gärten Schloß Charlottenburg und der Nationalgalerie Berlin 1981. Berlin.
- Rimbaud, Arthur (1961): Briefe und Dokumente. Heidelberg.
- Schmidt-Lauber, Brigitta und Hengartner, Thomas (2005): Leben – Erzählen. Ein Vorwort. In: dies. (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Berlin, Hamburg.
- Schopenhauer, Arthur (1972): Transszendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen. In: ders.: Sämtl. Werke. Bd.5 (Parerga und Paralipomena. Erster Band) Wiesbaden.
- Simmel, Georg (1997): Die Probleme der Geschichtsphilosophie. In: Georg Simmel Gesamtausgabe. Bd.9. Frankfurt a.M.
- Stendhal (Henri Beyle) (1971): Über die Liebe. Vorrede von 1822. München.
- Valéry, Paul (1995): Eupalinos oder Der Architekt. Frankfurt a.M.
- Waagen, Gustav Friedrich (1844): Carl Friedrich Schinkel als Mensch und als Künstler. In: Berliner Kalender auf das Schaltjahr 1844. Hg. von der Kgl. Preuß. Kalenderdeputation. Berlin. Nachdruck hg. von Werner Gabler. Düsseldorf 1980
- Wolzogen, Alfred Freiherr von (1862): Aus Schinkel's Nachlaß. Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen. Mitgeteilt und mit einem Verzeichniß sämtlicher Werke Schinkel's versehen. Bd.1. Berlin.
- Zadow, Mario (1980): Karl Friedrich Schinkel. Berlin.
- Ziller, Hermann (1897): Schinkel. Bielefeld, Leipzig.

Zufall und Glück in lebensgeschichtlichen Erzählungen von Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern

Anelia Kasabova und Nikola Langreiter

Die wissenschaftliche Welterkenntnis mag den Zufall nicht. Der Alltagsverstand mag ihn auch nicht. Er leidet an der Überraschung des Zufalls, der die Planung irritiert, kompliziert oder gar konterkariert. Wenn die Folgen einer Situation nicht eindeutig sind, droht der Verlust der Orientierung, droht die Unmöglichkeit sinnvoller Planung. (Coy 1999, 34)

Glück und Zufall scheinen auf den ersten Blick mit Wissenschaft wenig zu tun zu haben –sollen mit Wissenschaft wenig zu tun haben. Wenn unter Zufall etwa „das Eintreten unvorhergesehener und unbeabsichtigter Ereignisse, das Eintreten von Ereignissen, für die keine Ursache und keine Gesetzmäßigkeit erkennbar ist“ (Lexikon der Philosophie 2003) verstanden wird, widerspricht er der klassischen Konzeption von Wissenschaft als Erkenntnismodus, der vorrangig von Ordnung, Klassifikation, Methodik und Organisation geprägt ist (Daston 2001a).¹ Als analytische Kategorie ist der Zufall ein (kultur-)wissenschaftliches Unding; Kulturen sind nicht als zufallsbedingte Prozesse und Zufallsprodukte aufzufassen. Im Editorial einer Ausgabe der Zeitschrift „Gegenworte“ zum Schwerpunkt „Lebensläufe – Laufbahnen“ schrieb Dieter Simon, dass im Wissenschaftler-CV Zufälle oder glückliche Fügungen zum Plan werden: Im akademischen Leben gibt es immer wieder Situationen, in denen es um ein „gutes Curriculum“ geht (2004, 2), um eine Biografie, die im Einklang mit den wohlgefälligen Bildern von Wissenschaft(lichkeit) steht.²

Dennoch taucht der Zufall, genauso wie Glück im Sinn von ‚Glück gehabt‘, in lebensgeschichtlichen Erzählungen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern häufig auf. So ist überraschend, dass noch kaum in den Blick geraten ist, welche Vorstellungen hier kursieren und kommuniziert werden.³ Über die Frage wann, wo und

1 Diese Konzeption, die – ungeachtet der sehr aktiven jüngeren Wissenschaftsforschung – noch immer gängig ist (z.T. auch innerhalb der Wissenschaften selbst), nimmt Wissenschaft nicht als „soziale Veranstaltung“ wahr, bezieht nicht ein, dass auch soziale Zusammenhänge Erkenntnis formen (Felt/Nowotny/Taschwer 1995, 114 ff.).

2 Martin Kohli schreibt Wissenschaftler-Autobiografien zu, „ein Modell richtigen Lebens bzw. Produziereins“ zu sein – für die Kollegen- und Leserschaft (1981, 437). V.a. die Erfolgreichen bedienen sich ja dieses Genres.

3 Martin Schmeiser nennt in der Einleitung seiner Studie über die Professionalisierung deutscher Universitätsprofessoren (1870-1920) zwar die Kategorien „Glück“ und „Zufall“, geht ihnen aber in der weiteren Analyse nicht dezidiert nach (1994, 19).

warum kulturwissenschaftlich Arbeitende mit Zufall – respektive Glück (oder Pech) – operieren, zielen wir auf ihr Selbstverständnis und auf Strukturelemente der von ihnen gelebten Wissenschaftspraxis. Diese Analyse basiert auf biografischen Interviews mit Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern aus Deutschland, Österreich und Bulgarien.⁴

Interessant ist für uns also, wo Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich oder etwas dem Zufall überlassen, wo sie den Zufall bannen und verneinen und darüber hinaus wie die Komponenten Glück und Zufall als gestalterische Elemente in der Präsentation des Selbst eingesetzt werden. Wir versuchen uns dabei im experimentellen Vergleich zwischen Gesagtem und Nichtsagbarem. Ausgehend von einem handlungstheoretischen Ansatz betrachten wir biografische Selbstdarstellungen als Konstruktionen und vermeiden damit die unangemessene Frage nach (objektiver), Wahrheit'. Zentral sind die Konstruktionsprinzipien des Dargestellten – sie geben Aufschluss über individuelle Welt- und Selbstsicht, Handlungsorientierungen und (objektivierbare) Handlungsbedingungen der Interviewpartnerinnen und -partner (Dausien 2004, 34). Eine Kulturwissenschaft der Kulturwissenschaften müsste die Bedingungen von Handeln in ihren kognitiven und institutionellen Elementen analysieren und die „belanglosesten Praktiken der mondänen Welt“ mit einschließen (Müller 2004, 418): Das heißt, inhaltliche, methodische oder theoretische Präferenzen ebenso wie Regeln, Hierarchien, Rekrutierungsmechanismen usw. als soziale und kulturelle Praxis erfassen und ergründen.

Wir gehen davon aus, dass Biografien nicht beliebig sind, sondern ein konkretes Ensemble von Bedeutsamkeiten und Erfahrungen repräsentieren. So wirken ein bestimmter Druck und bestimmte Möglichkeiten zum Beispiel auf in eine Berufsstruktur Eingebundene (etwa Historikerinnen) und bringen wiederum ‚Typen‘ von Einstellung hervor und provozieren – tendenziell – spezifischen Umgang und gewisse Reaktionen.⁵ Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterscheiden sich darin nicht von anderen gesellschaftlichen Gruppen. Biografien oszillieren zwischen autonomer Lebensführung und heteronomer Standardisierung (Nassehi 1994, 47). Kultur- und sozialwissenschaftlich Trainierte gehen beim biografischen Erzählen von einem reflek-

4 Die für diesen Beitrag bearbeiteten Quellen stammen aus dem Forschungsprojekt „Reflexive Historische Anthropologie“ (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich, 2000-2003). Im Sinne einer Kulturwissenschaft der Kulturwissenschaften versuchten wir – zusammen mit dem Historiker Gert Dressel –, kulturwissenschaftliche Praxis zu objektivieren. Da wir davon ausgegangen sind, dass die Geschlechts- und Generationszugehörigkeit sowie die soziale und disziplinäre Herkunft der Akteurinnen und Akteure von Bedeutung für die Wissenschaftspraxis sind, haben wir insgesamt 25 Männer und Frauen interviewt, die verschiedenen Alterskohorten angehörten, unterschiedlicher sozialer Herkunft waren und verschiedene Fächer (Erziehungswissenschaft, Geschichte, Philosophie, Romanistik, Soziologie und Europäischen Ethnologie/Volkskunde) repräsentierten. In Anbetracht des anhaltenden Booms an Autobiografien von Kultur- und Sozialwissenschaftlern beiderlei Geschlechts (im deutschsprachigen Raum) haben wir im Projekt auch solche Selbstzeugnisse einbezogen. Diese Materialien wurden mit anderen Quellengattungen – neben journalistischen Texten und Interviews auch Belletristik, Songtexte, Abbildungen, Karikaturen etc. – kontextualisiert.

5 „Die Individuen sind Wirkung des Feldes, das aber wiederum ebenso durch seine Mitglieder bestimmt wird. Die Akteure konstruieren im Handeln das Feld immer neu, gleichzeitig wird ihr Handeln jedoch von einer sozial vorstrukturierten Praxis bestimmt. Obgleich das Feld nach bestimmten Prinzipien strukturiert ist, kann es unterschiedliche Formen geben, darin zu handeln oder zu agieren. Um im Feld aufzugehen, müssen die Akteure jedoch über Haltungen verfügen, die darin aufgehen, Haltungen, die tagtäglich neu einstudiert werden, durch die Arbeit“ (Beaufays 2003, 58 nach Pierre Bourdieu Konzept des „wissenschaftlichen Feldes“).

tierten interaktionistischen Konzept aus, demzufolge Identität als Prozess des Austarierens zwischen Individuellem und Sozialem gesehen wird, als etwas, das durch Zuschreibungen und Praktiken entsteht. Ältere Interviewees, die in Deutschland oder Österreich Professuren erlangt haben, betonen etwa durchweg die strukturellen Parameter der 1960er und 1970er Jahre: die Transformationsprozesse in der Bildungspolitik, die eine Demokratisierung in den höheren Schulen und Universitäten brachten; die „Bildungsexplosion“, die zur sozialen und kulturellen Heterogenisierung der Hochschulen führte. Mit der Reflexion über das Zusammentreffen von strukturellen und biografischen Umständen wird die Bedeutung von ‚Erfahrung‘ hervorgehoben. Vor- und außerwissenschaftliche, soziale, kulturelle und politische Erlebnisse gelten den Interviewten als konstitutiv für ihr jeweiliges wissenschaftliches Selbstverständnis, für das Entwickeln und Anwenden von Theorien, das Bearbeiten von bestimmten Themen und Fragen.

Hinsichtlich des Sprechens bzw. Nichtsprechens über Zufall und Glück sind uns in den Interviews bestimmte Momente und Muster aufgefallen, die wir im Folgenden darstellen.

Der zufällige Beginn

Der Moment des Einstiegs in die Wissenschaft spielt in diesen lebensgeschichtlichen Erzählungen eine große Rolle und wird meist ausführlich dargelegt. Da taucht der Zufall (als das, was einem zufällt) oftmals auf. Er kann – das ist eine alltägliche Erzählstrategie – als Motiv am Anfang einer Geschichte die Aufmerksamkeit der Adressierten wecken. So beginnt ein bulgarischer Kulturwissenschaftler:

Mein Eintritt ins Institut ist im Wesentlichen zufällig gewesen. Ich denke, zu jener Zeit war das Einsteigen in diese Wissenschaft für die meisten zufällig, denn damals gab es keinen Lehrstuhl für [Bezeichnung des Faches] an der Universität. [Bezeichnung des Faches] wurde nicht speziell gelehrt.⁶

Zum einen kontextualisiert der Wissenschaftler und bringt seinen Einstieg in den Betrieb mit dem spezifischen historischen Hintergrund zusammen; zugleich gibt er sich bescheiden, stellt sich als nichts Besonderes dar. Sein Anfang fiel in die frühen 1960er Jahre, und es erging ihm in dieser Zeit genauso wie vielen anderen. Anders klingt der selbe Sachverhalt gegen Ende des Gesprächs: Nun wird die bewusste Studienwahl betont und das frühe und ausgeprägte Interesse am Fach. Er schließt mit einer biografischen Herleitung seines beruflichen Weges. Dem Erzähler fällt seine Umwertung auf – und er nimmt darauf Bezug:

Wenn ich an die [Bezeichnung des Faches] denke - ich geriet nicht so ganz zufällig ans Institut. Das war ein bisschen übertrieben, was ich am Anfang sagte. Denn falls es mir irgendwo nicht gefällt, so gehe ich nicht dorthin. Ich beschloss - - - irgendwie fühlte ich es in meinem Inneren, dass gerade diese Wis-

6 Wir zitieren die Interviewausschnitte in literarischer Umschrift, d.h. nahe der gesprochenen Sprache, aber in leicht lesbarer Form. GROSSSCHREIBUNG bedeutet betont bzw. laut, (Wörter in Klammern) sehr leise, [...] bezeichnet Auslassungen unsererseits, in eckige Klammern gesetzt wurden Erklärungen oder Ergänzungen, z.B. nonverbaler Äußerungen oder [Lachen]. - - bezeichnen Gesprächspausen.

senschaft mir am nächsten steht, mir als einem Dorfjungen, einem, der im Dorf aufgewachsen ist.

Aufgrund seiner Vorliebe für die Fächer Deutsch und Philosophie im Gymnasium wollte einer der Interviewees ursprünglich Journalist werden. Ein wohlmeinender Lehrer riet ihm von diesem „Ellenbogenberuf“ ab, und der Maturant entschied sich zum Studium. Er inskribierte sozusagen ‚Vermischtes‘, ein Bündel an Fächern, aus dem sich – aus pragmatischen Gründen, aber dennoch gewissermaßen zufällig – sein Spezialgebiet herauskristallisierte:

Dann habe ich zunächst Germanistik, Philosophie und Englisch gemacht. Und das dann noch erweitert um Niederländisch und [heutiges Fachgebiet], reiner Zufall. Und die Erziehungswissenschaft, um dem Ganzen ein Gerüst zu geben. Um einen Abschluss zu erhalten, hatte ich mir gesagt: ‚Gut, also Staatsexamen, macht man.‘ Dann sucht man sich die Fächer aus, die man dann überhaupt noch studieren kann. Und [heutiges Fachgebiet] gehört dazu. Ich bin in dieses Fach wirklich insofern zufällig hinein geraten.

Ein als zufällig beschriebener Einstieg in die Branche oder in eine spezielle Disziplin schließt nicht aus, parallel dazu die selbständige und bewusste Entscheidung, die Berufswahl hervorzuheben: etwa gegen den mainstream und gegen zeitgenössische Trends, auch gegen alle Erwartungen und – sehr oft – aus intrinsischen Motiven, vor allem auf Ideale gerichtet.⁷

In der scientific community gehört es sich nicht zu verbalisieren, dass man außer inhaltlich-intellektuellen auch profanere Ziele verfolgt – materielle Absicherung, eine bestimmte Position in der institutionellen Hierarchie, Ansehen unter den peers oder womöglich Bekanntheit bei einem breiteren Publikum. Eine erfolgreiche Karriere angestrebt zu haben, durch Suche nach adäquaten Arbeitsplätzen, in Konkurrenz zu anderen, durch geographische und inhaltliche Beweglichkeit usw. (Giegel 1995, 215 ff., 222) ist ein Tabu. Viel lieber folgte man der Berufung, einer inneren Berufung in dem Fall. Das ist aus sämtlichen der im Projekt durchgeführten Interviews zu schließen ebenso wie aus den einbezogenen Autobiografien. Materielle und aufstiegsbezogene Aspekte werden tendenziell von jenen angesprochen, die erst sehr spät in stabile Arbeitsverhältnisse bzw. in Institutionen eingetreten sind oder mit einer formalen Wissenschaftskarriere – wie sie noch immer dem landläufigen Bild entspricht, obwohl sich die Realitäten längst geändert haben – gescheitert sind.

Pierre Bourdieu beispielsweise brauchte sich für seine Karriere im Wissenschaftsbetrieb nicht zu schämen, wie die befremdend hagiographische Darstellung von Franz Schultheis und Michael Vester suggeriert. Wie es sich gehört, erkor ihn quasi der Zufall zum „Spielmacher“. Dem ‚richtigen‘ Wissenschaftler geht es um Erkenntnis, um wissenschaftliche Innovation und Vermittlung: „So eigensinnig Bourdieu ins aka-

⁷ Typisch z.B. auch die Schilderung eines bulgarischen Geisteswissenschaftlers in seiner Autobiografie: „In der 11. Klasse [Abschlussklasse] las ich in der Zeitung ‚Volksjugend‘ eine Reportage über einen Geschichtestudenten. Zum ersten Mal wurde mir klar, dass ein Geschichtsstudium auch möglich ist, und gerade dieses Fach schien mir am interessantesten. Die Lehrer wunderten sich: Ein ausgezeichnete Schüler, den man überall aufnehmen würde, möchte Geschichte studieren. Auch damals war der Lehrerberuf kein prestigeträchtiger, modern waren die Ingenieurfächer.“

demische Spiel eingetreten war, so unglaublich, wenn nicht gar ‚unverschäm‘t mutet seine Karriere an, die ihn metaphorisch gesprochen von der hinteren Ersatzbank zum Spielmacher avancieren ließ.“ (Schultheis/Vester 2002, 47) Auf das eigensinnige Betreten des ‚Spiel‘-Feldes werden wohl weitere eigenständige Handlungen Bourdieus gefolgt sein. Aber während man auf inhaltlicher Ebene mit individuellen und enormen Leistungen reüssiert, wird nicht besprochen, dass auch organisatorisch-strategische⁸ Umstände geschickt genutzt und verknüpft sein wollen. Die sozialen Bedingungen (Ausstattung mit materiellen Ressourcen, Unterstützung durch peers und Mentorinnen/Mentoren, Netzwerke, Moden etc.), die Leistungen erst ermöglichen, werden übersehen (Beaufaÿs 2003, 245). Als Gegenpol zum Inhaltlichen, das zielstrebig verfolgt und mit großem Kraftaufwand erarbeitet wird, wird Strukturellem etwas Zufälliges zugeschrieben. (Auto-)Biografen belassen es hier gerne bei Andeutungen und weichen ins Metaphorische aus.⁹

Vermittels Zufall ist quasi Nicht-Erzählbares im Gespräch doch zu transportieren. Auch als Transmitter für etwas völlig Neues macht sich der Zufall gut. Er produziert hier Unordnung, aus der erzählend wieder Ordnung geschaffen werden kann.¹⁰ Der Zufall taugt für plötzliche Wendungen, für die neue Richtung, den anderen Weg – ob als Verpackung für einen fulminanten Aufstieg oder für den x-ten Studienrichtungswechsel. Ein deutscher Professor mit ‚geradliniger‘ Universitätskarriere beschreibt etwa einen Ortswechsel, der einen beruflichen Aufstieg brachte so:

Also, es ist so, man kann sich ja im Wissenschaftsleben eigentlich Wünsche irgendwie kaum erfüllen. Aber das stimmt tatsächlich, dass ich so Mitte der achtziger Jahre, '86, '87 mal so ein bisschen nachgedacht habe, - - was ich machen könnte, was ich mir wünschen würde. Und dann waren mir zwei Bilder, die waren aber völlig unkonkret, im Kopf: Das eine, dann doch sozusagen langfristig in [Name der Stadt] zu bleiben. Was mir erstrebenswert und bedrückend zugleich erschien. Das andere Bild war [Name einer anderen Stadt]. Also ich wollte die Extreme haben. Das ist dann so geworden; das hängt wirklich mit unglaublich vielen Zufällen zusammen. Aber lustig ist, ich habe das gedacht, bevor es überhaupt eine auch nur theoretische Möglichkeit gab.

Im universitären Alltag scheint manches – rein theoretisch – Ersonnene wie von selbst und zufällig in Erfüllung zu gehen und weniger aus konkreter Planung, zielstrebigem Handlungen oder Entscheidungen zu resultieren. Nachdem der Kulturwissenschaftler im obigen Zitat schildert, erst „ein bisschen“ fantasiert und dabei nur zwei Bilder hervorgebracht zu haben, die nicht klar konkurrierten, gebraucht er einen Satz später

8 Pierre Bourdieu selbst sagt über Strategie: „Es stimmt, daß sich das meiste menschliche Verhalten innerhalb von Spiel-Räumen abspielt; sein Prinzip allerdings ist nicht die von der Spieltheorie postulierte strategische Intention. Anders gesagt, die sozialen Akteure haben ‚Strategien‘, deren Prinzip nur ganz selten echte strategische Intention ist.“ (1998,146)

9 Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von „scientific hagiography“ (1975, 19).

10 Paul Ricœur nach Aristoteles: „Die Peripetie ist ein unerwarteter Umschlag des Geschicks oder des Missgeschicks, der in der Geschichte eine entscheidende Wende hervorbringt.“ (1986, 18) Auf bekannten Ereigniskonfigurationen basierende Erwartungen werden enttäuscht; die bisherige Ordnung ist bedroht und Unordnung entsteht, aus der wiederum Ordnung hergestellt werden kann: „der Peripetie-Zufall verkörpert sich in der Kunst zu verknüpfen und zu entwirren.“ (Ricœur 1986, 19)

die Vokabel „wollen“. Der daraufhin möglicherweise entstehende Eindruck einer doch aktiven Karriereplanung, wird mithilfe des Motivs Zufall sofort wieder abgeschwächt. Den Zufall wiederum bündigt der Erzähler schließlich, verknüpft ihn mit individueller Leistung und wendet ihn geradezu zum Plan. Denn er hatte Visionen, entwickelte mit Weitblick Vorstellungen über Künftiges, bevor noch ein Rahmen zur Realisierung absehbar war.

Die Schilderung einer bulgarischen Akademikerin ihres frühen Einstiegs in wissenschaftliches Arbeiten (mit knapp über 25 Jahren) bedient sich zwar auch des Zufalls als Erklärungsmuster – hier in Form von ‚Glück gehabt‘ – und rekurriert auf die eigene erbrachte Leistung, den persönlichen Einsatz für das Akademische, aber sie spart die Ebene der Sozialkontakte nicht aus. Vielmehr bespricht die Wissenschaftlerin deutlich und ausführlich, dass persönliche Beziehung für sie wichtig und unterstützend war, dass eine Mentorin sich für sie verwendet hat.

Aber wieder hatte ich Glück: Eines Tages konnte ich am Morgen nicht rechtzeitig zur Arbeit gehen, deshalb wollte ich nach dem Ende der Arbeitszeit bleiben, um das Versäumte nachzuholen. Das beeindruckte [Name einer Vorgesetzten] zutiefst. [...] Am nächsten Tag kam sie zu mir, wir wechselten ein paar Worte, offensichtlich gefiel ich ihr, und sie beschloss, mir eine qualifiziertere Arbeit zu überlassen – statt Zeitungsberichte abzuschreiben, sie zu annotieren [lacht]. [...] Und so stieg ich in der wissenschaftlichen Arbeit eine Stufe höher.

Am Beginn einer wissenschaftlichen Laufbahn wurden in diesem Fall Fleiß und Gewissenhaftigkeit glücklicherweise – zufällig? – von einer Vorgesetzten bemerkt und anerkannt. Auf persönliches Kennenlernen folgte Betrauen mit verantwortungsvolleren Zuarbeiten, dann erhielt die Studentin Unterstützung bei einer schwierigen wissenschaftlichen Arbeit, ihre Mentorin verschafft ihr Zugang zu einem Archiv – ein Privileg, das die junge Frau zu schätzen und zu nutzen wusste. Schließlich wurde sie, obwohl noch in Ausbildung, als wissenschaftliche Mitarbeiterin beschäftigt. Die Wissenschaftlerin erinnerte sich nicht nur an die positiven Effekte persönlicher Interaktion mit einer etablierteren Kollegin, sondern auch daran, wie stolz sie sich fühlte und wie groß die Aufregung immer wieder war.¹¹ Manchmal bleibt hingegen unbesprechbar, dass Wissenschaft eine durch und durch soziale Angelegenheit und daher von persönlichen Netzwerken und Interventionen mitgeprägt ist (Daston 2001b, 177 f; Felt u.a. 1995, 57). Einer der Gesprächspartner, heute Professor an einer deutschen Universität, erklärte auf die Frage nach der Bedeutung von Beziehungen:

Ich habe mich nie für mich wirklich stark gemacht. Sondern immer über die Inhalte, über das, was ich kann, und nie da darüber, dass ich in irgendeiner

¹¹ Emotionen bekommen für Gewöhnlich keinen (offiziellen) Platz im Wissenschaftlichen zugesprochen. Wie Begriffe, stellt Lorraine Daston fest, werden auch Emotionen von wissenschaftlichen Denkkollektiven geteilt, durch diese Einmütigkeit des Fühlens entsteht die Illusion einer Emotionslosigkeit (2001, 180, Anm. 6). Die subjektive Seite komplexer Forschungssituationen etwa kam lange Zeit nur in nicht-wissenschaftlicher Form unter die Leute – als Roman, zum Teil unter Pseudonym veröffentlicht, oder als Autobiografie. Frauen, so Martin Fuchs und Eberhard Berg, beschrieben früher Zusammenhänge von Subjektivität und wissenschaftlichem Wissen und erklären das mit deren marginaler Rolle im Wissenschaftsbetrieb (1995, 65 f).

Weise versucht habe, die Würfel für mich günstig - - fallen zu lassen, also. Und von daher möchte ich darüber auch nicht reden.

Akademisches Ansehen und einen Aufstieg im Betrieb will man dennoch ausschließlich aufgrund höchst individueller inhaltlicher Kompetenz und Qualifikation erreicht haben.¹² Den Hang zu diesbezüglichem Understatement teilen auch sogenannte ‚Freie‘, die sich auf dem engen Projektmarkt behaupten müssen. Sie werden zwar nicht berufen, aber immerhin gefragt. Und einer inneren Berufung folgen selbstverständlich auch sie.

Ich habe nie eine Struk-, ich habe NIE eine Strategie entwickelt: ‚So jetzt, jetzt muss das passieren und dann passiert das‘, oder so. Überhaupt nicht, sondern es ist EHER wirklich zufällig passiert. Es ist MIR passiert, dass ich GEFRAGT worden bin, etwas zu tun. Ich habe nur zweimal oder dreimal Forschungsprojekte eingereicht, sonst bin ich eigentlich immer gefragt worden.

Pragmatismus, der Bestandteil des Wissenschaftsbetriebs ist, verschwindet in diesem Statement der schon früher zitierten österreichischen ‚freien‘ Forscherin hinter dem Motiv „Berufung“. Pragmatismus darf nicht explizit werden, offensichtlich ist das Bild jener Wissenschaft aufrechtzuerhalten, die ausschließlich hehren und höheren Werten dient. In der Drittmittel- oder außeruniversitären Forschung Arbeitende merken unentwegt und intensiver als jene in den Universitäten und Akademien, dass Wissenschaft sehr viel mit Geld zu tun hat. Sie müssen mit Ressourcen ganz anders haushalten und sind zudem Vorwürfen seitens der akademischen Wissenschaft ausgesetzt, die für sich in Anspruch nimmt, unabhängig und ‚rein‘ zu sein. Angenehmer, als sich um Auftragsforschung bemühen zu müssen, ist es, „gefragt“ zu werden. Leidet man an einer Unterausstattung mit akademischen Titeln und institutionellen Positionen – den wichtigen sozialen Kapitalien –, ist es umso angebrachter, mit der Reputation wenigstens das eigene symbolische Kapital zu betonen. Sich gegen Konkurrenz durchsetzen können ist nur solange positiv konnotiert, solange es auf der inhaltlichen Ebene geschieht.

Der Aufstieg: kein Zufall

*Das Glück besucht die Narren wohl,
aber es setzt sich nicht bei ihnen nieder.*

‚Gute‘ Geschichten leben nicht zuletzt von gemeisterten Herausforderungen, von überwundenen Rückschlägen und widrigen Umständen, deren ungeachtet man es ‚trotzdem‘ geschafft hat. Einer unserer Gesprächspartner – er war in einer ländlichen Gegend mit äußerst begrenzten schulischen Möglichkeiten und in einem eher bildungsfernen Milieu aufgewachsen – kam durch Vermittlung eines Lehrers in eine weiterführende Schule. Dort regte ihn wiederum ein Lehrer zum Studium an. Eine

¹² Zugleich fungieren viele meist selbstverständlich für die eigenen talentierten Studierenden als Mentorinnen bzw. Mentoren. In diesem Verhältnis geht es nicht nur um Qualitätssicherung der wissenschaftlichen Produktion, sondern die Mentees werden in soziale Netze eingebunden, in Gremien empfohlen etc. (Stasser/Schliesselberger 2000). Darüber wurde auch in den Interviews gerne erzählt.

wissenschaftliche Karriere schien ihm zu diesem Zeitpunkt als ‚zu hoch‘ gegriffen; er inskribierte ein Lehramt.

Also keine wissenschaftliche Karriere, das war wiederum etwas, was ich mir nicht zugetraut hätte. - Aber Lehrer zu werden, das habe ich mir vorstellen können.

‚Ungünstiger‘ Herkunft zum Trotz gelang eben diese akademische Karriere schließlich doch – nicht von selbst, sondern aufgrund hervorragender Leistung und klarer Interessen schon während des Studiums. Hier ist an keiner Stelle der Zufall im Spiel. In andere, aber dennoch auch in widrige Umstände hineingeboren, präsentiert sich eine unserer deutschen Gesprächspartnerinnen, die heute Ordinaria ist.

In der Schule bin ich mit unglaublichen Dingen konfrontiert worden, die in meinem Elternhaus überhaupt NIE angesprochen wurden. Meine Eltern hatten ein sehr starkes diszipliniertes Interesse an guten Noten, aber ja nicht zu gut. [...] Ein genuin bildungsbürgerliches Interesse war nicht da.

Auch sie hat es trotzdem und aus eigener Kraft geschafft, noch dazu als Mädchen bzw. Frau. Gegen den Willen der Eltern inskribierte sie und wählte – da völlig orientierungslos, wie sie erzählt – dem vorhin zitierten Wissenschaftler gleich ein Lehramtsstudium: „Wissend, dass ich nicht Lehrerin werden wollte.“ Nach einigen Semestern realisierte die Kulturwissenschaftlerin, dass sie aufgrund ihres Notendurchschnitts auch Medizin hätte studieren können. Eine Erkenntnis, die sie in eine veritable Krise stürzte:

Mir ist der Boden unter den Füßen weggerutscht, weil das so plötzlich in meinen Möglichkeitshorizont trat und mir das aber niemand gesagt hat. [...] Was ich hätte werden wollen, das stand wie in Stein gemeißelt vor meinem inneren Auge: Chirurgin. [...] Es war außerordentlich schmerzhaft, das zu verarbeiten. Ich habe dann für mich einen Weg gefunden; meine Art Kulturwissenschaft zu betreiben, bedeutet für mich persönlich ein Integrieren dieses Wunsches, Chirurgin zu sein. Es hat für mich sehr viel damit zu tun, verborgene Schichten abzutragen - mit einem SEHR geschickten und kontrollierten und klugen Instrumenteneinsatz Dinge zu öffnen, Oberflächen aufzuschneiden, hineinzuschauen, Dinge zu arrangieren. Das habe ich sehr früh gemerkt. Man hat mir viele Tutorien anvertraut, ich habe eine SEHR gute Rückmeldung bekommen, von den Lehrenden, immer. Also ich bin aufgefallen, ich bin gelobt worden. [...] Ich habe da einen guten Weg gefunden, und ich muss dem, was das Chirurgin-Sein bedeutet hat, nicht mehr nachtrauern.

‚Zu spät‘ entdeckt die Studentin, dass ihr noch ganz andere Möglichkeiten offen gestanden wären; sie hätte sich nicht mit einem geisteswissenschaftlichen Fach bescheiden müssen. Sie nimmt ihrer Umgebung die Desinformationspolitik übel; aber sie weiß dennoch das Beste aus der üblen Erfahrung zu machen und gewinnt daraus eine ganz spezifische Herangehensweise an ihr Fach, ein methodisches Konzept geradezu. In der Universität fühlte die Frau sich von Anfang wohl, mit ihren Eltern hingegen

hatte sie allergrößte Schwierigkeiten und klagte auf Unterhaltszahlung, weil sie infolge des hohen Familieneinkommens kein Stipendium erhielt. Nach Jahren des Studiums bekam sie endlich eine Begabtenförderung. Dieser Moment gilt ihr heute als entscheidend, denn:

Da habe ich zum ersten Mal auf eine ganz tiefe instinktive Weise empfunden: ‚You have come home‘. Ich bin in einem Club gelandet. Ich bin da, wo ich immer hinwollte. [...] Ich habe gewusst, ich bin ein Fisch, und ich brauche das Wasser. Ich bin nur zufällig vorher in die Sahara gesetzt worden. Und dann kam natürlich der Hammer runter, Berufsziel Hochschullehrerin. Jetzt musste ich mich dem stellen.

Die Wissenschaftlerin beschreibt damit, dass „die Konstruktion von wissenschaftlichen Persönlichkeiten durch Zuschreibung und Anerkennung im sozialen Feld der Wissenschaft erst hervorgebracht wird.“ (Beaufaÿs 2003, 47)

Auch in der Erzählung eines 1930 geborenen bulgarischen Wissenschaftlers geht es um Anerkennung, nur wird sie ihm, wenigstens anfangs, von anderer als akademischer Seite zuteil. Er berichtet über seinen Karrierestart, dass er „von oben“ an die betreffende Stelle gerufen worden war, weil man ihm eine besonders schwierige Aufgabe zutraute.

Man sagte mir: ‚Dieses Institut ist in einem sehr schlechten Zustand, das Personal besteht aus zufällig zusammengekommenen Leuten, ist ganz ohne Auswahl zustande gekommen. Unter ihnen noch viele Überreste aus der Zeit der Monarchie. Kurz gesagt, es ist noch kein Institut.‘¹³

Es gelang dem neuen Leiter aus der bunt zusammengewürfelten Gruppe, die zum Teil aus Museumsleuten bestand, die 1948 nur durch politische Maßnahmen in den „Rang wissenschaftlicher Mitarbeiter erhoben worden“ waren, ein wissenschaftliches Institut zu formen. Zufällig, wenngleich hier kaum der Zufall mitgespielt hatte, war die vorgefundene Besetzung, mit der er weiter arbeiten musste. Von den Inhalten her zufällig – und Inhaltliches ist das Kriterium, das der Wissenschaftler als das für ihn ausschlaggebende anführt, wenn es um die Zusammensetzung eines Arbeitsteams geht. Ab dem Zeitpunkt seines Engagements hat der Zufall keine Funktion mehr: Durch seine Fähigkeiten und Kompetenzen führt er sein Personal zu bestmöglichen akademischen Leistungen und macht aus der Institution, Jahre nach ihrer Begründung, erst eine ‚wirkliche‘ und wissenschaftliche Institution.

Mitunter ergeben sich Chancen zufällig, ob und wie sie genutzt werden, wird wiederum mit individueller Leistung, mit dem eigenen Geschick und den eigenen Kapazitäten verknüpft. Eine zehn Jahre jüngere Kollegin des vorhin zitierten Wissenschaftlers, auch sie Bulgarin und schon während des Sozialismus als Forscherin tätig, erzählte, dass sie Mitte der 1970er Jahre die Möglichkeit bekam, zwei Mal für mehrere

¹³ Diese Passage deutet auch auf eine grundsätzlich andere Situation von Gesellschaft und Wissenschaft hin. Der Realsozialismus in Bulgarien hatte viele Auswirkungen auf Wissenschaft, auf die wir in diesem Rahmen nicht eingehen können. Ansatzweise haben wir uns damit in einem Beitrag „Politik – wissenschaftliches Arbeiten – akademische Biographien. Brüche und Kontinuitäten“ befasst (Dressel/Kasabova/Langreiter 2005).

Monate ins Ausland zu fahren. Das erste Stipendium führte sie für ein halbes Jahr in die Sowjetunion, das zweite in die USA.

Ich hatte die große Chance, und eigentlich war ich auf so eine große Chance gar nicht vorbereitet, denn ich hatte sie nicht erwartet. Aber Chance ist eben Chance. Es gab viele, die auch fahren konnten und gefahren sind, es aber dann nicht aushielten. Viele, die eine gewisse Zeit im Ausland verbringen konnten, kamen mit einem Auto zurück. Ich verwandelte meine Dollars in Bücher, schickte über 100 Bücher aus den USA nach Bulgarien. Man wunderte sich, dass ich ohne Geld, ohne Dollars nach Bulgarien zurückkehrte, nach den sechs Monaten, die ich dort verschlafen hatte. Nur Bücher gekauft!

Die Wissenschaftlerin hatte „das Glück“, wie sie sagte, sich zwei Mal im Ausland fachlich weiterbilden zu können. Sie betonte zugleich und vehement, dass sie ihre Laufbahn vom Doktorat an alleine, ohne Beziehungen und ohne Protektion, geschafft hat. „Weil ich sehr hartnäckig arbeitete.“ Diese Interpretation ist nicht ungewöhnlich und wird von vielen Interviewten ähnlich vorgenommen. In Zusammenhang mit Bulgarien erhält sie eine zusätzliche Bedeutung durch den Diskurs über den Sozialismus als besonders klientelistischem System bzw. die damit einhergehende dezidierte Abgrenzung davon. Sie hat es (im Gegensatz zu anderen, wie im Interview sehr deutlich gemacht wurde) schnell und eben durch Leistung weit gebracht. Im Unterschied zu anderen wusste sie, Chancen wahrzunehmen und im Sinne der Wissenschaft zu nutzen. Das Glück – und auch das ist ein häufiges Motiv – ist Resultat von Handeln, die Belohnung für ‚richtiges‘ Leben, für das sich der Einzelne selbst verantwortlich weiß (Zirfas 1997, v.a. 816). Die vorhin zitierte Wissenschaftlerin schilderte, dass sie nach einer langen beruflichen Durststrecke erst mit ihrer Promotion begann, „Glück zu haben“. Aber auch dieses Glück, das geht klar hervor, war hart erarbeitet, gründete auf den vorher erbrachten Leistungen, die nicht zuletzt als soziale Tatsachen zustande kamen.

Diese Deutungsmuster Glück und Zufall haben eine deutliche geschlechtsspezifische Komponente. Dass sie in lebensgeschichtlichen Erzählungen von Frauen dominieren, wird mit Frauen zugeschriebenen besonders ausgeprägten Erfolgsängsten in Verbindung gebracht (Strasser 1998, 27, 35; Hasenjürgen 1996, 207-211). Wissenschaftlerinnen sind mit divergierenden Rollenerwartungen konfrontiert – sie sollen den akademischen Habitus intus haben und zugleich traditionelle Frauenrollen erfüllen. Frauen verweisen mit der ihnen noch immer zugeschriebenen Körperlichkeit auf soziale Bedingungen, „die nicht im wissenschaftlichen Feld verankert sind“ (Beaufays 2003, 243).¹⁴ ‚Wirkliche‘ Wissenschaftler folgen einer Berufung, zeichnen sich dadurch aus, dass sie ihr Leben in den Dienst der Wissenschaft stellen. – Eine unserer Interviewpartnerinnen kommentiert: „Das ist die Tragödie der Wissenschaftlerin.“

Nie fragen sich Männer aus unserem Sample – jedenfalls ‚bekennen‘ sie es in den Interviews nicht –, was sich die interviewten Frauen offenbar an verschiedenen Stationen ihrer Karriere fragten: „In diesem Moment begann bei mir der Zweifel. Eigent-

¹⁴ Über die Zusammenhänge von Wissens- und Geschlechterordnung und deren Auswirkungen auf die Position von Frauen in der Wissenschaft vgl. Braun/Stephan 2005. Auch sie sprechen Körperlichkeit (und Sexualität) eine wichtige Rolle zu.

lich hatte ich immer diesen Zweifel gehabt, ob ich für wissenschaftliche Arbeit tauglich bin oder nicht.“ Dass Frauen in wissenschaftlichen Institutionen, jedenfalls in leitenden Positionen, noch immer unterrepräsentiert sind, macht das Bild der ‚Ausnahmefrau‘ plausibel und damit auch die Formel ‚Glück gehabt‘ für die betroffenen Frauen. So knüpft das Argumentieren mit dem Zufall durchaus an ‚traditionelle‘ Geschlechterstereotype an (List 1987, 28). Das Hervorkehren der Erfolgsängste ist Ergebnis weiblicher Sozialisation und Strategie in einem weiterhin männlich dominierten Feld zugleich. „Die Vermutung liegt nahe, dass die Diskriminierungswahrnehmungen der weiblichen Befragten nicht ohne Auswirkungen auf ihre Selbsteinschätzung, ihr wissenschaftliches Selbstvertrauen und damit auch auf ihre Karrierechancen bleiben.“ (Holland-Cunz 2005, 27) Die dreizehn Frauen unter hundert Professorinnen und Professoren werden noch immer „in erster Linie als Repräsentantinnen ihres Geschlechts und erst auf den zweiten Blick (im wörtlichen Sinne!) als Vertreterinnen ihres Faches wahrgenommen“. (Holland-Cunz 2005, 25) Professionelle Kompetenzen von Frauen werden noch immer ‚anders‘ bewertet; ihre strukturelle Unsichtbarkeit macht Frauen im Wissenschaftsbetrieb paradoxerweise besonders sichtbar, stellt Barbara Holland-Cunz fest und spricht von „zugespitzte Sichtbarkeit“ (2005, 28).¹⁵ Eigentlich ist der Platz der Frauen woanders. Eine der jüngeren bulgarischen Interviewees war vor der ‚Wende‘ für ihre Forschungen oft unterwegs:

Na ja, das war also ein bisschen schwierig für meinen Geliebten, aber dann kam – zu seinem Glück – die Demokratie. Das Geld für Wissenschaft blieb aus, umso mehr das Geld für Dienstreisen. So blieb endlich seine Frau zu Hause.

In einer nach dem Systemwechsel im Staat finanziell ausgehungerten Institution fanden Reisen und Feldforschungen ein Ende – Pech für sie, Glück für ihn.

Die Interviews mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern jüngeren Alters verweisen in Bezug auf sichernde horizontale wie vertikale Netzwerke auf das Fortbestehen geschlechtsspezifischer Unterschiede – das wissenschaftliche Feld ist weiterhin in männerbündischer Art organisiert. Kollegen treffen einander in Kneipen, zu informellen Diskussionsrunden, in Clubs und machen es wie die Alten, nicht selten zusammen mit diesen. Darüber hinaus lässt sich die enorme Bedeutung der sozialen Herkunft beobachten.¹⁶ Während die einen locker mit ihrem ererbten hohen kulturellen Kapital hantieren, sich sicher und unter selbstverständlicher Kenntnis der ‚Spiel-

15 Der sozialistische Staat Bulgariens verkündete offiziell die Gleichberechtigung der Geschlechter und öffnete weitgehend Ausbildung und Wissenschaft für Frauen. Noch während des Sozialismus wurden als „historische Hilfswissenschaften“ eingestufte Disziplinen marginalisiert. In diesen Fächern – unter ihnen Ethnographie, Folkloristik, Archivistik – ist der Frauenanteil höherer als in den ‚härteren‘ Geistes- und Sozialwissenschaften (Geschichte, Soziologie). Parallel zur Marginalisierung verlief eine Feminisierung, wobei die Feminisierung oft als Grund der Marginalisierung aufgefasst wurde und wird. Unter den wenigen Männern finden sich auch in diesen Fächern proportional mehr Habilitierte und mehr Männer in leitenden Positionen. Vgl. dazu ausführlicher Kasabova: *Politics – Gender – Habitus: Anthropology as a Profession* (im Druck).

16 „Natürlich kann man in diesen magischen Kreis nicht durch spontane Willensentscheidung eintreten, sondern nur durch Geburt oder durch einen langwierigen Prozeß von Kooptation und Initiation, der einer zweiten Geburt gleichkommt.“ (Bourdieu 1997, 124 f); vgl. dazu auch Martin Schmeisers Untersuchung, die – zwar für das späte 19. und frühe 20. Jh., aber in gewisser Weise die Gegenwart trefflich beschreibend – als Idealtypus des angehenden Professors den „reichen Erben“ entwickelt (1994, v.a. 71-74).

regeln' in der Wissenschaft bewegen und ihre Mentoren „Opa“ nennen, fühlen sich die anderen mitunter am falschen Ort oder zu Unrecht dort.

In Zusammenhang mit einer ‚tollen‘ Karriere, vielmehr einer Erfolgsgeschichte klassischen Zuschnitts, lässt sich der Zufall – meist in Form von Glück und Pech – ins Treffen führen. Hier braucht es die schicksalhaften Momente und dramatischen Höhepunkte, bevor das Ziel erreicht wird. Am Ende einer biografischen Erzählung dagegen scheint das Motiv Zufall nur wenig adäquat, denn an dieser Stelle geht es um Erfolg, und die erbrachten Leistungen sind hervorzuheben. Zufallstreffer werden da nicht nochmals betont; unglückliche Zufälle, Problematisches und Schwieriges müssen hier ‚irgendwie‘ positiv gewendet werden. Wenn man etwa nicht beruflich erfolgreich nach gängigen Kriterien war oder ist, so ist man zumindest glücklich¹⁷ und hat sich stets tadellos verhalten. Der wissenschaftliche Nachwuchs, schreibt Sandra Beaufäys, tue gut daran, die Zersplitterung der Lebenssphären durch „symbolträchtige Praktiken zu negieren“. Es gehe weniger darum, wie viele Stunden pro Woche sie letztlich wissenschaftlich arbeiteten, als davon zu überzeugen, dass Wissenschaft ihr wichtigster Lebensinhalt sei (Beaufäys 2003, 243). So erklärte eine österreichische Wissenschaftlerin in ihren Vierzigern, die noch immer ohne fixe Anstellung und ohne Aussicht auf eine Universitätskarriere ist:

Ich glaube, bis zu einem gewissen Grad will ich weitergeben, was mir selbst wichtig ist. Das war immer ein Wissenwollen. Und das ist nicht so sehr daran gekoppelt, wie das verwertbar ist - - wie das für eine Karriere verwertbar ist oder sonst irgendwas, sondern im Grunde ist alles ziemlich spannend, was passiert.

Die Forscherin hält sich mit Projekten über Wasser, ist aber auch immer wieder gezwungen, ‚Mac-Jobs‘ anzunehmen; nicht zuletzt deshalb arbeitet sie noch immer an ihrer Dissertation. Zugleich begründet sie ihre ‚Nicht-Karriere‘ mit ihrem persönlichen Unwillen sich anzupassen – sie könne keinen Paternalismus dulden, sei „zu wenig egoistisch“ – und gibt sich damit moralisch einwandfrei. Von einem ebenfalls österreichischen Kulturwissenschaftler wurde letztlich seine Nicht-Anstellung an der Universität sogar als „Glück“ bewertet. Nachdem er vorher ausgeführt hatte, dass er nicht zufällig zur Wissenschaft gekommen war, sondern aus tiefem Interesse und aus Lust an Erkenntnis, bezeichnete er später im Interview die Situation, als er den eigentlich auf ihn zugeschnittenen Assistentenposten doch nicht erhalten hatte, als „das Beste, was mir passieren konnte“. Er wechselte zum Journalismus und macht aus der Situation, so seine klare Deutung, das Beste. Damit ist auch hier das Argument Zufall ein erzählerisches Mittel, mit dem die Aufmerksamkeit auf das schöpferische Ich gelenkt wird. Der durch einen dummen Zufall entstandene Bruch bleibt nicht dem Zufall überlassen, sondern wird aktiv und geschickt gestaltet.

¹⁷ Auch ein offenes, narratives Interview ist kein therapeutisches Gespräch. Der Erzählende will aus der Erzählung für gewöhnlich unbeschädigt hervorgehen – vielleicht lässt man ein paar Scherben liegen, aber prinzipiell setzt man sich wieder zusammen.

Das zufällige Thema

Wie so oft ist auch diese Untersuchung zufällig entstanden. (Ginzburg 1993, 7)

Mehrere der Befragten erzählen, dass sie – einmal oder immer wieder – zufällig auf Themen stießen oder gestoßen wurden, denn oft werden sie von außen herangetragen, was nicht zuletzt als Vertrauens- und Kompetenzbeweis gelten kann. Wie nun schon mehrfach ist auch hier nur die Ausgangssituation von Zufall geprägt. Denn ein gutes Thema (der Einfall ...) allein genügt nicht – erst der kreative und kompetente Umgang damit mag Forschungsprobleme innovativen Lösungen zuführen und interessante, gute Arbeiten hervorbringen. Mit spielerischer Leichtigkeit darf das Ganze auch nichts zu tun haben, auf eine zufällige Entdeckung bzw. auf ein Aufmerksamemacht-Werden folgt harte Arbeit, die auf früher Erarbeitetem, auf breitem theoretischem und methodischem Fundament, auf individuellem Wissen und Können aufsetzen muss.

Mithilfe des Zufalls lassen sich abermals eigene Leistung, persönliche gestalterische Kraft und intellektuelle Kreativität unterstreichen. Auch ein noch so schönes Thema verlangt nach Vertiefung – mühsamer komplexer Auseinandersetzung und wissenschaftlicher ‚Verschwierigung‘ –, nach intensiver Lese- und Denkarbeit. Darüber hinaus gilt: Die üblichen Standards führen nicht zu innovativen Ergebnissen. Ein zufälliger Themenhinweis wird gerne aufgenommen, erst durch die eigene Art der Bearbeitung, durch die eigene Investition wird er zu etwas Besonderem – und das hat mit Zufall nichts mehr zu tun.

Ein zufälliger Quellenfund vermag das Forschungsinteresse eines Forschers oder einer Forscherin mitunter nachhaltig zu bestimmen. Einem unserer Interviewpartner aus Österreich, der heute Professor ist, wurden in jungen Jahren in einem Archiv zufällig gefundene Dokumente gezeigt. Der Ausheber konnte mit dem Konvolut nichts anfangen, das sich als einer der ältesten europäischen Zensen erwies.

Plötzlich kommt ein Ausheber zu mir und sagt, ich habe gestern diese Geschichte zufälligerweise erzählt: ‚Herr Doktor schauen Sie, schauen Sie, was wir auf der Fensterbank gefunden haben. Weiß nicht, was das ist, aber vielleicht, vielleicht ist das interessant.‘ Knallt mir den Faszikelband auf den Tisch; ich beginne darin zu blättern - - lauter Namen und Zahlen - und Altersangaben. - - Ich kopiere einige Seiten - - und komme damit ins Institut und zeig das dem [Name des Institutsleiters]. Ich werd das nie vergessen. [...] Dann, ja also, das war dann der Beginn meines familienhistorischen Interesses.

Der Zufallsfund stellte sich als wertvolle Quelle heraus; der Wissenschaftler baute auf diesem Bestand seine Habilitation auf und entwickelte ein bis heute anhaltendes einschlägiges Forschungsinteresse. Das von ihm erstmals aufbereitete Material wurde in unterschiedlichen Teams und Zusammenhängen weiter bearbeitet und publiziert.

Also das hat dann noch ungeheure Folgewirkungen gehabt, dieses Erlebnis mit dem Aushebenden - - muss versuchen den zu eruiieren, der ist schon längst in Pension. Ich muss ihn auf ein Bier einladen. Na, das sind oft Zufälle, nicht.

So wie der zufällige Materialfund kann ein Sachgebiet, das man im Lauf wissenschaftlicher Arbeit einmal mehr oder weniger zufällig aufgegriffen hat, den weiteren Weg prägen. Ist etwa ein Bereich originell und/oder noch wenig bearbeitet, sind die Forschenden begehrte Vortragende und Mitautorinnen, werden immer wieder dazu angefragt. Die (themen-)spezifische Expertise wächst und wächst, die Betreffenden werden immer stärker mit eben diesem einen Gegenstand verbunden, und es kommt zu Fixierungen, fern jeden Zufalls.

„Zufällig“ haben mehrere unserer Gesprächspartner ein großes privates Interesse am Fußball wissenschaftlich umgemünzt, in unterschiedlichen Disziplinen. Dazu zwei Beispiele. Der akademische Einstieg in die Beschäftigung mit dem Hobby verlief stets weniger geplant, denn zufällig – oder wird jedenfalls so beschrieben bzw. benannt. Vor vielen Jahren hat ein in den 1940er Jahren geborener Forscher zusammen mit einem Kollegen die deutsche Sportwissenschaft „ordentlich aufgerüttelt“. Beide, damals Fans einer regionalen Fußballmannschaft, nahmen diesen Sport als Ausgangspunkt, um gegen die zeitgenössischen Untersuchungen anzuschreiben.

Wir haben uns damals zusammengetan und haben in [Name der Region] Interviews gemacht und geforscht. Vor dem Hintergrund, wo wir uns am besten auskannten, und wir haben daraus eine Art von Sozialgeschichte und Sozialanalyse der Bedeutung des Fußballsports, also für die Leute in unserer Region rekonstruiert oder zu rekonstruieren versucht. Aber das wäre NIE aus meinem wissenschaftlichen Umfeld entstanden. Also ich habe NIE irgendwas darüber vorher geschrieben, ich hab nie – ein Seminar darüber gehalten oder so was.

Es ging in erster Linie darum, die gängigen Ansätze mit einem alltagskulturellen Verständnis von Sport zu konfrontieren: „Ist schön, wenn man so als Außenseiter so ein Feld aufräumt.“ Fußball selbst diente dabei nur als Ausgangspunkt und als Beispiel, war an sich nicht so zentral – dennoch hatten unser Gesprächspartner und sein Kollege einen Trend gesetzt, der zu einer regelrechten Schwemme an Fußballliteratur führte: „Ich finde es ganz schrecklich im Nachhinein, was wir da losgetreten haben, muss ich sagen, ja. Weil es wir wirklich waren, die das losgetreten haben mit unserem Buch.“ Mittlerweile gebe es eine unüberschaubare Fülle an Literatur über Vereine, Ligen und Topstars – vorwiegend intellektuelle Autoren würden für eine Erinnerungsindustrie produzieren und Nostalgie zelebrieren.

Ist ja irgendwie auch egal, aber wir haben das, glaube ich, schon in Gang gesetzt damals. Und trotzdem, denke ich, das war eine wichtige Sache, bei uns. Aber uns war gar nicht klar, wie gesagt, dass wir jetzt das Feld aufrollen. Das war, wie gesagt, nur eine Antwort auf das Gerede.

Die Fußballfans verfolgten mit ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung ein Anliegen, man wollte dem Vorhandenen etwas entgegensetzen, nichts weiter – anfangs. Im Rückblick erst ist das Ausmaß der Intervention in das Forschungsfeld abzuschätzen. Zum einen gelang es, eine neue Herangehensweise an das Thema Sport vorzuführen, was bleibende Spuren im Feld hinterlassen hat. Zum andern evozierten sie Entwicklungen, die sie nicht intendiert hatten – ganz im Gegenteil. Ein neues Themengebiet, ein neues Konzept, eine neue Theorie, außergewöhnliche empirische Ma-

terialien mögen für eine gewisse Zeit für Alleinstellung sorgen. Solche Themenführerschaft ist vorteilhaft in der Konkurrenz um Positionen, Forschungsmittel und Reputation, aber diese Phase ist begrenzt, ‚andere‘ ziehen nach.

Während der Einstieg nicht ganz ernst oder wenigstens nicht mit längerfristigen Zielen erfolgt war,¹⁸ erscheint der Ausstieg als bewusst gestaltet: „Weil ich mich auf diese Ecke nicht festlegen lassen wollte.“ Die thematische Umorientierung ging so weit, dass der Wissenschaftler sogar seine Disziplin verließ und sich anderen Fächern zuwandte. Er mochte nicht länger mit einem zufälligen Thema identifiziert, sondern wollte „vom Ansatz her interpretiert“ werden. Die Darstellung überwundener Peripetien und Krisen, des souveränen oder zumindest kreativen Umgangs mit Neuanfängen dient der tragfähigen Konstruktion eines Ich, in der Autonomie, Aktivität und Kreativität im Vordergrund steht. Idealtypisch werden Schwierigkeiten zum Segen gemacht, unerwartete Chancen tun sich auf, und eigene schöpferische Kraft lässt Unordnung in Ordnung münden. Einig ist man sich in der Biografieforschung: Angesichts steigender Diskontinuitäten in allen Lebensbereichen erhält die Kompetenz, mit Brüchen ‚gut‘ umzugehen, sie konstruktiv zu verarbeiten, zentrale Bedeutung (Sieder 1999, 259; Tölke 2000, 139).

Einen ähnlichen Abschluss fand eine zweite Fußballgeschichte. Nach einiger Zeit der intensiven Arbeit und mehreren Publikationen zu diesem Phänomen hatte der Kulturwissenschaftler – Österreicher und eine Generation jünger, als sein vorhin zitierter deutscher Fachkollege – das Gefühl, am Ende angekommen zu sein:

Das war mir zu blöd ab einer gewissen Zeit. Außerdem war da ohnehin schon ALLES erforscht, und mir ist auch nichts mehr eingefallen. Das war für mich wirklich ein Alarmzeichen.

Dabei war das spezielle Thema Fußball am Beginn der Karriere des Interviewpartners nicht unwichtig. Es eröffnete ihm wichtige Kontakte und war Ausgangspunkt und Gegenstand wertvoller Kooperationen. Fußball ermöglichte ihm die Aufnahme in einen Kreis, auch über das Spezialgebiet hinaus, angesehenen Kultur- und Sozialwissenschaftler. Aus zufälligen Gesprächen über den Sport in informellen Situationen ergab sich Zusammenarbeit zum Thema, und infolge dessen wurde der freiberufliche Forscher auch an Projekten zu anderen Fragestellungen beteiligt. Die „Fußball-connection“, wie er sie nennt, stellte sich als beruflich tragfähiges Netz (von Männern) heraus – und der Interviewee resümiert:

Das war wirklich, also im Nachhinein, es waren so viele Zufälle, aber auf der anderen Seite auch wahrscheinlich keine Zufälle, das klingt jetzt ein bisschen blöd.

Chancen als solche wahrzunehmen, trotz diverser Risiken Zufälle kreativ und schöpferisch zu nutzen, schließt implizit ein Sich-dem-Zufall-Überlassen aus. In Bezug auf Methodisches ist das ‚Glücken‘ verpönt. Ein Weg zu wissenschaftlicher Erkenntnis

¹⁸ Keineswegs zufällig ist, dass ein Hobby in wissenschaftliche Arbeit umgewandelt wird. Dem gängigen Ideal zufolge, nimmt einen Wissenschaft ganz in Anspruch – für Freizeit- und andere außerakademische Vergnügen kann in so einem Leben kein Platz sein (Dressel/Langreiter 2002).

kann nichts mit Geschenk und Schicksal oder gar Mysterium zu tun haben. Indizien sind aufzuzeigen, Schritte nachvollziehbar zu machen, und alles zusammen ist reflektiert zu präsentieren (Breuer/Reichert 2001, v.a. 24). Der Zufall wird einerseits aus der Deutung ausgeschlossen; andererseits wird er – als Intuition und Spürsinn – wieder eingelassen. Und Erkennen auf unkonventionelle Weise lässt sich mitunter argumentieren, denn: „Auf dem Feld der Beobachtung begünstigt das Glück nur den bereiten Geist.“ (Mazenauer 2003, 4) Dabei gibt es – durchaus anerkannte – theoretisch-methodische Konzepte, die in gewisser Weise auf den Zufall bauen: wenn etwa empirische Forschung Ursprung neuer Hypothesen sein soll und darf, wenn unvorhergesehene Entdeckungen zu neuen Theorien drängen, etwa als „Serendipity Pattern“,¹⁹ wie Robert K. Merton die „dem Glück oder der Klugheit geschuldeten Entdeckung von gültigen Ergebnissen, nach denen nicht gesucht wurde“ (zit. lt. Mazenauer 2003, 4), bezeichnete.

Resümee

Das wissenschaftliche Feld ist „eine soziale Welt wie die anderen“, zugleich „eine Welt für sich“ mit eigenen Funktionsgesetzen (Bourdieu 1992, 88). Das Bild des Wissenschaftlers und die Bilder von den Forschenden haben sich im Lauf der Zeit und in verschiedenen Gesellschaften gewandelt; heute gängige Bilder sind im Kontext aktueller Wissenschaftspolitik und -entwicklung sowie der Geschichte der Differenzierung der Wissenschaft seit dem 18. Jahrhundert zu lesen. Wenngleich die Wissenschaften entzaubert wurden und mit ihnen die „wissenschaftliche Persönlichkeit“ (Engler 2000, 140), wenn sich das Bild vom Experten gebrochen hat²⁰ und damit facettenreicher geworden ist, ist die Vorstellung vom Wissenschaftler-Genie²¹ nicht passé. Auf der anderen Seite dominiert das Prinzip Leistung im (Selbst-)Verständnis von Wissenschaft, aufgefasst meist als Produkt der Ideen und der Arbeit Einzelner – jedenfalls in den sogenannten soft sciences. Fern von neoliberaler Umstrukturierung konstatierte schon Max Weber: „Nur auf dem Boden ganz harter Arbeit bereitet sich normalerweise der Einfall vor“, um nachzusetzen: „Gewiss: nicht immer.“ (1992, 82) Alles das verträgt sich mit dem Zufall nicht, nicht mit dem „Zufallsglück“ und auch nicht mit jenem Glück der günstigen Umstände (Demmerling/Landweber 2007, 111).

Ging es in den Gesprächen mit den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern um deren Laufbahn, waren die präsentierten Motivationen und Strategien immer sach- und inhaltsbezogen. Womit nicht gesagt ist, dass persönliche Beziehungen oder gar Emotionen keine Rolle spielen; sie spielen aber keine strategische Rolle. Wissenschaftliche Arbeit geschehe wegen des angestrebten Erkenntnisgewinns, aus intellektuellem Interesse, aus Berufung. Obwohl auch ganz pragmatische Gründe hier und da zum Vorschein kamen – der Posten eines Wissenschaftlers an der Universität als prestigeträchtige Arbeitsstelle mit vielen Aufstiegsmöglichkeiten, die mit finanzieller

19 Die drei Prinzen von Serendip, Sri Lanka, konnten Fährten lesen und deuten und machten immerfort Entdeckungen durch Zufall *und* Scharfsichtigkeit (Märchen, 13. Jahrhundert).

20 Ulrike Felt spricht von einer „Erweiterung des Expertenraumes“. Neue Akteure und Gruppen spielen in wissenschaftlich-technischen Auseinandersetzungen „eine zentrale Rolle und fordern für sich, legitimerweise auch ‚im Namen der Wissenschaft‘ sprechen zu können.“ (2003, 18)

21 Das Konzept impliziert die Idee von wissenschaftlicher Erkenntnis als nicht erlebbarer Inspiration (Engler 2000, 121; historisch vgl. Schmeiser 1994).

Absicherung einhergehen –, betonten Frauen und Männern, dass die eigene wissenschaftliche Arbeit nicht auf Statuserhöhung orientiert (gewesen) ist. So bezeichneten sie Arbeits- oder Weiterbildungsangebote gerne als „Zufall“ oder „Glück“ oder „glücklichen Zufall“. Schon die Bezeichnung „glücklicher Zufall“ birgt Ambivalenz: Nicht der Zufall ist glücklich, sondern seine Folgen (Zirfas 1993, 403) – was als Hinweis auf das doch aktive Subjekt verstanden werden kann.

Martin Kohli identifizierte die Sicherung von Kontinuität und Rationalität als zentrale Merkmale von Wissenschaftler-Autobiografien (1981, 451). Weil Wissenschaft „ein Geschäft mit hohem Aggregierungsanspruch“ ist, sei hier ganz besonders die „strukturierende Kraft des Ichs gefordert“ (Kohli 1981, 454). Weil die Figur Zufall diese Leistung und (eigene) Leistung allgemein abschwächt²² sowie Kontinuität, am Ende sogar Rationalität, gefährdet, hat sie in den Selbstdarstellung von wissenschaftlich Arbeitenden nur an bestimmten Stellen Platz und erfüllt dort ganz bestimmte Funktionen. So beobachten wir, anders als Kohli – der im Zufall vor allem ein Ausgeliefertsein wider die wissenschaftliche Norm sieht –, dass weniger die „zielgerichtete Lebensgeschichte“ Ausdruck „eines unbegrenzten Glaubens des Individuums an seine gestalterische Kraft“ (1981, 454) ist denn die geschickte Gestaltung von überraschenden Chancen, Brüchen, notwendigen Richtungsänderungen oder Suchbewegungen, die der Zufall mit sich bringt, wenn er doch einmal zuschlägt. Leistung, Kreativität, Wissen und Können werden noch sichtbarer, wenn solche Situationen nicht dem Zufall überlassen werden.

Das zufällig gefundene Thema etwa – das haben sämtliche Interviews gezeigt – kann nur durch die spezifische Bearbeitung (Inspiration, Wissen, Engagement, Originalität etc.) zum Erfolg entwickelt werden. Auf intensiver Arbeit und großer Leistung(sbereitschaft) liegen hier die stärksten Akzente. Dennoch lieferten die Forschenden keine „Jeder-seines-Glückes-Schmied“-Selbstdarstellungen – in ‚ihren‘ Kulturwissenschaften gehört Reflexivität nicht nur zum guten Ton, sondern wird zunehmend Voraussetzung. Das schlägt sich auch im Erzählen vom eigenen Ich nieder.

Der eigene Erfolg, die gelungene (institutionelle) Karriere ist kaum ohne Understatement zu schildern. Bestimmt ist nicht ohne Einfluss, dass in unserem Projekt die Interviewenden im Vergleich zu den meisten Interviewten völlig andere, nämlich schlechtere berufliche Chancen und Karrieremöglichkeiten vorfinden. Das ist den meisten der interviewten etablierten Universitätsangehörigen sehr bewusst. Hier den Zufall als ausschlaggebend für die eigene Laufbahn ins Treffen zu führen, mag von diversen Verantwortungen entlasten und Solidarisierung suggerieren.

„Im wissenschaftlichen Alltag fungieren – bis zu einer bestimmten Grenze – soziale Signale als Indikatoren für wissenschaftliche Leistung oder Leistungsfähigkeit, gibt es soziale und keineswegs ausschließlich ‚rein wissenschaftliche‘ Kriterien dafür, ob jemand als innovativ, tüchtig, zuverlässig, als förderungswürdig usw. gilt, ob man ihm zutraut, daß er hart arbeitet, das Zeug zu einer großen wissenschaftlichen Leistung hat, ja ob er – oder sie – ‚dazugehört‘ oder nicht. Die Verhaltensweisen und das Auftreten einer Person, ihr ganzer Habitus, gehen immer ein in die Beurteilung der Leistungen eines Wissenschaftlers oder einer Wissenschaftlerin.“ (Krais 2000, 41)

²² Weil es z.B. dem Alltagszugang entspricht, „Glück (fortuna, luck, chance) mit einer glücklichen Fügung gleichzusetzen. Wer ‚Glück hat‘ beim Spiel, im Geschäft oder in der Liebe, der braucht weniger Verstand.“ (Hettlage 2002, 130)

Empirisch ist aber wenig bearbeitet, wie sich in den Kulturwissenschaften soziale Beziehungen, Schlüsselfaktor wissenschaftlicher Aktivität (Becher 1989, 66 ff.), auswirken, wenngleich zahlreiche Studien belegen, dass negative Aspekte dieses Phänomens vor allem und in ganz spezifischer Weise Frauen betreffen. Auf individueller Ebene ist interessant, wie Menschen in diesem speziellen Umfeld und seinen Auswirkungen auf andere Lebensbereiche agieren, wie sie das wissenschaftliche Feld in ihren persönlichen Bedeutungshaushalt einbauen und welche Handlungsräume sie dort wahrnehmen. Die Gespräche machen überdeutlich, dass die Vorstellungen von Glück und Zufall und der Einsatz dieser beiden Kategorien geschlechtsspezifisch sind. Hingegen hatten die beobachteten Divergenzen nichts mit den Herkunftsfächern zu tun, kaum mit geografischer Verortung, wenig mit Alter, Generationszugehörigkeit oder beruflicher Position. Außer an der Kategorie Geschlecht, besser: Gender, lassen Unterschiede sich vor allem an sozialer Herkunft festmachen.

Es gibt im Leben von wissenschaftlich Forschenden also Bereiche, in deren Zusammenhang beim Erzählen der Begriff Zufall und seine Abwandlungen zum Einsatz kommen. Vielmehr: Es gibt Situationen und Gelegenheiten, in denen Zufall nicht nur wirksam werden darf, sondern geradezu muss. Und es gibt in einem narrativen Interview Momente, in denen der Zufall als Motiv und Stilmittel besonders angebracht ist. Mit dem Zufall wird umgegangen, er wird bearbeitet und kann beispielsweise unangenehme Geschichten verkleiden oder verschleiern. Lebensgeschichtliche Erzählungen sind an sich nichts Zufälliges, sie haben performativen Charakter – neben allen Hürden und Herausforderungen, die eine Laufbahn im Wissenschaftsbetrieb mit sich bringt, geht es auch den hier Involvierten letztlich um das gute und geglückte Leben bzw. um dessen Darstellung. Standards und Diskurse definieren, was erzählbar ist, und geben einen Rahmen für das Wie vor (Landwehr 2001, 99-101).

Die Kategorie ‚Zufall‘ in biografischen Texten von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern weist auf wesentliche Strukturmerkmale dieses Feldes und der Praxis dort hin. Wenn von Glück und Zufall die Rede ist, werden möglicherweise gerade solche Strukturmerkmale kaschiert, weil sie einem wissenschaftlichen Ethos, einer ideellen Konstruktion widersprechen – etwa indem es in wissenschaftlichen Kontexten nicht um individuellen beruflichen Aufstieg, persönlichen Vorteil oder um leicht und spielerisch Erarbeitetes gehen darf.²³

LITERATUR

- Beaufays, Sandra (2003): *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft*. Bielefeld.
- Becher, Tony (1989): *Academic Tribes and Territories: intellectual enquiry and the cultures of disciplines*. Milton Keynes/Bristol, PA.
- Bourdieu, Pierre (1992, Orig. 1984): *Homo academicus*. Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (1998, Orig. 1994): *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (1997, Orig. 1980): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (1975): *The specificity of the scientific field and the social condition of the progress of reason*. In: *Social Science Information*, Jg. 14, 19-47.

²³ Wir danken Therese Garstenauer und Peter Melichar für die kritische Lektüre einer früheren Version dieses Textes sowie der Redaktion von „BIOS“ für konstruktive Hinweise zur Überarbeitung.

- Braun, Christina von und Ingrid Stephan (2005): Einführung. In: dies. (Hg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Köln u.a., 7-43.
- Breuer, Franz und Jo Reichertz (2001): Wissenschafts-Kriterien: Eine Moderation. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research (On-line Journal)*, Jg. 2, Nr. 3, unter: <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs.htm>; Zugriff: 28. 06. 2004, 40 Absätze.
- Coy, Wolfgang (1999): Berechenbares Chaos. In: Gendolla, Peter und Thomas Kamphusmann (Hg.): *Die Künste des Zufalls*. Frankfurt/M., 15-47.
- Daston, Lorraine (2001a): Angst und Abscheu vor der Einbildungskraft in der Wissenschaft. In: Dies.: *Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität*. Aus dem Englischen von Gerhard Herrgott, Christa Krüger und Susanne Scharnowski. Frankfurt/M., 99-125.
- Daston, Lorraine (2001b): Die moralischen Ökonomien der Wissenschaft. In: Dies.: *Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität*. Aus dem Englischen von Gerhard Herrgott, Christa Krüger und Susanne Scharnowski. Frankfurt/M., 157-184.
- Dausien, Bettina (2004): Geschlecht und Biografie. Anmerkungen zu einem vielschichtigen theoretischen Zusammenhang. In: Ingrid Miethe, Claudia Kajatin und Jana Pohl (Hg.): *Geschlechterkonstruktionen in Ost und West. Biografische Perspektiven*. Münster, 19-44.
- Demmerling, Christoph und Hilge Landweer (2007): *Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn*. Stuttgart/Weimar.
- Dressel, Gert und Nikola Langreiter (2002): Nie Zeit, nie frei – Arbeit und Freizeit bei WissenschaftlerInnen. In: Sabine Gruber, Klara Löffler und Klaus Thien (Hg.): *Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne*. München-Wien, 119-136.
- Dressel, Gert, Anelia Kasabova und Nikola Langreiter (2005): Politik – wissenschaftliches Arbeiten – akademische Biographien. Brüche und Kontinuitäten. In: Klaus Roth (Hg.): *Sozialismus: Realitäten und Illusionen. Ethnologische Aspekte der sozialistischen Alltagskultur (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie Wien, 24)*. Wien, 243-256.
- Engler, Steffani (2000): Zum Selbstverständnis von Professoren und der illusio des wissenschaftlichen Feldes. In: Beate Kraus (Hg.): *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Frankfurt/M.-New York, 121-151.
- Felt, Ulrike, Helga Nowotny und Klaus Taschwer (1995): *Wissenschaftsforschung. Eine Einführung (= Reihe Campus Studium, 1086)*. Frankfurt/M.-New York.
- Felt, Ulrike (2003): Scientific Citizenship. Schlaglichter einer Diskussion. In: *Gegenworte*, Heft 11, 16-20.
- Fuchs, Martin und Eberhard Berg (1995, 2., Orig. 1993): Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation. In: Eberhard Berg und Martin Fuchs (Hg.): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt/M., 11-108.
- Giegel, Hans-Joachim (1995): Strukturmerkmale einer Erfolgskarriere. In: Wolfgang Fischer-Rosenthal und Peter Alheit (Hg.): *Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktion gelebter Gesellschaftsgeschichte*. Opladen, 213-231.
- Ginzburg, Carlo (1993, Orig. 1976): *Der Käse und die Würmer: Die Welt eines Müllers um 1600*. Berlin.
- Hasenjürgen, Brigitte (1996): *Soziale Macht im Wissenschaftsspiel: SozialwissenschaftlerInnen und FrauenforscherInnen an der Hochschule*. Münster.
- Hettlage, Robert (2002): Generative Glückserfahrungen: Biographien, Kohorten und Mentalitäten. In: Alfred Bellebaum (Hg.): *Glücksforschung: Eine Bestandsaufnahme*. Konstanz, 129-156.

- Holland-Cunz, Barbara (2005): Die Regierung des Wissens. Wissenschaft, Politik und Geschlecht in der „Wissengesellschaft“. Opladen.
- Kasabova, Anelia: Politics – Gender – Habitus: Anthropology as a Profession. In: Vintila Mihailescu, Ilija Iliev und Slobodan Naumovic (Hg.): Studying Peoples in the People's Democracies II (=Socialist Era Anthropology in South-East Europe, 17). Münster (im Druck).
- Kohli, Martin (1981): „Von uns selbst schweigen wir.“ Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten. In: Wolf Lepenies (Hg.): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Bd. 1. Frankfurt/M., 428-465.
- Landwehr, Achim (2001): Geschichte des Sagbaren. Einführung in die Historische Diskursanalyse (= Historische Einführungen, 8). Tübingen.
- Lexikon der Philosophie. Unter: <http://phillex.de/zufall.htm>; Zugriff: 29.1.2003.
- List, Elisabeth (1987): Helden im Wissenschaftsspiel. Geschlechtsspezifische Implikationen der Wissenschaftskultur. In: Beate Frakele, Elisabeth List und Gertrude Pauritsch (Hg.): Über Frauenleben, Männerwelt und Wissenschaft. Österreichische Texte zur Frauenforschung. Wien, 18-33.
- Mazenauer, Beat: Fingerzeige des Zufalls. Die Serendipity-Galaxis oder was die drei Prinzen aus Sri Lanka im digitalen Zeitalter zu finden hoffen. Unter: <http://www.kultur.at/kunst/raum/text01/raum003.rtf>; Zugriff: 9.2.2003, 1-8 (Orig. Basler Zeitung, 23. Juni 2001).
- Müller, Philipp (2004): Geschichte machen. Überlegungen zu lokal-spezifischen Praktiken in der Geschichtswissenschaft und ihrer epistemischen Bedeutung im 19. Jahrhundert. Ein Literaturbericht. In: Historische Anthropologie, Jg. 12, Heft 3, 415-433.
- Nassehi, Armin (1994): Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. In: BIOS, Jg. 7, 46-63.
- Ricœur, Paul (1986): Zufall und Vernunft in der Geschichte. Tübingen.
- Schmeiser, Martin (1994): Akademischer Hasard. Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870-1920. Eine verstehend soziologische Untersuchung. Stuttgart.
- Schultheis, Franz und Michael Vester (2002): Soziologie als Beruf. Hommage an Pierre Bourdieu. In: Literatur, Beilage zu Mittelweg 36, Nr. 5, Oktober/November, 41-58.
- Sieder, Reinhard (1999): Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie. Nachschrift. In: Reinhard Sieder (Hg.): Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen (= Kultur als Praxis, 1). Wien, 234-265.
- Simon, Dieter (2004): Editorial. In: Gegenworte. Hefte für den Disput über Wissen, Heft 14, Lebensläufe – Laufbahnen, 2 f.
- Strasser, Sabine (1998): Theoretische Überlegungen. In: dies. und Eva Schliesselberger: In den Fußstapfen der Pallas Athene? Möglichkeiten und Grenzen des Mentoring von unterpräsentierten WissenschaftlerInnen-Gruppen im universitären Feld. Wien, 15-56.
- Strasser, Sabine und Eva Schliesselberger (2000): Integration oder Abhängigkeit? Zur Ambivalenz von Mentoring als politische Praxis in der Wissenschaft. In: Julie Page und Regula Leemann (Hg.): Karriere von Akademikerinnen. Bedeutung des Mentoring als Instrument der Nachwuchsförderung. Bern, 13-25.
- Tölke, Angelika (2000): Private Lebenssituation und Karriereentwicklung in männlichen Biographien. In: Hans Bosse und Vera King (Hg.): Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis. Frankfurt/M.-New York, 139-154.
- Weber, Max: Wissenschaft als Beruf (1917/1919). Max Weber Gesamtausgabe, hg. v. Horst Baier u. a., Abteilung I: Schriften und Reden, Bd. 17. Tübingen 1992, 71-111.
- Zirfas, Jörg (1993): Präsenz und Ewigkeit. Eine Anthropologie des Glücks (= Reihe Historische Anthropologie, 21). Berlin.
- Zirfas, Jörg (1997): Glück. In: Christoph Wulf (Hg.): Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie. Weinheim: Beltz, 812-821.

Innereuropäische Wanderungen – Die Wanderungsmotive von Deutschen mit mittleren Qualifikationen

Steffen Mau, Roland Verwiebe, Nana Seidel und Till Kathmann

I. Einleitung

Wanderungen von Deutschen haben in der soziologischen Forschung lange Zeit nur eine randständige Rolle gespielt. Dies ist vor allem ein Thema der Sozialgeschichte, die sich eingehend mit Migrationsprozessen zumeist nach Nordamerika befasst hat (Helbig 1997; Hoerder und Nagler 1995; Nerger-Focke 1998). Auch in der neueren Forschung werden grenzüberschreitende Wanderungen wenig thematisiert, sieht man vom Sonderfall der deutsch-deutschen Wanderungen und dem Feld der Migration von Hochqualifizierten ab. Spätestens im Jahr 2006 sind grenzüberschreitende Wanderungen von Deutschen allerdings in den Fokus öffentlicher und wissenschaftlicher Debatten getreten: Dieses war mit 155.000 Fortzügen ein historisches Rekordjahr. Zudem überstieg die Zahl der Fortzüge von Deutschen deren Zuzüge deutlich. Dadurch ergab sich ein negativer Wanderungssaldo von über 50.000 Personen (Statistisches Bundesamt 2007). In dem vorliegenden Artikel möchten wir einen Beitrag zu einem besseren Verständnis dieser neueren Migrationsbewegungen leisten. Dabei geht es uns aber nicht darum, möglichst viele Facetten des Phänomens zu erfassen, sei es die Ruhestandsmigration in den Mittelmeerraum, die Abwanderung von Hochqualifizierten oder unterschiedliche Formen der Heiratsmigration, sondern um die Untersuchung der Migration von deutschen *Männern* und *Frauen* mit *mittleren Qualifikationen* (Facharbeiter-, Fachschul- und Technikerabschlüsse) innerhalb des *europäischen* Wanderungsraums. In unserem Beitrag greifen wir auf empirische Ergebnisse einer aktuellen qualitativen Studie zu diesem Thema zurück und stellen die *Wanderungsmotive* dieser Gruppe in den Vordergrund.

Wir richten den Fokus vor allem aus zwei Gründen auf diese Gruppe. Erstens spielt die Untersuchung der Migrationsbewegungen von Personen mit mittleren Qualifikationen sowohl in der deutschen wie in der internationalen Forschung eine untergeordnete Rolle. Die Schwerpunkte in der Forschung liegen traditionell auf der Analyse der Wanderungen von Personen mit niedrigen Qualifikationen – Beispiel wäre die „klassische“ innereuropäische Arbeitsmigration der 1960er und 1970er Jahre (u.a. Bade 1987; Castles 1986; Fassmann und Münz 1994; Fielding 1993; King 1993; Krane 1979; Zimmermann 2005) – oder aber von hoch Qualifizierten (u.a. Beavertock 2005a, b; Cheng und Yang 1998; Findlay, Li, Jowett und Skeldon 1996; Peixoto 2001; Salt und Ford 1993). Unsere Untersuchungsgruppe ist zweitens interessant, weil in der Forschung zu räumlicher Mobilität angenommen wurde, dass Personen mit mittleren Qualifikationen eher immobil sind (z.B. Ebenrett, Hansen und Puzicha 2003; Häußermann 1995). Vor dem Hintergrund von aktuellen Befunden zum Wan-

derungsverhalten von Deutschen, die zeigen, dass Personen mit mittleren Qualifikationen seit einigen Jahren verstärkt am Migrationsgeschehen partizipieren, kann man diese Annahme aber hinterfragen (Sauer und Ette 2007; Schupp, Söhn und Schmiade 2005).

Den geographischen Horizont der von uns untersuchten Wanderungen stellt der sich konstituierende europäische Migrationsraum dar (Hillmann 2000). Wir messen diesem eine große Bedeutung zu, weil in ihm besondere rechtliche Möglichkeiten der Freizügigkeit und des Zugangs zu anderen Arbeitsmärkten gegeben sind. Des Weiteren hat die Europäische Union in Zusammenarbeit mit den Mitgliedsländern eigenständige Politiken der Mobilitätsförderung und -erleichterung geschaffen, die Einfluss auf das Wanderungsverhalten nehmen. Unser Zugang zur Untersuchungsgruppe ist gleichfalls europäisch in dem Sinne, dass wir diesen über den Europaservice der Bundesagentur für Arbeit (BA) realisiert haben, der im Auftrag der Bundesregierung die europabezogenen Dienstleistungen der BA bündelt.¹

Unsere qualitative Untersuchung umfasst Experteninterviews mit Arbeitsvermittlern des Europaservice bzw. des darin integrierten European Employment Service (EURES) sowie leitfadengestützte Interviews mit Männern und Frauen mit mittleren Qualifikationen, die in das europäische Ausland wandern wollen. Die erste Befragung erfolgte unmittelbar vor der beabsichtigten Wanderung, also während des Prozesses der Wanderungsplanung, zwischen Oktober 2006 und April 2007. Dadurch war ein genauer Blick auf die Wanderungsmotive und -bedingungen möglich. Eine zweite Befragungsrunde erfolgt im zeitlichen Abstand von einem Jahr, um nachzuvollziehen, ob die Wanderung tatsächlich realisiert wurde und welcher Typus der Wanderung (z.B. dauerhafte Wanderung, temporäre Wanderung, Pendelmigration) sich herausbildet. In diesem Artikel beziehen wir uns auf die Informationen aus der ersten Befragungswelle und stellen die Frage nach den Wanderungsmotiven in den Vordergrund. Theoretisch knüpfen wir dabei an Erklärungsmodelle an, die Arbeitsmarktungleichgewichte, Einkommensdifferenzen und Netzwerke auf deren Funktion für die Herausbildung von Wanderungsmotiven diskutieren. Die Auswertung der Daten erfolgt auf der Grundlage der von Witzel (1996) und Meinefeld (1997; 2003) vorgeschlagenen Verfahren zur Analyse problemzentrierter Interviews.

II. Der Europäische Migrationsraum und die Wanderungen von Deutschen innerhalb Europas

Die Analysen des vorliegenden Beitrags werden von der Annahme geleitet, dass sich im Zuge der fortschreitenden europäischen Integration ein eigenständiger europäischer Migrationsraum gebildet hat (Braun und Recchi 2008; Hillmann 2000; King 2002; Tomei 2000; Verwiebe 2005). Hintergrund dieser Überlegung ist, dass inzwischen eine Reihe von spezifischen politisch-rechtlichen Regelungen Einfluss auf das Wanderungsgeschehen zwischen den Mitgliedsländern der Europäischen Union

1 Zu den Aufgaben des Europaservice gehören die Informationsweitergabe an mobilitätswillige Arbeitnehmer wie interessierte Unternehmen über die Arbeitsmarktsituation in den unterschiedlichen EU-Mitgliedsländern, die Unterstützung bei Bewerbungen, die Vermittlung in offene Stellen über Ländergrenzen durch die EURES-Berater bis hin zur finanziellen Unterstützung von Familiennachzügen und der Finanzierung von Sprachkursen für Arbeitnehmer mit Migrationsabsichten. Des Weiteren informiert der Europaservice über die Prinzipien der Sozialversicherungen und über Leistungen und Ansprüche, die mit der Arbeitsaufnahme im europäischen Ausland einhergehen.

nimmt. Insbesondere die Arbeitnehmerfreizügigkeit, die seit den Anfängen der europäischen Vergemeinschaftung zum Kernbestand der europäischen Integrationspolitik gehört, ist hier zu nennen. Die entscheidende Zäsur für innereuropäische Wanderungen stellte das Inkrafttreten des Vertrages von Maastricht im November 1993 dar. Mit ihm wurden Freizügigkeit und Niederlassungsfreiheit für EU-Bürger geltendes Recht, und damit wurden die formal-rechtlichen Voraussetzungen für ungehinderte Mobilität von Unionsbürgern sowie für einen (west-)europäischen Arbeitsmarkt geschaffen.² Mit der gleichzeitig eingeführten Unionsbürgerschaft (Vertrag über die Europäische Union) ist ein Status für EU-Bürger geschaffen worden, der sich von dem Drittstaatsangehöriger grundlegend unterscheidet. So beinhaltet die Rechtsstellung des Unionsbürgers neben der genehmigungsfreien Einreise und Niederlassung in den übrigen EU-Mitgliedsstaaten weitreichende Gleichbehandlungsansprüche im Aufenthaltsstaat, so auch die Abschaffung jeder auf Staatsangehörigkeit beruhenden unterschiedlichen Behandlung von Arbeitnehmern in Bezug auf Beschäftigung, Entlohnung und sonstige Arbeitsbedingungen.³ Im Rahmen der hier vorgestellten Analyse beziehen wir auch die Wanderungen von Deutschen nach Norwegen und in die Schweiz mit ein. Beide Länder partizipieren als Nicht-EU-Mitglieder auf jeweils spezifische Weise am europäischen Binnenmarkt. Norwegen hat mit der Ratifizierung des Abkommens über den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR-Abkommen)⁴ die Teilnahme am gemeinsamen Binnenmarkt der EU ermöglicht. Von dieser Vereinbarung sind die Übernahmen der vier Grundfreiheiten der europäischen Gemeinschaft sowie aller EU-Binnenmarktregelungen erfasst. Die Beziehungen zwischen der EU und der Schweiz sind durch ein Vertragswerk von bilateralen Abkommen geregelt, die unter anderem die gegenseitige Öffnung der Märkte und die, begleitet von flankierenden Maßnahmen, sukzessive Einführung der vollständigen Personenfreizügigkeit vorsieht. Neben den rechtlichen Voraussetzungen für möglichst barrierefreie Wanderungen hat die Europäische Union auch eine Reihe von Maßnahmen ergriffen, um die Mobilität zu erhöhen. So wurden zum einen Austauschprogramme wie beispielsweise Erasmus oder Sokrates geschaffen, zum anderen sollen spezielle Institutionen wie European Employment Services (EURES) die Arbeitnehmermobilität erhöhen.

Innerhalb des europäischen Wanderungsraums verfügen Deutsche über eine spezifische Wanderungsgeschichte, deren Entwicklung in den letzten fünf Jahrzehnten wir hier kurz skizzieren wollen (Currle 2004; Haug 2004; Mytzek 2004; Sauer und Ette 2007). In den 1950er Jahren gingen etwa 100.000 Deutsche pro Jahr ins Ausland (siehe Grafik 1), davon etwa zwei Drittel in die klassischen Auswanderungsländer USA, Neuseeland, Kanada und Australien. Das Niveau der Fortzüge lag in dieser Zeit über dem der Zuzüge. In den 1960er Jahren gingen Zu- wie Abwanderungen zurück.

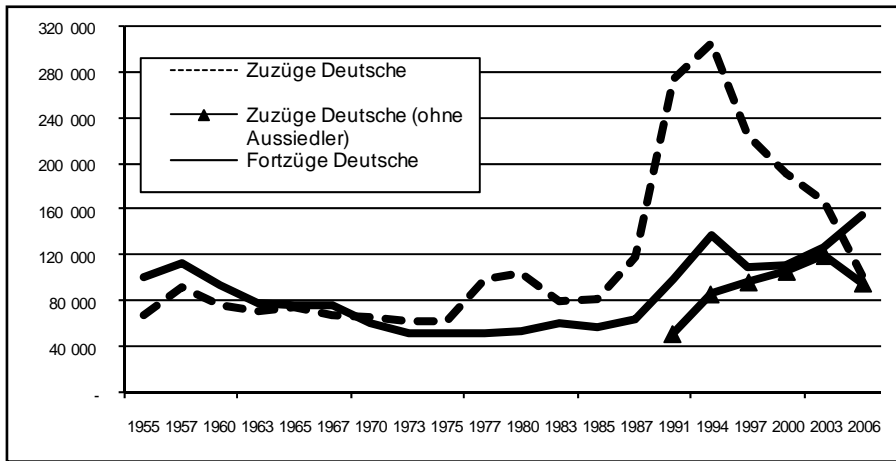
2 Einschränkungen der Freizügigkeit gibt es für Bürger aus den Mitgliedsstaaten, die seit 2004 der EU beigetreten sind (sog. 2+3+2-Regelung). Die alten Mitgliedsstaaten entscheiden im Einzelnen, wann sie die Beschränkungen aufheben. Spätestens bis 2013 müssen sämtliche Beschränkungen aufgehoben sein.

3 Trotz des Abbaus von Mobilitätsbarrieren muss man konstatieren, dass die bisherigen Wanderungsbewegungen niedriger ausfallen als die Erwartungen der Architekten der Europäischen Union nahelegen (Faist 1997; Werner 2002). Zwar hat sich in den letzten 20 Jahren der absolute Anteil der ausländischen EU-Bürger in der bisherigen Kernunion (EU-15) von 5,2 Millionen auf 5,8 Millionen Menschen erhöht, aber dieser Zuwachs ist geringer als der Anstieg der Zuwanderung aus Drittstaaten. Mit diesem Befund korrespondiert, dass die jährlichen Migrationsströme zwischen den einzelnen EU-Ländern derzeit nur bei ca. 0,1% der jeweiligen Bevölkerung liegen.

4 Das Abkommen über den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) trat am 01.01.1994 in Kraft.

Zwischen 1970 und Mitte der 1980er Jahre wanderten dann jährlich weniger als 60.000 Personen aus. Gleichzeitig stiegen die Zuwanderungszahlen deutlich an. Diese überschritten Ende der 1980er Jahre erstmalig die Grenze von 250.000 Zuwanderungen jährlich, bedingt vor allem durch (Spät-)Aussiedler aus Osteuropa. Mitte der 1990er Jahren verzeichneten die Statistiken sogar einen jährlichen Zuzug von circa 300.000 Deutschen.

Grafik 1: Zuzüge und Fortzüge von Deutschen zwischen 1955 und 2006 (bis 1990 nur früheres Bundesgebiet; Daten ohne deutsch-deutsche Wanderungen)



Quelle: Statistisches Bundesamt (2007)

Die Zahl der jährlichen Fortzüge stieg dann in den 1990er Jahren deutlich an. Höhepunkt der Abwanderungen war das Jahr 2006. In diesem Jahr wanderten 155.000 Deutsche aus der Bundesrepublik aus, ein Plus von sieben Prozent gegenüber dem Vorjahr.⁵ Der Wanderungsverlust erhöhte sich von 17.000 Personen im Jahr 2005 auf 52.000 im Jahr 2006 (Statistisches Bundesamt 2007). Mit dieser Entwicklung geht einher, dass sich Wanderungen ins europäische Ausland stark erhöht haben und nunmehr Europa zur wichtigsten Zielregion geworden ist. Während Anfang der 1950er Jahre nur zwischen 30 und 35 Prozent der Deutschen innerhalb Europas wanderten, sind es heute circa 60 Prozent. Für das Jahr 2006 lässt sich dies mit insgesamt 92.731 Personen beziffern (Statistisches Bundesamt 2007). Tabelle 1 zeigt, dass sich die Fortzüge von Deutschen ins europäische Ausland zwischen 1985 und 2006 fast verdreifacht haben. Damit verfestigt sich hier ein langfristiger Trend zur Europäisierung des Wanderungsgeschehens. Im Jahr 2005 wurden die USA von der Schweiz als Hauptauswanderungsland abgelöst. Weitere wichtige Zielländer innerhalb Europas sind Österreich, Polen, Großbritannien und Spanien.⁶

5 Die offiziellen Wanderungsstatistiken geben allerdings nur ein unvollständiges Abbild des Wanderungsgeschehens, da sich ein Teil der Wanderer vermutlich nicht abmeldet und daher eine vollständige Erfassung durch das Meldeverhalten der entsprechenden Personen beschränkt ist.

6 Die Wanderungsformen von Deutschen innerhalb Europas unterscheiden sich vermutlich je nach Zielland. Während es sich bei der Migration in Länder wie die Schweiz, Österreich oder Großbritannien

Tab 1.: Fortzüge Deutscher in ausgewählte europäische Zielländer

Zielland	1985	1990	1995	2000	2006	1985-2006 in %
Schweiz	3 773	4 876	5 304	7 998	18 007	477
Österreich	3 276	3 602	4 337	5 225	10 345	316
Polen	1 263	4 381	6 310	10 968	9 090	720
Großbritannien	2 928	3 492	5 024	5 760	9 395	321
Frankreich	3 913	5 532	7 580	6 603	7 572	194
Spanien	2 838	3 621	5 071	6 750	8 149	287
Niederlande	3 214	4 538	5 006	3 665	3 554	111
EG/EU-Länder*	18 068	25 878	37 443	38 508	64 730	358
Europa insgesamt	32 423	78 560	58 052	64 393	92 731	286

*Daten beziehen sich auf die EU-Mitgliedsländer im entsprechenden Jahr.

Quelle: Statistisches Bundesamt (1987-2007)

Hinsichtlich der Sozialstruktur deutscher Wanderungsgruppen gibt der bisherige Forschungsstand nur wenige Anhaltspunkte. Wir wissen, dass fast die Hälfte aller insgesamt Fortgezogenen zwischen 20 und 40 Jahren alt ist (Haug 2004; Sauer und Ette 2007). Mit Blick auf die Zusammensetzung der deutschen Migranten nach Geschlecht finden sich unterschiedliche Ergebnisse in der Literatur. Eine Studie auf der Grundlage von Daten des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) kommt zu dem Ergebnis, dass Frauen um rund 30% häufiger als Männer auswandern (Schupp, Söhn und Schmiade 2005). Sauer und Ette (2007) gehen hingegen davon aus, dass überwiegend Männer aus Deutschland abwandern. Sowohl bei Männern als auch bei Frauen wandern vor allem ledige Personen aus. Weiterhin gibt es Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland: Während 2006 etwa 143.000 Fortzüge aus dem ehemaligen Bundesgebiet kamen, wanderten nur ungefähr 12.000 aus dem Osten der Republik⁷ aus (Statistisches Bundesamt 2007). Obwohl zuverlässige Aussagen über das Bildungsniveau deutscher Migranten schwierig sind (Sauer und Ette 2007), ist davon auszugehen, dass das Migrationsgeschehen nicht mehr nur von als flexibel und mobilitätsbereit geltenden Hochschulabsolventen getragen wird. Es wandern vermehrt Personen mit mittleren beruflichen Abschlüssen, die gemeinhin als immobil gelten. Die Studie von Schupp und Kollegen (2005) kommt sogar zu dem Schluss, dass Fachkräfte, Techniker und qualifizierte Erwerbstätige aktuell die Mehrheit der Auswanderer stellen. Diese sind allerdings nicht gut erforscht, denn die Migrationsforschung hat sich auf die Abwanderung von Hoch-Qualifizierten konzentriert. Die vorliegenden Studien thematisieren die Abwanderung in die USA (Diehl und Dixon 2005; Sauer und Ette

häufig um Arbeitsmigration handelt, ist im Falle Spaniens von einem größeren Anteil an Ruhestands- bzw. Altersmigration und bei den Wanderungen nach Polen häufig von Rückkehrmigration von polnischstämmigen Deutschen auszugehen (Haug 2004; Pioneur 2006; Sauer und Ette 2007; Wahl 2004).

7 Die Hauptwanderungsziele von Bürgern aus den neuen Ländern sind 17 Jahre nach der deutschen Einheit immer noch die alten Länder. Im Jahr 2006 zogen 136.000 Personen in die alten Länder (2005: 137.000), während 82.000 Menschen (2005: 88.000) in die entgegengesetzte Richtung wanderten (Statistisches Bundesamt 2007).

2007) oder kleinere Migrationsgruppen wie Diplomaten und Entwicklungshelfer (Kreutzer und Roth 2006; Meier 2006; Niedner-Kalthoff 2006; Schondelmayer 2006). Insofern ergibt sich im Hinblick auf unsere Untersuchungsgruppe ein Forschungsbedarf.

III. Theoretischer Rahmen der Studie, Fragestellung

Wanderungsbewegungen sind das Ergebnis komplexer Entscheidungssituationen und -vorgänge. In der Regel wird in der Migrationsforschung – wenn individuelle Akteure und deren Handlungsmotive und -absichten im Vordergrund stehen – das Wirken *ökonomischer* und *sozialer* Faktoren in der Herkunftsregion und in der Zielregion in den Mittelpunkt gestellt.⁸ Aus Sicht individualistischer Ansätze geht es vor allem darum, die akteursspezifischen Bedeutungszumessungen dieser Wanderungsfaktoren zu thematisieren (u.a. Esser 2004; Haug 2000c; Kalter 2000; Kalter und Granato 2002). Hier wird, anknüpfend an Lee (1966: 51), betont, „that it is not so much the actual factors at origin and destination as the perception of these factors which results in migration“.

In Hinblick auf den Stellenwert *ökonomischer* Faktoren kann man in der entsprechenden Literatur grob zwei Ansätze unterscheiden, in denen zum einen auf die *Arbeitsmarktintegration* der Individuen und zum anderen auf deren *Einkommenssituation* fokussiert wird (Haug 2000a: 5). Der erste Aspekt zielt auf die Situation auf dem Arbeitsmarkt mit starken Ungleichgewichten zwischen der Herkunftsregion von Migranten und der Zielregion der Wanderung. Hohe Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung lösen danach Wanderungen in Regionen mit Arbeitskräftenachfrage aus und bestimmen Umfang und Richtung der Wanderung. Der zweite Ansatz stellt Einkommensunterschiede zwischen unterschiedlichen Regionen in den Mittelpunkt. In der Literatur zum Stellenwert von Einkommensdifferenzen für die Herausbildung von Migrationsmotiven wird dieser Zusammenhang allerdings auf unterschiedliche Weise konzeptionalisiert. Während in manchen Analysen durchschnittliche Einkommen herangezogen werden, bezieht sich ein Teil der Forschung auf *individuell* erwartbare Lohngewinne (z.B. Todaro 1986). In anderen Ansätzen der neueren Migrationsökonomie (u.a. Berninghaus und Seifert-Vogt 2002; Chies 1994) wird Migration als „eine Strategie der Haushalte zur Maximierung des Einkommens“ (Haug 2000a: 7) gesehen. In jüngeren entscheidungstheoretischen Ansätzen wird der objektivierende Anspruch solcher Modellannahmen eingeschränkt. Es ist demnach davon auszugehen, dass objektive Arbeitsmarktungleichgewichte individuell unterschiedlich reflektiert werden (Kalter 1997: 42). Letztlich bilden subjektive Einschätzungen dieser Arbeitsmarktungleichgewichte bzw. die hier individuell wahrgenommenen Chancen/Nutzenüberlegungen die Grundlage für die Ausprägung von Migrationsmotiven.

In Hinblick auf den Stellenwert *ökonomischer* Faktoren kann man in der entsprechenden Literatur grob zwei Ansätze unterscheiden, in denen zum einen auf die *Be-*

⁸ In jüngster Zeit finden sich auch Autoren (u.a. Scott 2006; Verwiebe 2005), die auf die Relevanz von kulturellen Wanderungsmotiven (z.B. das Interesse am urbanen Leben in einer bestimmten europäischen Stadt) hinweisen. Dieses Wanderungsmotiv findet sich allerdings vor allem bei hoch qualifizierten Migranten.

schäftigungschancen der Individuen und zum anderen auf deren *Einkommenssituation* fokussiert wird (Haug 2000a: 5).

Beide bisher diskutierten Ansätze nehmen ihren gemeinsamen Ausgangspunkt in der Betrachtung der Erwerbchancen von Migranten. Sie finden durch Konzepte eine wichtige Ergänzung, die auf den Stellenwert *sozialer Netzwerke* für die Herausbildung von Migrationsmotiven abstellen (Faist 1997; Haug 2000b; Hillmann 2000; Johnston, Trlin, Henderson und North 2006; Pries 1998, 2001a, b). Dabei handelt es sich um Forschungsergebnisse sowohl der klassischen als auch der neueren und transnationalen Migrationsforschung, die dahingehend übereinstimmen, dass persönliche Beziehungs- und Informationskanäle zwischen denen, die bereits gewandert sind, und denen, die die latente Absicht zu wandern verfolgen, zur Migrationsentscheidung beitragen können. Als Ausgangspunkt für die Arbeiten zum Stellenwert von Netzwerken für die Herausbildung von Wanderungsmotiven gelten u.a. die Arbeiten von Nelson (1959), Petersen (1969), Greenwood (1969) oder Tarver und McLeod (1973). Diese haben schon in den 1960er Jahren zeigen können, dass das Vorhandensein von Migranten in der Zielregion für potenzielle Folgemigranten einen Migrationsgrund darstellt: „the principle cause of migration is prior migration“ (Tarver und McLeod 1973: 263). Forschungsleitend ist hier die Annahme, dass je mehr Personen bereits in ein Zielland gewandert sind, desto mehr Informationen stehen den Wanderungswilligen im Herkunftsland zu Verfügung und desto wahrscheinlicher werden Wanderungen. Durch Erzählungen, konkrete Informationen über das Zielland und praktische Unterstützung kann die Zahl der schon in einem Land lebenden Migranten weitere Migration hervorrufen.

Vor dem Hintergrund der in diesem Abschnitt vorgenommenen theoretischen Rahmung werden im Ergebnisteil (Abschnitt V) des vorliegenden Beitrags drei Fragen mit dem empirischen Material systematisch diskutiert (zur methodologischen Einordnung dieses Vorgehens siehe Abschnitt IV):

1. Welchen Stellenwert haben Arbeitslosigkeit im Heimatland und Arbeitsangebote im Ausland für die Herausbildung von Wanderungsmotiven von Deutschen, die innerhalb Europas wandern?
2. Welchen Stellenwert haben Einkommensunterschiede für die Herausbildung von Wanderungsmotiven von Deutschen, die innerhalb Europas wandern?
3. Welchen Stellenwert haben soziale Netzwerke für die Herausbildung von Wanderungsmotiven von Deutschen, die innerhalb Europas wandern?

Mit diesen Leitfragen streben wir allerdings keinen Theorietest an, sondern interessieren uns für die entsprechenden verallgemeinerbaren Kategorien, die den einzelnen Modellannahmen zugrundeliegen. Mit den Forschungsfragen, die wir vor dem Hintergrund der theoretischen Diskussion dieses Beitrags verfolgen, wollen wir letztlich diskutieren, ob bei den von uns im Rahmen der zugrunde liegenden Studie befragten Männern und Frauen mit mittleren Qualifikationen die individuellen Wahrnehmungen dieser Faktoren bei der Wanderungsentscheidung eine Bedeutung haben. Mit unserem empirischen Material streben wir an, diese unterschiedlichen Faktoren systematisch abzubilden und zu spezifizieren.

IV. Daten und Methoden

Der vorliegende Artikel basiert auf einer qualitativen Studie, in deren Verlauf leitfadengestützte, problemzentrierte Interviews mit deutschen Facharbeitern und Technikern mit Wanderungsabsichten realisiert wurden. Die Studie ist als Mehrfachbefragung konzipiert, wobei die Datenerhebung unmittelbar vor und dann ungefähr ein Jahr nach dem Migrationsereignis erfolgt. Damit lässt sich der Migrationsprozess von der Wanderungsentscheidung bis hin zur eventuellen Verstetigung der Wanderung abbilden. Da die Migration von Deutschen mit mittleren Qualifikationen bislang unerforscht geblieben ist, trägt die angewandte Methode diesem Umstand Rechnung. Sie ist explorativ angelegt und weist eine große Offenheit gegenüber dem Forschungsgegenstand auf. Sie orientiert sich zudem, was den Forschungsprozess anbelangt, an den Prinzipien der Grounded Theory (Glaser und Strauss 1967; Kelle und Kluge 1999; Lueger 2000; Strauss 1994; Strauss und Corbin 1990). Dies zeigt sich in der Verschränkung von Datensammlung und Datenanalyse während der Erhebungsphase und während der Auswertung. Hier ähneln sich der von Strauss und Corbin (1990) vorgeschlagene Kodierungsprozess und das von Witzel (1996) entworfenen Auswertungsverfahren für problemzentrierte Interviews.

Für den Beitrag nutzen wir Befunde aus der *ersten* Feldphase, die von Oktober 2006 bis April 2007 durchgeführt wurde. Unser Sample besteht aus 40 Frauen und Männern mit mittleren Qualifikationen (Facharbeiter-, Fachschul- und Technikerabschlüsse), die die Absicht haben, in naher Zukunft ins Ausland zu gehen. Der Zugang zu dieser Personengruppe erfolgte über den Europaservice der Bundesagentur für Arbeit, der in Deutschland die auf Europa bezogenen Dienstleistungen der Bundesagentur bündelt. Der Feldzugang wurde konkret durch Kooperationen mit den Einrichtungen des Europaservice in Hamburg, Bremen, Leer und Berlin gesichert. Interviewpartner konnten in vom Europaservice organisierten Jobbörsen und Sprachkursen sowie über die Vermittlung von EURES-Beratern⁹ gewonnen werden.

Das Alter der Befragten variiert zwischen 21 und 63 Jahren. Etwas mehr als die Hälfte der Interviewten sind Männer. Die Befragten haben in der Regel eine oder mehrere Ausbildungen im dualen Ausbildungssystem absolviert. Ein kleinerer Teil der Befragten verfügt (zusätzlich) über Fachschul- oder Technikerabschlüsse. Die Teilnehmer kommen aus Norddeutschland (Schleswig-Holstein, Hamburg, Bremen und Niedersachsen) und dem Großraum Berlin. Die wichtigsten Zielländer der Befragten sind Norwegen, Dänemark, Schweiz, Österreich, Irland und Schweden. Alle Angaben zu Personen, Firmen oder anderen Einrichtungen, aus denen Rückschlüsse auf die Interviewten zu ziehen wären, wurden für diesen Beitrag anonymisiert. Im Rahmen der realisierten Interviews befragten wir die Interviewpartner erstens allgemein nach ihren Wanderungsmotiven, zweitens ließen wir sie ihre Motive gewichten und drittens fragten wir nach Erwartungen, Hoffnungen und Zielen, die mit der Wanderung verbunden sind. Wir müssen an dieser Stelle darauf hinweisen, dass unser Feldzugang möglicherweise einen Einfluss auf die Gruppe der Interviewten nimmt. So mögen diejenigen, die sich an die EURES-Stellen wenden oder über Jobbörsen

9 EURES besteht aus einem Netz von derzeit mehr als 700 Beratern in ganz Europa und ist ein Kooperationswerk der Europäischen Kommission mit den öffentlichen Arbeitsverwaltungen der EWR-Mitgliedsstaaten (EU-Mitgliedsstaaten plus Norwegen, Island, Liechtenstein, Schweiz) und anderen Partnerorganisationen.

und Sprachkurse gewonnen wurden, kaum über alternative Netzwerke der Information und Hilfestellung verfügen. Auch mögen Personen auf aktiver Arbeitssuche die genannten Informationskanäle verstärkt in Anspruch nehmen. Dies schränkt Aussagen über die Gruppe der Arbeitsmigranten insgesamt ein.

Die Interpretation der Daten erfolgt auf Basis der Arbeiten von Witzel (1996) und Meinefeld (1997; 2003) zur Auswertung von problemzentrierten Interviews. Das gewählte Verfahren enthält daher sowohl induktive als auch deduktive Elemente: Die in den Interviews erhaltenen Antworten auf die Frage nach den Wanderungsmotiven haben wir auf der Grundlage der in der theoretischen Diskussion entwickelten Forschungsfragen zugeordnet, haben Mischgründe bestimmt, Grenzfälle ausgemacht (welche die Grenzen des Erklärungsansatzes anzeigen) sowie mit einer vergleichenden Fallanalyse das Material systematisierend interpretiert. Dabei bildeten Kategorien aus dem bereits vorhandenen Forschungswissen unsere Interpretationsfolie. Das Einbeziehen von vorhandenem Vorwissen bei der Auswertung ist eine Fortentwicklung der datenbasierten (grounded) Vorgehensweise (Meinefeld 1997, 2003) Vorbedingung für die systematische Interpretation des verwendeten Datenmaterials war dessen vollständige Verschriftlichung.

V. Empirische Befunde

Im Folgenden stellen wir die Ergebnisse unserer Befragungen entsprechend den im Abschnitt III herausgearbeiteten Forschungsfragen dar. Diese bieten eine Folie, um die Interviewaussagen der Befragten einzuordnen. Dabei geht es vor allem um die subjektive Bedeutungszumessung und -gewichtung der einzelnen Faktoren, aber auch um die Aufdeckung weiterer Aspekte, die dem Zusammenhang zwischen Arbeitsmarktungleichgewichten, Einkommensdifferenzen, sozialen Netzwerken auf der einen Seite und der Herausbildung von Wanderungsmotiven auf der anderen Seite zugeordnet werden können.

Welchen Stellenwert haben Arbeitslosigkeit im Heimatland und Arbeitsangebote im Ausland für die Herausbildung von Wanderungsmotiven von Deutschen, die innerhalb Europas wandern?

Für die Rolle des Faktors Arbeit/Arbeitslosigkeit finden wir in unseren Interviews eine Reihe von Belegen. So ist über die Hälfte der von uns befragten Personengruppe arbeitslos und bezieht ALG I oder II. Eine gängige Antwort auf die Frage nach den Wanderungsgründen formuliert einer der Befragten: „Pauschal, ich bin arbeitslos, das ist erst mal das Ding“ (I. 1, Z 98). Ähnliche Passagen finden sich auch bei anderen Befragten und deuten darauf hin, dass Arbeitslosigkeit als wichtiger Push-Faktor auftritt. Diese Aussagen der Befragten spiegeln die Arbeitsmarktungleichgewichte innerhalb Europas: In den meisten europäischen Ländern war die Arbeitslosenquote im Jahr 2006 deutlich niedriger als in Deutschland, wo jeder zehnte Arbeitnehmer ohne Beschäftigung war. Sie lag bei vier Prozent in Ländern wie Norwegen, Irland oder der Schweiz, bei circa fünf Prozent in Österreich und Dänemark und bei sieben Prozent in Schweden (Europäische Kommission 2007).

Viele Berufsbiographien in der Untersuchungsgruppe zeichnen sich durch starke Diskontinuitäten aus. So berichten die Befragten von häufigen Arbeitsstellenwechseln, in der Regel verursacht durch betriebsbedingte Kündigungen und befristete

Stellen, und wiederholten Phasen von Arbeits- und Langzeitarbeitslosigkeit.¹⁰ Häufig werden nur wenig Chancen auf dem heimischen Arbeitsmarkt gesehen, unter anderem mit Verweis auf die altersbedingte Selektion in einigen Branchen wie ein Befragter aus der Baubranche deutlich macht: „Ich bin jetzt 38 geworden. Wenn ich 40 bin, dann hab ich hier in Deutschland sowieso keine Chance mehr, einen Job zu bekommen“ (I. 24, Z 58-60). Ein anderer Befragter – ebenfalls aus der Baubranche – begründet seinen Entschluss, im Ausland Arbeit zu suchen, ähnlich: „Wenn ich höre, dass sie [in Norwegen] mit 55 noch Leute nehmen, wegen der Erfahrung, und ich hier mit 38 schon zu alt bin, denn sag ich mir: Was soll ich hier?“ (I. 35, Z 417f). Aber auch für andere Branchen wird der Ausschluss älterer Arbeitnehmer vom Arbeitsmarkt beschrieben: „In meinem Beruf, also Sekretariat, da hört’s ja dann schon bei 35 auf oder fängt bei 50 an“ (I. 33, Z 34f).

Es gibt in der Untersuchungsgruppe auch Personen, die aus einem Arbeitsverhältnis heraus ins europäische Ausland wechseln. Diese Befragten wandern vor allem aufgrund schlechter Arbeitsbedingungen und einer hohen Arbeitsplatzunsicherheit in Deutschland (I 16, Z 110; I 12; I 23). Sie gehen davon aus, dass sie eine adäquate Beschäftigung im Zielland finden werden. Soweit die Befragten arbeitslos sind, berichten sie auch allgemein von einer wahrgenommenen Perspektivlosigkeit in Deutschland. Diese verstärkt sich noch, wenn eine eigene Familie vorhanden ist, wie das folgende Zitat zeigt: „Hier in Deutschland wird es immer schlimmer. Ich bin arbeitslos. Ich habe drei Kinder. Ich habe Probleme, meine Miete zu zahlen. Die Stromkosten fressen einen auf, die Kosten für Gas, Wasser ... hier kann ich meinen Kindern keine Perspektive mehr bieten. Ich kann nicht sagen: Später werdet ihr studieren, weil ich weiß nicht, ob ich das finanzieren kann. ... In Norwegen sieht es aber noch so aus, dass ich denen das versprechen könnte“ (I. 22, Z 25 ff). Stellenangebote im Ausland bzw. „die Aussichten auf einen sicheren Job“ (I. 26, Z 5) wirken umgekehrt als starker Pull-Faktor: „[Ich] habe durch Zufall gesehen, die suchen Fernmelde-techniker in Norwegen ... und habe da die Idee bekommen, ins Ausland zu gehen. In Norwegen gibt es Arbeit“ (I. 22, Z 15-23). Über Wanderung versuchen viele der Befragten also, neue Arbeitsmarktchancen zu erschließen. Ziele der Wanderungen sind jene Länder, in denen sowohl eine Arbeitskräftenachfrage vorhanden ist als auch die Befragten von dieser Nachfrage erfahren (zum Beispiel durch Informationsveranstaltungen).

Wir können davon ausgehen, dass die Arbeitsmarktungleichgewichte und deren individuelle Wahrnehmung durch migrationswillige Personen auch für Wanderungen wichtig sind, die über die Grenzen Europas hinausgehen. Was für europäische Wanderungen aber spezifisch zu sein scheint, ist der Umstand, dass Europa neue Mobilitätsmöglichkeiten bereitstellt, so durch Freizügigkeit und Grenzabbau (Sauer und Ette 2007). Soweit dies von den Befragten wahrgenommen wird, kommt es zu einer kognitiven Verknüpfung zwischen eigenen Problemen bei der Arbeitsplatzsuche (oder

10 Im deutschen Baugewerbe sind zwischen 2000 und 2006 über 30 Prozent der sozialversicherungspflichtigen Jobs (ca. 700.000 Arbeitsplätze) verlorengegangen. Im verarbeitenden Gewerbe und im Handel sind im selben Zeitraum neun bzw. acht Prozent der sozialversicherungspflichtigen Jobs gestrichen worden, was einem Verlust von zusammen etwa einer Million Arbeitsplätzen entspricht (Bundesagentur für Arbeit 2007). In etlichen Ländern Europas, so in Norwegen oder auch Irland, herrscht demgegenüber ein Fachkräftemangel in der Industrie, auf dem Bau und im Dienstleistungssektor. Es ist plausibel, dass diese Unterschiede im Arbeitskräfteangebot und der Arbeitskräftenachfrage Wanderungsprozesse induzieren.

des Erhaltes des Arbeitsplatzes) und den in Europa gegebenen Arbeitsmöglichkeiten. So äußert sich einer der Befragten auf exemplarische Weise: „Weil ich sehe nicht ein, den ganzen Tag mit so einem Gesicht durch die Gegend zu laufen und dagegen zu wettern, was nicht alles so schlecht ist in Deutschland. ... Sondern [ich gehe] einfach dann halt ... [nach] Dänemark. ... Also die Freiheit steht mir zu in Europa, und das mach ich dann auch“ (I. 4, Z 513-522). Ein anderer Befragter sieht durch die innereuropäischen Wanderungsbewegungen gar die Chance, dass ein weiteres Zusammenwachsen Europas möglich ist:¹¹ „Die Deutschen gehen nach Dänemark, und die Dänen gehen nach Schweden. Ja, gut, da hab' ich auch nix gegen. Ich finde auch, Europa müsste viel mehr zusammen wachsen, aber nicht mit dem ganzen Wasserkopf da. Das müsste alles weg, weil das ... Hürden sind, auch für mich“ (I. 6, Z 849-855).

Nicht nur die Möglichkeit im Ausland überhaupt eine Anstellung zu finden, sondern auch der Wunsch nach einem verbesserten Arbeitsklima ist für viele der von uns Befragten leitend. Dies gilt vor allem für diejenigen, die bereits über Arbeitserfahrungen im Ausland verfügen.¹² Von ihnen wird ein Mehr an kollegialem Verhalten am Arbeitsplatz und eine generell bessere Arbeitsatmosphäre hervorgehoben: „Aber das Drumherum geht wesentlich zivilisierter, wesentlich gesitteter ab“ (I. 11, Z 330f). Die bessere Arbeitsatmosphäre kommt noch in weiteren Interviewpassagen zur Sprache: „Besser war auf jeden Fall dieses Umfeld. In Holland zum Beispiel in vielen Firmen da spielt den ganzen Tag das Radio, ... die Durchgänge sind kürzer, Kaffee und so wird gestellt von der Firma. Das gibt's alles hier in Deutschland nicht mehr. Und dann dieses, wenn du länger arbeiten solltest, dann kam früh genug jemand an und fragte: Können Sie länger arbeiten? Und es wird nicht gesagt: Du musst länger arbeiten! Das ist vom Psychischen her ein Riesenunterschied. Das sind so Sachen, die hier in Deutschland unheimlich nerven“ (I. 11, Z 420-428).

Unbezahlte Überstunden, steigende Arbeitsbelastung und ein geringes Berufsprestige werden von Arbeitnehmern im Gesundheitssystem und in Pflgeberufen beklagt. Aber auch von Personen aus dem Bau- und Handwerksgerbe wird auf die Ausdehnung der Arbeitszeit verwiesen, wie das folgende Zitat zeigt: „Ich will auch mal dahin kommen, dass ich wieder Freizeit habe, nicht nur arbeiten muss, sondern dass ich einfach sagen kann, ich fahr' in Urlaub oder mache 'ne Fahrradtour. ... Früher hatte man das Wochenende für sich, 16 Uhr war Feierabend. Heute ist 18 Uhr Feierabend und teilweise ... haben wir Nächte durch gearbeitet, da bin ich morgens um drei nach Hause gegangen“ (I. 34, Z 368ff). In der Baubranche gehen verschlechterte Arbeitsbedingungen zudem häufig zu Lasten von Gesundheits- und Sicherheitsstandards:

11 Ein weiterer Befragter äußert sich zu dieser Frage wie folgt: „Ich sag': Eigentlich gibt's nur noch Europa. Und am besten wir sprechen hier alle Englisch. ... Weil das Europa ... [mit] einer einheitliche Sprache, da kann man auch zusammenwachsen“ (I. 33, Z 852-855).

12 In Hinblick auf die Frage, ob es sich bei der Migration von Deutschen in erster Linie um dauerhafte Auswanderungen, um temporäre Wanderungen oder um Pendelmigration handelt, ist aus der Forschung bisher relativ wenig bekannt. Auch die verfügbaren Bevölkerungsstatistiken lassen diesbezüglich keine Aussagen zu (Statistisches Bundesamt 2007). Aktuelle Studien legen allerdings nahe, dass Deutsche über mehr Migrationserfahrungen verfügen als das oft angenommen wird. Knapp ein Achtel der Deutschen haben demnach schon einmal mehr als drei Monate im Ausland gelebt, davon rund 15 Prozent in den USA und jeweils acht Prozent in Frankreich und Großbritannien (Mau 2007: 123). Bei 70 Prozent der Personen beschränkte sich der Aufenthalt auf ein Land. Das lässt zumindest den indirekten Schluss zu, dass nur ein Teil der Auswanderung dauerhafter Natur ist und eine große Zahl der als Auswanderer registrierten Personen wieder nach Deutschland zurückkehren wird.

„Ich muss noch 30 Jahre arbeiten, da möchte ich nicht in fünf Jahren verheizt werden“ (I. 24, Z 52f). Die auf dem deutschen Arbeitsmarkt erfahrene Verschlechterung der Arbeitsbedingungen bekräftigt den Großteil der von uns untersuchten Personengruppe in ihrem Entschluss, im Ausland nach Arbeit zu suchen.

Welchen Stellenwert haben Einkommensunterschiede für die Herausbildung von Wanderungsmotiven von Deutschen, die innerhalb Europas wandern?

Die bisherigen Ergebnisse legen die Annahme nahe, dass Arbeitsmarktungleichgewichte ein sehr wichtiger Grund für innereuropäische Wanderungen von Deutschen sind. In Verbindung damit sind für die meisten der von uns Befragten auch Lohndifferenzen innerhalb Europas bedeutsam. Dass Arbeitsmarkt- als auch Einkommensunterschiede Elemente eines sich wechselseitig ergänzenden Ansatzes darstellen, legt die Literatur ohnehin nahe (Barro und Sala-i-Martin 2004; European Commission 2001; Gallaway 1969; Haug 2000a). Die folgende Aussage zeigt dies exemplarisch: „[Es] hat schon ein paar mehr Gründe, aber ich würde sagen, dass der, der finanzielle Anreiz, sag ich mal, hat einem die ganze Entscheidung noch viel leichter gemacht“ (I. 3, Z 407ff). Einige Befragte haben nach eigener Auskunft in den vergangenen Jahren erhebliche Einkommensverluste hinnehmen müssen, die größtenteils mit Einschnitten in den bis dahin gewohnten Lebensstandard verbunden sind: „Also der Realeinkommensverlust, der ist immens. Also ich will, wenn ich arbeiten gehe, will ich wenigstens vielleicht mal irgendwann ein neues Auto haben ... Und das ist halt so, im europäischen Ausland wird derzeit mehr gezahlt“ (I. 34, Z 230-233). Insbesondere im Bau und Handwerk werden vielfach das Umgehen tarifrechtlicher Bestimmungen und zunehmendes Lohndumping beklagt: „Es wird ... getrickst, 12,50 € ist Mindestlohn, das ist Gesetz. ... Und dann wird es so gemacht, die Leute kriegen zehn Euro inoffiziell, offiziell kriegen sie 12,50 – steht auf dem Papier drauf. Aber dann werden halt die Stundenanzahl mal zehn genommen, geteilt durch 12,50 und dann werden die Stunden geschrieben. So läuft das“ (I. 34, Z 174-179). Viele der befragten Facharbeiter und Techniker beschreiben die Einbußen bei den Realeinkommen als Entwertung ihrer Qualifikation und früherer Bildungsinvestition: „Ich kann nicht als gelernter Tischler für sieben Euro arbeiten gehen“ (I. 35, Z 13). Die Verluste im Realeinkommen werden zum einen auf direkte Lohnkürzungen, zum andern auf einen Verdrängungswettbewerb durch billigere Arbeitskräfte zurückgeführt: „Und es ist wirklich so, dass in meiner Branche, also sprich die Fleischbranche, der Markt total überlaufen ist, ... mit Rumänen, Russen, Polen, also Billigarbeitern, dadurch der Preis enorm gedrückt wird“ (I. 11, Z 5-10). Das hier beschriebene Phänomen ist auch durch frühere Studien für den Bausektor gut belegt (Hunger 2003).

Während niedrige Einkommen im Heimatland als Push-Faktoren genannt werden, haben die Befragten recht konkrete Vorstellungen von erzielbaren Einkommen in den Zielländern. Dies ist vor allem bei der Migration nach Skandinavien und in die Alpenländer der Fall. Die konkreten Wanderungsziele stehen offensichtlich mit (wahrgenommenen) Einkommensdifferenzen im Zusammenhang.¹³ Beispielhaft ist die Aus-

13 Dieses wahrgenommene Gefälle wird auch durch die verfügbaren Einkommensdaten gedeckt: So lag z.B. im deutschen Baugewerbe im Jahr 2002 der durchschnittliche Jahresverdienst in Kaufkraftparitäten mit 28.448 Euro unter den Verdienstmöglichkeiten in Großbritannien (33.641 Euro), Österreich (29.649 Euro) oder Norwegen (28.464 Euro). Zusätzlich sind die Löhne und Gehälter im deutschen Baugewerbe im Zeitraum bis 2006 um ca. 30 Prozent geschrumpft, während sie in Österreich, Großbritannien oder

sage eines Teilnehmers der Studie, der nach Dänemark gehen will und die Lebenshaltungskosten sowie die durch Pendeln entstehenden Mehrkosten einkalkuliert (I 1, Z 220-216): „Hier liege ich bei 1.300/1.400 ... [und dort habe ich] ... einen Tausender mehr. Und ich muss davon bezahlen, meinetwegen 200 € Benzin, kann ich rechnen, im Monat, und dann die Unterkunft, ... auch ungefähr noch mal vielleicht 200 € Unterm Strich kommt dann 600 € mehr raus.“

Insgesamt lässt sich festhalten, dass unterschiedliche Lohnniveaus in der von uns untersuchten Personengruppe eine Rolle spielen. In den Interviews finden wir also deutliche Hinweise darauf, dass die Befragten direkte Vergleiche zwischen dem eigenen Einkommen oder dem im Falle von Beschäftigung erzielbaren Einkommen und dem erwartbaren Einkommen im Zielland der Wanderung machen. Damit bestätigen unsere Befunde die Annahme von Münz und Kollegen (1997: 21f.), nach der die „Aussicht auf Verdienstmöglichkeiten auf westeuropäischen Arbeitsmärkten ... Wanderungen auslösen“ kann – eine Überlegung, die sich auch immer wieder in den Stellungnahmen der Europäischen Kommission findet (European Commission 2001). Da sich unser Sample zu einem großen Teil aus Personen zusammensetzt, die zum Zeitpunkt der Befragung ohne Beschäftigungsverhältnis waren, wird dieser Aspekt überlagert von der Frage, überhaupt wieder in ein Erwerbsverhältnis zu gelangen.

Welchen Stellenwert haben soziale Netzwerke für die Herausbildung von Wanderungsmotiven von Deutschen, die innerhalb Europas wandern?

Im Hinblick auf die Relevanz von sozialen Netzwerken zeigen unsere Interviews, dass nur wenige aus der von uns untersuchten Personengruppe über persönliche Kontakte in den Zielregionen verfügen. Die Befragten können sich bei der Planung ihrer Wanderung nur in Ausnahmen familiäre oder freundschaftliche Bindungen im Zielland zu Nutze machen. Das kann möglicherweise auch ein Grund dafür sein, warum sie überhaupt institutionelle Beratung in Anspruch nehmen. Wir hätten es dann mit einem selektiven Effekt unseres Samples zu tun. Dennoch finden sich einige der Interviews, in denen durchaus auf vorhandene Netzwerke verwiesen wird. Wie solche sozialen Beziehungen zustande kommen und welche Rolle sie spielen können, lässt sich exemplarisch aus der folgenden Sequenz ablesen: „Also, wir waren da vorher im Urlaub und ... sämtliche Griechen haben gesagt, dass wir einfach rüberkommen sollen. Wir hätten hier auf jeden Fall Arbeit, und ein Haus würde man auch finden. Und dann waren da auch ein paar andere Deutsche, und wir haben uns auch mit denen unterhalten. Und die haben uns das irgendwie so ein bisschen schmackhaft gemacht. Und das klang auch ziemlich gut, und ich hatte auch irgendwie gar keine Lust mehr, in Deutschland zu bleiben, und hab’ mich da immer so mit dem Gedanken befasst, wirklich auch ins Ausland zu gehen. Und dann haben wir das schlussendlich auch umgesetzt“ (I 14: 734-744).

Der insgesamt geringe Stellenwert von sozialen Netzwerken für die Herausbildung von Wanderungsmotiven hat unseres Erachtens unter anderem damit zu tun, dass mit Ausnahme der Schweiz noch nicht so viele Deutsche in die in unserem Kontext maßgeblichen Länder (Norwegen, Dänemark, Schweiz, Österreich, Irland und Schweden)

Norwegen zwischen 10 und 35 Prozent gestiegen sind (Eurostat 2007), was eine verstärkte Wanderung von Deutschen mit Bauberufen innerhalb Europas wahrscheinlich erscheinen lässt.

gewandert sind.¹⁴ Mit einer mittelfristigen Zunahme der Zahl deutscher Migranten in diesen Ländern lässt sich auch eine wachsende Bedeutung derartiger „nationaler“ Netzwerke im Zielland erwarten, die wiederum als Pull-Faktoren wirken können. Betrachtet man jedoch nicht nur die in der Zielregion existierenden Netzwerke, sondern auch die auf das Zielland ausgerichteten Netzwerke im Herkunftsland, dann erweisen sich diese in einigen der hier untersuchten Fälle als Push-Faktor in dem Sinne, dass darüber Kontakte hergestellt oder Informationen vermittelt werden. Diese Netzwerke im Heimatland sind dann jedoch nicht Migrationsgrund, sondern unterstützen und katalysieren Wanderungsgedanken und -planungen. Dies trifft auf diejenigen zu, die über Freunde und Familienangehörige verfügen, die bereits in bestimmten Ländern gearbeitet haben.¹⁵

Ein funktionales Äquivalent für die Beschaffung von migrationsrelevanten Informationen stellt für eine Reihe der befragten Facharbeiter und Techniker der Europaservice der BA dar. Dies ist zwar zuvorderst dem Feldzugang geschuldet, es gibt jedoch auch Hinweise darauf, dass diesen Einrichtungen generell eine wachsende Bedeutung zukommt, was sich auch in den steigenden Vermittlungszahlen widerspiegelt. Wurden durch die in den Europaservice integrierten EURES-Stellen im Jahr 2000 noch 1.936 Personen vermittelt, so waren es im Jahre 2006 später bereits knapp 15.000 Personen (ZAV 2007). Einer der Befragten äußert sich zu dieser europäischen Einrichtung wie folgt: „Was ganz gut ist, die haben da ihre Mäppchen, ‚Europa mobil‘, Land hier, Land da: Wie sind die Leute, wie ist die Mentalität, wie laufen da die Bewerbungsgespräche ab, wie gliedert man seinen Lebenslauf“ (I. 32, Z 127-130). Der Europaservice bietet einen leichten Zugang zu Informationen über die Lebens- und Arbeitsbedingungen im europäischen Ausland und steuert damit die Wanderung. Relevante administrative Sachverhalte, die mit der Verlagerung des Lebensmittelpunktes in andere europäische Länder zum Tragen kommen, können vorab geklärt werden, wie die folgende Sequenz zeigt: „Der Europa-Service ist in der Hinsicht hilfreich, da es eine Vernetzung gibt [mit] dem Europa-Service Norwegen. Dadurch, dass in Norwegen eine Umstrukturierung der Behörden durchgeführt worden ist, ... ist es wichtig, dass man mit dem Europa-Service diese ganzen Vorbereitungen anmeldet, ID-Karte, polizeiliche Anmeldung usw. durchführt“ (I. 10, Z 91-96).¹⁶ Das Klientel des Europaservice sind mehrheitlich Facharbeiter und Techniker, wie unsere durchgeführten Experteninterviews belegen. Die Berater schätzten den Anteil dieser Personengruppe unter den Anfragenden auf 50 bis 75 Prozent (Exp. 1). Dies deutet darauf

14 Die größten Kontingente von Deutschen verzeichnen die Schweiz mit 145.967 Deutschen, gefolgt von Spanien (120.449), Großbritannien (98.176), Österreich (86.657) und Frankreich (78.381) (Eurostat 2007). Die deutlichsten Steigerungsraten sind in Spanien festzustellen. Hier hat sich die Anzahl der dort lebenden Deutschen im Zeitraum zwischen 1995 und 2005 etwas mehr als verdreifacht von 38.229 auf 120.449 Personen. Eine hohe Zuwachsrate ist auch in der Schweiz zu beobachten, wo im selben Zeitraum die Anzahl der dort lebenden Deutschen von 90.129 auf 145.967 stieg. Es ist eine offene/empirische Frage, ob mit einer wachsenden Zahl von im Ausland lebenden Deutschen Migrationsketten entstehen und andere Wandernde „nachgezogen“ werden.

15 Gerade in Grenzregionen, in denen viel gependelt wird, ist das der Fall (I. 4, Z 746-750; I. 20, Z 104-133). Ein anderer Teil der Interviewten war selbst bereits im europäischen Ausland als Arbeitsmigrant tätig (I. 7; I. 19). Bei einer dritten Gruppe liegen Erfahrungen mit Binnenwanderung beispielsweise als Montagearbeiter vor (I. 20; I. 22; I. 31; I. 32), die in der Forschung als Vorstufe zur Migration über Nationalstaatsgrenzen hinweg angesehen wird (Lozano-Ascencio, Roberts und Bean 1997).

16 Allerdings erwähnen nur wenige Befragte explizit, dass der Europaservice hilfreich war bei der Vermittlung von ersten allgemeinen Informationen (I. 15; I. 19).

hin, dass die Wanderungen von Migranten mit mittleren Qualifikationen spezifischen Steuerungsmechanismen unterliegen.

Unsere Diskussion der Bedeutung von Netzwerken für die Wanderungen von Deutschen mit mittleren Qualifikationen legt insgesamt nahe, dass die Relevanz von Netzwerken in den Zielländern für die Wanderung eher gering ist. Wir sehen aber, dass unsere Interviewten auf diverse alternative Informationsquellen zurückgreifen, so zum Beispiel die institutionellen Netzwerke zur Mobilitäts erleichterung (Europaservice). Allerdings muss man auch berücksichtigen, dass diejenigen, die bereits über umfangreiche Kontakt netze verfügen, vermutlich nicht mehr auf institutionelle Beratungs- und Unterstützungsleistungen angewiesen sind. So erklärt sich auch, dass andere Studien zu dem Ergebnis kommen, dass vorgängige Auslandskontakte und Auslandserfahrungen durchaus einen positiven Effekt auf die Wanderungsbereitschaft haben (Diehl, Mau und Schupp 2008).

VI. Diskussion

Im Kontext der Diskussion zur europäischen Integration wird der grenzüberschreitenden Mobilität von Personen aus mehreren Gründen eine wichtige Rolle zugeschrieben. Sie wird erstens als Antrieb der Integration angesehen, weil sie ein Element des gemeinsamen Marktes ist, auf dem sich Kapital, Waren und auch Personen frei bewegen können, zweitens weil Migranten selbst ihren sozialen Erfahrungsraum über die nationalstaatlichen Grenzen hinweg ausdehnen und europäisiert werden und drittens weil Migration neue transnationale Verflechtungsbeziehungen und Netzwerke hervorbringt, die für engere Verbindungen zwischen den europäischen Ländern sorgen (Eder 2000; Pries 2007). Trotz dieser hohen Erwartungen an Migration können wir bisher (mit Ausnahme der Ost-West-Migration) keine drastisch gestiegenen innereuropäischen Wanderungszahlen feststellen. Schaut man aber genauer auf das Phänomen, beispielsweise im Hinblick auf länderspezifische Wanderungszahlen, wandernde Gruppen oder die Zielregionen von Wanderung, so zeigt sich ein Wanderungsgeschehen, das auf eine Wirkung des Europäisierungsprozesses hindeutet (Sauer und Ete 2007). Die hier vorgestellten Befunde beziehen sich auf einen solchen neuen Typus der Wanderung – neu im Hinblick auf die wandernde Gruppe, aber auch neu im Hinblick auf die Bedingungen und Kontextfaktoren der Wanderung. Die Migration von deutschen Facharbeitern und Technikern ins europäische Ausland ist ein auch in quantitativer Hinsicht wachsendes Phänomen, welches kaum erforscht ist und welches durch die europäische Integrationspolitik beeinflusst ist.

Im Rahmen des vorliegenden Aufsatzes haben wir auf Ergebnisse einer aktuellen qualitativen Befragung im Prozess der Wanderungsplanung zurückgegriffen. Dieser Zugang ist insofern neu, als dass die meisten Migrationsstudien Wanderungsmotive retrospektiv erfragen, wodurch sich Deutungsverschiebungen ergeben können, so beispielsweise bei der Überlagerung von Migrationsgründen durch Bleibegründe. Aus diesem Grund haben wir die Befragung in einem zeitlich nahen Abstand vor dem eigentlichen Migrationsereignis durchgeführt. Der Zugang zu der Untersuchungsgruppe erfolgte im Rahmen von Sprach- und Vorbereitungskursen sowie Informationsveranstaltungen des Europaservice der BA. Theoretische Grundlage unseres Beitrags waren die im Abschnitt III skizzierten Überlegungen aus der Migrationsliteratur zu Arbeitsmarktungleichgewichten, Einkommensdifferenzen und Netzwerkfaktoren,

welche als ausschlaggebend für das Entstehen von Wanderungsprozessen angenommen werden. Dabei ging es letztendlich nicht um eine Verifizierung dieser Ansätze, sondern um die Frage der Bedeutungszumessungen im Hinblick auf diese Faktoren.

Empirisch zeigt sich nun, dass Arbeitslosigkeit in Deutschland bzw. die Suche nach Arbeit im Zielland ein wichtiges Motiv von Wanderungen ist. Dies wird auf die griffige Formel „Hauptsache Arbeit“ (I. 2, Z 820) gebracht. Zusätzlich nennen die Befragten bessere Arbeits- und Lebensbedingungen als Wanderungsmotiv. Daneben spielt aber auch das Interesse an der Verbesserung der individuellen Einkommenssituation eine Rolle. Damit decken sich unsere Ergebnisse mit den Befunden in der Migrationsforschung, die ökonomischen Faktoren einen großen Stellenwert einräumen. Ein Blick auf die sozialen Netzwerke in den Zielländern zeigt, dass diese von eher geringer Bedeutung sind. Für zahlreiche Länder gilt, dass in der Vergangenheit keine nennenswerte Zuwanderung von Deutschen stattgefunden hat, die als Pull-Faktor wirksam werden könnte. Die heimatlichen sozialen Netzwerke und institutionelle Formen der Mobilitätsunterstützung wurden dagegen als wichtig herausgestellt.

Der vorliegende Beitrag stellt einen ersten empirischen Zugang zu einem neuen Feld der Migrationsforschung dar. Im Sinne der übergeordneten Frage nach der europäischen Dimension dieser Migrationsbewegungen können wir konstatieren, dass diese Art der Migration durch Prozesse der europäischen Integration erleichtert und gesteuert wird. Es scheint so zu sein, dass für die von uns untersuchte Gruppe eine Reihe von Faktoren zusammenkommen müssen, um tatsächliche Migration herbeizuführen: Einerseits braucht es Push- und Pull-Faktoren im Herkunfts- bzw. Zielland der Wanderung, andererseits Faktoren auf der Mesoebene wie spezifische Unterstützungsnetzwerke, Informationstransfer sowie institutionelle Vermittlung und Begleitung. Vor allem diese Mesofaktoren sind es, welche sich als „europäische“ klassifizieren lassen. Wo sie starke Wirkung entfalten, wird es auch für eher immobile Gruppen wahrscheinlicher, dass sie am Migrationsgeschehen partizipieren und eigene Wanderung als möglich erscheint.

LITERATUR

- Bade, Klaus J. (1987): *Population, Labour and Migration in 19th and 20th Century Germany*. Leamington.
- Barro, Robert und Xavier Sala-i-Martin (2004): *Economic Growth*. Cambridge.
- Beaverstock, Jonathan V. (2005a): Transnational elites in global cities: British expatriates in Singapore's financial district. In: *Geoforum* 33, 525-538.
- Beaverstock, Jonathan V. (2005b): Transnational elites in the city: British highly-skilled inter-company transferees in New York city's financial district. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 31, 245-268.
- Berninghaus, Siegfried und Hans Günther Seifert-Vogt (2002): *International Migration Under Incomplete Information. A Microeconomic Approach*. Berlin.
- Braun, Michael und Ettore Recchi (2008): Migration innerhalb der EU und soziale Mobilität. In: Berger, Peter und Anja Weiß (Hg.): *Transnationalisierung sozialer Ungleichheit*. Wiesbaden.
- Bundesagentur für Arbeit (2007): *Sozialversicherungspflichtige Beschäftigung und Erwerbstätigkeit 2000-2007*. www.arbeitsagentur.de [Zugriff 12/07/2007].
- Castles, Stephen (1986): The guest worker in Western Europe - an obituary. In: *International Migration Review* 20, 761-779.
- Cheng, Lucie und Philip Q. Yang (1998): *Global Interaction, Global Inequality, and Migration*

- of the Highly Trained to the United States. In: *International Migration Review* 32, 626-653.
- Chies, Laura (1994): *Das Migrationsproblem in der Europäischen Gemeinschaft: Theoretische und empirische Analyse der Bestimmungsfaktoren und Folgen internationaler Arbeitskräftewanderungen*. Frankfurt/Main.
- Currle, Edda (2004): *Migration in Europa. Daten und Hintergründe*. Stuttgart.
- Diehl, Claudia und David Dixon (2005): „Zieht es die Besten fort?“ Ausmaß und Formen der Abwanderung deutscher Hochqualifizierter in die USA. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 57, 714-734.
- Ebenrett, Heinz J., Dieter Hansen und Klaus J. Puzicha (2003): Verlust von Humankapital in Regionen mit hoher Arbeitslosigkeit. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B 6-7, 25-31.
- Eder, Klaus (2000): Konstitutionsbedingungen einer transnationalen Gesellschaft in Europa. Zur nachholenden Modernisierung Europas. In: Heyde, Wolfgang und Thomas Schaber (Hg.): *Demokratisches Regieren in Europa*. Baden-Baden, 87-102.
- Esser, Hartmut (2004): Does the 'New' Immigration Require a 'New' Theory of Intergenerational Integration? In: *International Migration Review* 38, 1126-1159.
- Europäische Kommission (2007): *Europa in Zahlen. Eurostat-Jahrbuch 2006-07*. Luxemburg.
- European Commission (2001): *The European Commission on Factors Influencing Labor Migration*. In: *Population and Development Review* 27, 391-394.
- Eurostat (2007): *Strukturindikatoren*. <http://epp.eurostat.ec.europa.eu> [Zugriff 19.07.2007].
- Faist, Thomas (1997): Migration und der Transfer sozialen Kapitals oder: Warum gibt es relativ wenige internationale Migranten? In: Pries, Ludger (Hg.): *Transnationale Migration*. Baden-Baden, 63-83.
- Fassmann, Heinz und Rainer Münz (Hg.) (1994): *European Migration in the Late Twentieth Century*. Aldershot.
- Feithen, Rosemarie (1985): *Arbeitskräftewanderungen in der Europäischen Gemeinschaft*. Frankfurt/Main.
- Fielding, Anthony (1993): Mass migration and economic restructuring. In: King, Russel (Hg.): *Mass Migration in Europe*. London, 7-18.
- Findlay, Allan M., F. Lin N. Li, A. John Jowett und Ronald Skeldon (1996): Skilled international migration and the global city: a study of expatriates in Hong Kong. In: *Institute of British Geographers* 21, 49-61.
- Gallaway, Lowell E. (1969): *Geographic labor mobility in the United States, 1957 to 1960*. Washington.
- Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss (1967): *The Discovery of Grounded Theory*. New York.
- Greenwood, Michael J. (1969): An Analysis of Determinants of Geographic Labour Mobility in the United States. In: *Review of Economics and Statistics* 51, 189-194.
- Haug, Sonja (2000a): *Klassische und neuere Theorien der Migration*. Mannheim. MZES Arbeitspapier Nr. 30.
- Haug, Sonja (2000b): *Soziales Kapital und Kettenmigration. Italienische Migranten in Deutschland*. Opladen.
- Haug, Sonja (2000c): *Soziales Kapital, Migrationsentscheidungen und Kettenmigration. Das Beispiel der italienischen Migranten in Deutschland*. Leipzig.
- Haug, Sonja (2004): Trends der Auswanderung aus Deutschland. In: *BiB-Mitteilungen* 25, 11-14.
- Häußermann, Hartmut (1995): Arbeitslosigkeit und Mobilität in den alten und neuen Bundesländern. In: Gans, Paul und Franz-Josef Kemper (Hg.): *Mobilität und Migration in Deutschland*. Erfurt, 89-100.
- Helbig, Wolfgang J. (1997): Deutsche Auswanderer in den USA im 19. Jahrhundert: Asylbewerber, Gastarbeiter, Wirtschaftsflüchtlinge. In: *Periplus. Jahrbuch für außereuropäische Geschichte* 8, 14-32.

- Hillmann, Felicitas (2000): Von internationalen Wanderungen zu transnationalen Migrationsnetzwerken? Der neue europäische Wanderungsraum. In: Bach, Maurizio (Hg.): Die Europäisierung nationaler Gesellschaften. Opladen, 363-385.
- Hoerder, Dirk und Jörg Nagler (Hg.) (1995): *People in Transit: German Migrations in Comparative Perspective, 1820-1930*. Cambridge.
- Hunger, Uwe (2003): Die Entgrenzung des europäischen Bauarbeitsmarktes als Herausforderung an die europäische Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik. In: Hunger, Uwe und Bernhard Santel (Hg.): *Migration im Wettbewerbsstaat*. Opladen, 75-90.
- Johnston, Ron, Andrew Trlin, Anne Henderson und Nicola North (2006): Sustaining and Creating Migration Chains Among Skilled Immigrant Groups. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 32, 1227-1250.
- Kalter, Frank (1997): Wohnortwechsel in Deutschland. Ein Beitrag zur Migrationstheorie und zur empirischen Anwendung von Rational-Choice-Modellen. Opladen.
- Kalter, Frank (2000): Structural Conditions of Preferences for Segregation. In: *Rationality and Society* 12, 425-449.
- Kalter, Frank und Nadia Granato (2002): Demographic Change, Educational Expansion, and Structural Assimilation of Immigrants. The Case of Germany. In: *European Sociological Review* 18, 199-216.
- Kelle, Udo und Susann Kluge (1999): *Vom Einzelfall zum Typus*. Opladen.
- King, Russel (1993): European international migration between 1945-90: a statistical and geographical overview. In: King, Russel (Hg.): *Mass Migration in Europe*. London, 19-39.
- King, Russell (2002): Towards a New Map of European Migration. In: *International Journal of Population Geography* 8, 89-106.
- Krane, Ronald E. (Hg.) (1979): *International Labor Migration in Europe*. New York.
- Kreutzer, Florian und Silke Roth (2006): Einleitung zu Transnationale Karrieren: Biographien, Lebensführung und Mobilität. In: Kreutzer, Florian und Silke Roth (Hg.): *Transnationale Karrieren*. Wiesbaden, 7-31.
- Lee, Everett S. (1966): A Theory of Migration. In: *Demography* 3, 47-57.
- Lozano-Ascencio, Fernando, Bryan R. Roberts und Frank D. Bean (1997): The interconnectedness of internal and international migration: The case of the United States and Mexico. In: Pries, Ludger (Hg.): *Transnationale Migration*. Baden-Baden, 163-178.
- Lueger, Manfred (2000): *Grundlagen qualitativer Feldforschung. Methodologie, Organisierung, Materialanalyse*. Wien.
- Mau, Steffen (2007): *Transnationale Vergesellschaftung. Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten*. Frankfurt/Main.
- Meier, Lars (2006): Den Ort spüren, Distanz erfahren - Irritationen der alltäglichen Handlungen deutscher Finanzbeschäftigter in London. In: Kreutzer, Florian und Silke Roth (Hg.): *Transnationale Karrieren*. Wiesbaden, 224-239.
- Meinefeld, Werner (1997): Ex-ante Hypothesen in der qualitativen Sozialforschung: zwischen „fehl am Platz“ und „unverzichtbar“. In: *Zeitschrift für Soziologie* 26, 22-34.
- Meinefeld, Werner (2003): Hypothesen und Vorwissen. In: Flick, Uwe (Hg.): *Qualitative Forschung: ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg, 265-275.
- Münz, Rainer, Wolfgang Seifert und Ralf E. Ulrich (1997): *Zuwanderung nach Deutschland: Strukturen, Wirkungen, Perspektiven*. Frankfurt/Main.
- Mytzek, Ralf (2004): Die Mobilität von Deutschen in Europa. In: *WZB-Mitteilungen* 103, 37-41.
- Nelson, Phillip (1959): Migration, Real Income and Information. In: *Journal of Regional Sciences* 1, 43-74.
- Nerger-Focke, Karin (1998): *Die deutsche Auswanderung nach 1945: Rahmenbedingungen und Verlaufsformen*. Stuttgart.
- Niedner-Kalthoff, Ulrike (2006): Rotation und Objektivität. Diplomaten als transnationale Migranten. In: Kreutzer, Florian und Silke Roth (Hg.): *Transnationale Karrieren*. Wies-

- baden, 83-99.
- Peixoto, João (2001): The International Mobility of Highly Skilled Workers in Transnational Corporations. In: *International Migration Review* 35, 1030-1053.
- Petersen, William (1969): *Population*. London.
- Pioneur. 2006. "Pioneers of European Integration "from below": Mobility and the Emergence of European Identity among National and Foreign Citizens in the EU. Key Findings presented at the Final Conference of the PIONEUR-Project."
- Pries, Ludger (1998): Transmigranten als ein Typ von Arbeitswanderern in pluri-lokalen sozialen Räumen. Das Beispiel der Arbeitswanderung zwischen Puebla/Mexiko und New York. In: *Soziale Welt* 49, 135-150.
- Pries, Ludger (2001a): *Internationale Migration*. Bielefeld.
- Pries, Ludger (2001b): *New transnational social spaces*. London.
- Pries, Ludger (2007): *Die Transnationalisierung der sozialen Welt*. Frankfurt/Main.
- Salt, John und Reuben Ford (1993): Skilled international migration in Europe: the shape of things to come? In: King, Russel (Hg.): *Mass Migration in Europe*. London, 293-309.
- Sauer, Lenore und Andreas Ette (2007): *Auswanderung aus Deutschland*. Wiesbaden.
- Schondelmayer, Anne-Christin (2006): Begegnung mit dem Fremden – eine qualitative Untersuchung zu Handlungspraktiken und Handlungskonzepten von Entwicklungshelfer(inne)n. In: Kreutzer, Florian und Silke Roth (Hg.): *Transnationale Karrieren*. Wiesbaden, 174-187.
- Schupp, Jürgen, Janina Söhn und Nicole Schmiade (2005): Internationale Mobilität von deutschen Staatsbürgern Chancen für Arbeitslose oder Abwanderung der Leistungsträger? In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaften* 30, 279-292.
- Scott, Sam (2006): The Social Morphology of Skilled Migration: The Case of the British Middle Class in Paris. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 32, 1105-1129.
- Statistisches Bundesamt (1987-2007): *Statistische Jahrbücher*. Stuttgart.
- Statistisches Bundesamt (2007): Pressemitteilung Nr. 220. www.destatis.de [Zugriff 12.07.2007].
- Strauss, Anselm L. (1994): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München.
- Strauss, Anselm L. und Juliet Corbin (1990): *Basics of Qualitative Research. Grounded Theory Procedures and Techniques*. Newbury Park, CA.
- Tarver, James D. und R. Douglas McLeod (1973): A Test and Modification of Zipf's Hypothesis for Predicting Interstate Migration. In: *Demography* 10, 259-272.
- Todaro, Michael P. (1986): *International migration, domestic unemployment, and urbanization*. New York.
- Tomei, Veronica (2000): Grenzabbau und Neukonstruktion im europäischen Migrationsraum. In: Bach, Maurizio (Hg.): *Europäisierung nationaler Gesellschaften*. Wiesbaden, 386-399.
- Verwiebe, Roland (2005): Die Wanderungsgründe von innereuropäischen Migranten. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 13, 131-154.
- Wahl, Stefanie (2004): *Deutschland ein Auswanderungsland?* Bonn.
- Werner, Heinz (2002): Wirtschaftliche Integration und Arbeitskräftewanderung in der EU. In: Kleinhenz, Gerhard (Hg.): *IAB-Kompendium Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*. 187-199.
- Witzel, Andreas (1996): Auswertung problemzentrierter Interviews: Grundlagen und Erfahrungen. In: Strobel, Rainer und Andreas Böttger (Hg.): *Wahre Geschichten? Zu Theorie und Praxis qualitativer Interviews*. Beiträge zum Workshop „Paraphrasieren, Kodieren, Interpretieren“. Baden-Baden, 49-75.
- ZAV (2007): Press Release 02/2007. <http://www.arbeitsagentur.de> [Zugriff 12/12/2007].
- Zimmermann, Klaus F. (Hg.) (2005): *European Migration: What Do We Know?* Oxford.

„Das schönste aller Bindewörter: Eidgenossen“

Die Vereidigung der Schweizer Soldaten im Herbst 1939 als Übergangsritual

Christof Dejung

Die Kriege des 20. Jahrhunderts waren gesellschaftliche Extremsituationen.¹ Nicht nur für die Zivilbevölkerung, die oftmals zu den Hauptleidtragenden der kriegerischen Auseinandersetzungen gehörte, sondern auch für die Soldaten. Diese mussten bereit sein, im Namen ihrer Nation auf Befehl zu töten oder in den Tod zu gehen. Doch diese Bereitschaft entstand nicht automatisch. Zwar gab es durchaus Soldaten, die sich enthusiastisch ins Schlachtgetümmel stürzten; nicht wenige Wehrmänner verweigerten jedoch im Ernstfall die Schussabgabe oder versuchten, sich den Kämpfen zu entziehen, einige gar durch Fahnenflucht (Bourke 1999; Kühne 1999). Die militärische Führung musste deshalb bestrebt sein, die einzelnen Soldaten vom Moment des Einrückens an eng ins militärische Kollektiv einzubinden. Erst wenn es gelang, aus den Wehrmännern eine homogene Einheit zu formen, welche den Imperativ des Sterbens und Tötens als selbst gewählte Handlungsmaxime verstand, konnte die militärische Gehorsamkeitsmaschinerie auch im Krieg funktionieren. Es war deshalb für die Institution Armee zentral, zu Beginn eines Konfliktes das Eintreten der Wehrmänner in die militärische Gemeinschaft in eine ritualisierte Form zu kleiden, um den Übergang zwischen ziviler Friedensgesellschaft und kriegsbereiter Armee klar zu markieren und die Verinnerlichung der militärischen Deutungsmuster durch die Soldaten zu befördern.

Wie dies vor sich ging, soll im Folgenden am Beispiel der Mobilmachung der Schweizer Armee im Herbst 1939 dargestellt werden. Es soll gezeigt werden, dass das Ritual des Fahneneides ein zentrales Instrument zur Schaffung eines geschlossenen soldatischen Kollektivs darstellte und als Übergangsritual im Sinne Arnold van Genneps verstanden werden kann. Während in kriegführenden Ländern das Ideal dieser im wahrsten Sinne des Wortes verschworenen Gemeinschaft durch die Brutalität des Krieges und das Grauen auf den Schlachtfeldern delegitimiert wurde, geschah gerade dies in der Schweiz nicht. Aufgrund der Verschonung des Landes wurden die Deutungsmuster, die während der Vereidigung aktualisiert worden waren, scheinbar bestätigt. Sie blieben so weit über den Krieg hinaus wirksam und wurden zu einem zentralen Aspekt der Biographie der ehemaligen Wehrmänner.

¹ Ich danke Jakob Tanner, Monika Dommann und Roman Rossfeld für ihre Kommentare zu einer früheren Version dieses Textes.

Rituale als Mittel zur gesellschaftlichen Stabilisierung

Eine ritualisierte Form der Vereidigung zu Beginn eines kriegerischen Konfliktes existiert in allen modernen Armeen und lässt sich gar bis in die Antike zurückverfolgen (Lange 2003).² In der schweizerischen Armee war und ist der Eid auf den militärischen Aktivdienst, also die militärische Dienstleistung, welche zur Behauptung der Unabhängigkeit der Schweiz nach außen oder zur Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern geleistet wird, beschränkt.³ Dies macht insofern Sinn, als es gerade dann notwendig ist, Ängste und Zweifel der Soldaten unter Kontrolle zu bringen, aus den Wehrmännern ein homogenes und gehorsames soldatisches Kollektiv zu formen und vor allem der Gefahr der Fahnenflucht vorzubeugen. Während des Zweiten Weltkrieges konnte dieses Vergehen gemäß den Kriegsartikeln der schweizerischen Armee mit dem Tod bestraft werden (Dienstreglement 1932, 28 f.). Doch offenbar genügte eine solche juristische Sanktionsandrohung nicht. Es brauchte darüber hinaus auch eine zeremonielle Form der Gemeinschaftsbildung. Als deshalb am 1. September 1939, wenige Stunden nachdem die deutsche Wehrmacht mit dem Überfall auf Polen begonnen hatte, in der Schweiz die allgemeine Kriegsmobilmachung erfolgte, war das Ablegen des Fahneneides eine der ersten Handlungen, welche die einrückenden Männer vollziehen mussten (Kurz 1985, 122ff.). Der Akt Vereidigung erscheint in praktisch jeder der Erinnerungsschriften, die nach Kriegsende in großer Zahl erschienen, und in den meisten Interviews mit Zeitzeugen. In diesen Erzählungen markiert der Fahneneid stets eine Demarkationslinie, an der die zivile Realität endete und an der den einrückenden Männern deutlich gemacht wurde, dass sie als Soldaten fortan bereit sein müssten, ihr Leben für die schweizerische Nation zu opfern.

Der hohe Stellenwert des Vereidigungsaktes im schweizerischen Kollektivgedächtnis weist darauf hin, dass der Fahneneid alles andere als eine reine Formsache war. Der Akt der Vereidigung wurde von der Armeeführung bewusst eingesetzt, um allfällige Ängste und Unsicherheiten der einrückenden Männer aufzufangen und um den Übergang von der Friedensgesellschaft in die kriegsbereite Armee zu kontrollieren. Die Vereidigung von 1939 soll deshalb in diesem Beitrag in ihrer Funktion als *rite de passage*, als Übergangsritual, analysiert werden. Das Konzept der Übergangsrituale wurde vom Ethnologen Arnold van Gennep ursprünglich für die Analyse traditionaler Gemeinschaften entwickelt (van Gennep 1999). Es hat sich jedoch als äußerst brauchbar erwiesen, um auch in modernen Gesellschaften Prozesse der Gruppenbildung und des Übertritts in neue soziale Positionen zu untersuchen, wie nicht zuletzt die kulturanthropologischen Arbeiten von Mary Douglas (1981) und Victor Turner (1989) gezeigt haben. Indem für einen Beitrag aus der neueren Geschichte das Konzept des Übergangsrituals ins Zentrum der Überlegungen gestellt wird, wird eine Forschungslücke geschlossen, die doch eher erstaunlich ist. Zwar gehört die Rede von Ritualen, die soziale Übergänge markieren, längst zu den Gemeinplätzen auch der historischen Literatur. Dennoch gibt es meines Wissens bisher keine einzige Studie aus dem Bereich der neuzeitlichen Geschichtswissenschaft, welche die gesellschaftli-

2 Eine vergleichende Darstellung dieses Rituals in den Armeen verschiedener Länder fehlt bisher jedoch.

3 Der Begriff Aktivdienst ist seit Ende des 19. Jahrhunderts gebräuchlich und wird unterschieden vom regulären Ausbildungsdienst, der im Rahmen der militärischen Schulen oder der jährlichen Wiederholungskurse geleistet wird (Historisches Lexikon der Schweiz, 2004, Eintrag „Aktivdienst“).

chen Auswirkungen eines solchen Rituals im Detail untersuchen und damit das analytische Potential des Ansatzes für die historische Forschung nutzbar machen würde.⁴

Rituale können mit Erika Fischer-Lichte (2003, 47) definiert werden als „eine bestimmte Gattung von Aufführungen, die der Selbstdarstellung und Selbstverständigung, Stiftung bzw. Bestätigung oder auch Transformation von Gemeinschaften dienen und unter Anwendung je spezifischer Inszenierungsstrategien und Regeln geschaffen werden“. Hiermit wird ein ganz spezifischer kulturwissenschaftlicher Zugang zur sozialen Realität angesprochen. Kultur ist gemäß einem solchen Verständnis weit mehr als eine Sammlung von Regeln und Deutungsmustern, die in der Form von schriftlich festgehaltenen Texten für eine bestimmte Gesellschaft sinnstiftend und handlungsleitend sind. Im Sinne eines *doing culture* ist entscheidend, dass solche Deutungsmuster immer auch in Praktiken und sozialen Inszenierungen umgesetzt und für die Mitglieder einer Gemeinschaft körperlich erfahrbar gemacht werden (Hörning/Reuter 2004). Rituale als gemeinsame Erlebnisse mit öffentlichem Charakter bieten somit Teilnehmenden wie Zusehenden eine Möglichkeit, sich vor Ort lebhaftig darüber zu versichern, dass bestimmte Deutungsmuster auch für die anderen Mitglieder der betreffenden sozialen Gruppe Gültigkeit besitzen. Sie stellen somit Inszenierungen dar, in denen sich eine Gemeinschaft darüber verständigt, was sie ist, respektive sein will (vgl. u.a. Kertzer 1988; Belliger/Krieger 1998; Köpping/Rao 2000; Caduff/Pfaff-Czernecka 1999; Martschukat/Patzold 2003a).

Wie Erwing Goffmann (1976, 19) festgestellt hat, sind solche öffentlichen Inszenierungen zentral für die Herstellung von gesellschaftlicher Ordnung: „Wenn der Einzelne eine Rolle spielt, fordert er damit seine Zuschauer auf, den Eindruck, den er bei ihnen hervorruft, ernst zu nehmen. Sie sind aufgerufen zu glauben, die Gestalt, die sie sehen, besitze wirklich die Eigenschaften, die sie zu besitzen scheint, [...] und es verhalte sich überhaupt alles so, wie es scheint.“ Doch nicht nur die Zuschauer können durch solche Inszenierungen von der Gültigkeit der dabei aktualisierten Deutungsmuster überzeugt werden, sondern auch die Darsteller selber. Laut Goffmann (1976, 76) kann es vorkommen, dass ein Darsteller derart von seinem eigenen Spiel gefangen genommen wird, dass er den von ihm hervorgerufenen Eindruck für die einzig gültige Realität hält: „In einem solchen Fall wird der Darsteller zu seinem eigenen Publikum [...]. Vermutlich hat er sich die Maßstäbe, die er vor anderen aufrechterhalten will, so zu eigen gemacht, dass er ihnen gemäß auch ohne fremde Beobachter zu handeln sucht.“

Übergangsrituale sind eine besondere Form von solchen Aufführungen. Sie gelten in den Worten van Genneps (1999, 15) als Handlungen, die das Ziel haben, das „Individuum aus einer genau definierten Situation in eine andere, ebenso genau definierte hinüberzuführen“. Solche Übertritte von einer Altersstufe oder einer sozialen Daseinsform zur nächsten sind stets potentiell konfliktrichtig. Sie werden deshalb laut van Gennep „in Zeremonien eingebettet“, die genau „reglementiert und überwacht werden müssen, damit die Gesellschaft als ganzes weder in Konflikt gerät, noch Schaden nimmt“. Wie in diesem Beitrag dargelegt werden soll, können Übergangsri-

4 Jürgen Martschukat und Steffen Patzold weisen denn auch darauf hin, dass die neuzeitliche Geschichtswissenschaft der gesellschaftlichen Funktion von performativen Akten erst seit kurzem eine intensivere Aufmerksamkeit erteilt. Die Mittelalterforschung habe sich dagegen schon seit geraumer Zeit mit der gemeinschaftsbildenden Wirkung von Ritualen und öffentlichen Inszenierungen beschäftigt (Martschukat/Patzold 2003b, 18).

tuale insbesondere in Krisenzeiten wie zu Beginn eines Krieges bedeutsam für die gesellschaftliche Sinnstiftung sein. Der Ausbruch eines bewaffneten Konfliktes führt bei vielen Menschen zu einer existentiellen Verunsicherung und erzwingt bei allen Beteiligten eine mentale Neuorientierung. Zudem müssen die wehrpflichtigen Männer innerhalb weniger Stunden aus dem Zivilleben gerissen und in kampfbereite Soldaten verwandelt werden. Übergangsrituale bieten in diesem Moment aufgrund ihres sakralen Charakters und aufgrund der Tatsache, dass sie stets nach genau vorgeschriebenen Mustern verlaufen, eine Möglichkeit zur gesellschaftlichen Stabilisierung.⁵

Im Folgenden soll nun gezeigt werden, wie im Ritual des Fahneneides die militärischen und patriotischen Deutungsmuster aktualisiert wurden, die in der Schweiz der späten 1930er Jahre vorherrschend waren, und wie die physische Teilhabe am Vereidigungsakt die Identifikation der Wehrmänner mit der schweizerischen Nation und der Armee verstärkte. Gerade das Beispiel der Schweiz erlaubt in einzigartiger Weise, die Kontinuität von militärischen Deutungsmustern zu untersuchen, die im Fahneneid von 1939 ihre symbolische Verdichtung fanden, da die Schweiz als eines der wenigen Länder Europas von den Verheerungen des Zweiten Weltkrieges verschont blieb.⁶ Die Verschonung der Schweiz wurde in der Nachkriegszeit weitgehend auf die Abschreckungswirkung der Armee zurückgeführt, wodurch diese ein vorher wie nachher nie mehr gekanntes gesellschaftliches Ansehen genießen konnte. Dies unterscheidet die Schweiz grundlegend von anderen europäischen Staaten, in denen die militärischen Diskurse nach 1945 aufgrund der kriegsbedingten Verwüstungen stark an Überzeugungskraft eingebüßt hatten. Der hohe Stellenwert der Armee in der schweizerischen Gesellschaft beeinflusste unter anderem die Geschlechterordnung und dürfte einer der Gründe dafür sein, dass den Schweizer Frauen erst 1971 als letzte in Europa die politischen Rechte auf nationaler Ebene zugestanden erhielten (Voegeli 1997; Frei Berthoud 1998).

Zwei Klarstellungen sind jedoch notwendig: Erstens soll der Fahneneid im Folgenden nicht in Form einer „dichten Beschreibung“ im Sinne von Clifford Geertz (1987) untersucht werden. Es soll also weniger darum gehen, die Bedeutung dieses Rituals durch eine genaue Analyse seiner einzelnen Elemente zu verstehen. Viel mehr sollen zeitgenössische Propagandaquellen und Selbstzeugnisse auf ihren symbolischen Gehalt hin untersucht werden, auf Redewendungen und diskursive Spuren, die zeigen, was der Fahneneid für die Beteiligten über das Offensichtliche hinaus – den Beginn des militärischen Aktivdienstes – bedeutete. Insbesondere die Tatsache, dass die Vereidigung im Herbst 1939 mit dem sagenhaften Rütlichschwur der alten Eidgenossen in Bezug gesetzt wurde, machte den Fahneneid anschlussfähig an die traditionelle Vorstellung, wonach die bündische Vereinigung wehrhafter Männer eine Grundlage der politischen Kultur der Schweiz darstellte. Zweitens dürfen die Selbstzeugnis-

5 Die Einheit der schweizerischen Nation wurde zwischen 1939 und 1945 immer wieder in Form von öffentlichen Inszenierungen dargestellt, so z.B. durch die Feierlichkeiten an der Landesausstellung 1939 in Zürich, bei den zahlreichen Truppenparaden, an der 650-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft 1941 oder durch die Fahnenehrung auf dem Berner Bundesplatz im August 1945. Der Fahneneid von 1939 zeichnet sich gegenüber den übrigen rituellen Handlungen dieser Zeit dadurch aus, dass die Teilnehmenden sich nur bei diesem Ritual verpflichten mussten, im Ernstfall für die Nation in den Tod zu gehen. Der Fahneneid hatte also als einziges der aufgezählten nationalen Inszenierungen einen eigentlichen Prüfungscharakter.

6 Die anderen nicht in den Krieg involvierten europäischen Nationen waren Schweden, Irland, Portugal, Türkei und Spanien (Hobsbawm 2003, 40).

se der beteiligten Akteure selbstverständlich nicht mit der historischen Realität verwechselt werden. Dies gilt nicht nur für die schriftlichen Quellen, sondern auch für die Oral-History-Interviews, die mehr als sechzig Jahre nach der Mobilmachung geführt wurden.⁷ Die Alltagsrealität der Wehrmänner war oft viel widersprüchlicher, als es die meist sehr harmonisierenden Schilderungen des Fahneneides vermuten ließen. Gerade aber weil diese Widersprüche – die ansonsten in der Beschreibung des militärischen Alltags insbesondere in den Interviews eklatant hervortreten – bei der Beschreibung des Fahneneides weitgehend fehlen, kann die Art und Weise, wie die Vereidigung tradiert wurde, als Versuch der Wehrmänner verstanden werden, sich in eine diskursive Ordnung einzuschreiben, die bis in die jüngste Gegenwart hinein bedeutsam war.

Der Schmelztiegel der Nation

Der Ablauf des Fahneneides im Herbst 1939 wurde vom Dienstreglement (1932, 30 f.) der schweizerischen Armee bis ins Detail vorgeschrieben. Die Truppe hatte gegenüber einem Vertreter der Landesregierung Aufstellung zu nehmen. Die Landesfahne musste vor der Front der Wehrmänner stehen. Nach einer kurzen Ansprache des Regierungsvertreters hatte ein Offizier mit lauter Stimme die Kriegsartikel zu verlesen. Dann ertönte das Kommando: „Waffe und Helm in die linke Hand“, und es wurde die Eidesformel verlesen:

Es schwören oder geloben die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten: Der Eidgenossenschaft Treue zu halten; für die Verteidigung des Vaterlandes und seiner Verfassung Leib und Leben aufzuopfern; die Fahne niemals zu verlassen; die Militärgesetze treulich zu befolgen; den Befehlen der Oberen genauen und pünktlichen Gehorsam zu leisten; strenge Manneszucht zu beobachten und alles zu tun, was die Ehre und Freiheit des Vaterlandes erfordert.

Anschließend forderte der Vertreter der Landesregierung die Truppe auf, die drei Schwurfinger zu erheben, welche die Heilige Dreifaltigkeit symbolisieren sollten, und im Kollektiv zu sagen: „Ich schwöre es“. Wehrmänner, die aus religiösen Gründen keinen Eid leisten wollten, mussten die offene rechte Hand emporheben und die Worte „Ich gelobe es“ sprechen.

Das Ablegen dieses Eides war eng verbunden mit der persönlichen Ehre und bezog sich darüber hinaus auf eine sakrale Sphäre (Holenstein 1993). Während durch den Schwur, zumindest implizit, Gott als Zeuge des abgelegten Versprechens angerufen wurde, verwies das Gelöbnis ebenfalls auf eine überindividuelle und gerade während Kriegszeiten mit religiösen Attributen versehene Instanz: die Nation.⁸ Der Eidbruch wurde damit gleich mehrfach geächtet: als Verstoß gegen die Militärvorschrif-

7 Die in diesem Beitrag angeführten Interviews stammen aus dem Oral-History-Projekt Archimob, in dessen Rahmen über 500 Schweizer Zeitzeuginnen und Zeitzeugen des Zweiten Weltkrieges zu ihren Erinnerungen befragt wurden und an dem der Autor dieses Beitrages maßgeblich mitgearbeitet hat (<http://www.archimob.ch>). Die Interviews wurden dem Historischen Museum der Stadt Bern übergeben und sollen so bald als möglich öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein Teil der Interviews wurde in redigierter Form veröffentlicht in Dejung/Gull/Wirz 2002.

8 Vgl. zur Unterscheidung von Schwur und Gelöbnis Hodel 1993, 102-117. Zur Bedeutung der Religion für den Nationalismus vgl. Graf 2000; Dejung 2005a.

ten, als Ehrverlust, als Verrat an der sakral überhöhten Nation und als Verrat an der Schwurgemeinschaft (Lange 2003, 375). Durch den Fahneneid bekräftigten die Soldaten öffentlich die Bereitschaft, nötigenfalls das eigene Leben für die Verteidigung des Vaterlandes und seiner Bewohnerinnen und Bewohner zu opfern. Die Bedeutung dieses Versprechens wurde noch dadurch gesteigert, dass in verschiedenen Fällen Zivilpersonen der Vereidigung beiwohnen durften (Herzig 1959, 9).

Einen Eindruck davon, wie ernst dieser Eid im Herbst 1939 von den Beteiligten genommen wurde, gibt ein Ausschnitt aus einem Interview mit einem damals 19-jährigen Veteranen:

Dann ist man vereidigt worden, hat den Fahneneid geleistet. Und dann, als das Prozedere vorbei war [...] sagt so ein älterer [Kamerad] zu mir: ‚Bist du dir bewusst, was wir geschworen haben?‘ – ‚Ja, den Fahneneid!‘ – ‚Du musst dein Leben opfern, wenn es hart wird. Du musst dir bewusst sein, dass du erschossen wirst. Du musst dir bewusst sein, dass du dem Eid nicht entrinnen darfst und dich nicht absetzen darfst, sonst bist du fahnenflüchtig. Bist du dir bewusst, dass du jetzt geschworen hast, du würdest das Land mit deinem Leben verteidigen? Was meinst du?‘ – ‚Das will ich, [betont] das will ich!‘ – ‚Ja, dann hast du die richtige Einstellung.‘ (Interview mit Max W.)

Es ist heute natürlich nicht mehr möglich zu entscheiden, ob es sich bei dieser Schilderung allenfalls um eine nachträgliche Verklärung des Vereidigungsaktes handelt. Doch zeigt der Interviewausschnitt eindrücklich die Bedeutung, die dem Fahneneid in der soldatischen Erinnerungskultur zugeschrieben wird.

Ein Spezifikum der Schweizer Milizarmee war während Jahrzehnten die Figur des Bürger-Soldaten. Erst durch Absolvieren der Rekrutenschule konnten Jünglinge wahre Männlichkeit für sich in Anspruch nehmen und erst nun galten sie als vollwertige Staatsbürger (Jaun 1997). Diese Attribute mussten sie jedoch bis ins hohe Alter durch den regelmäßigen Besuch von militärischen Wiederholungskursen bestätigen. Das ständige Oszillieren zwischen militärischer und ziviler Rolle war ein besonderes Merkmal der Art und Weise, wie die militärische Institution in der Schweiz organisiert wurde.⁹ Gerade deshalb konnte auch für die Sinnstiftung der Mobilmachung von 1939 an das Motiv des Rollenwechsels angeschlossen werden. Durch das Einrücken bestätigte der Bürger-Soldat seine Bereitschaft zur Verteidigung der Nation. Da diesmal mit dem Anziehen der Uniform die potentielle Gefahr des Todes auf dem Schlachtfeld verbunden war, wurde das Hinüberwechseln in die militärische Sphäre als markantere Veränderung der persönlichen Identität verstanden, als dies beim Absolvieren der regulären militärischen Dienstpflicht in Friedenszeiten der Fall war. „Was viel und oft ein leeres Wort war, ein bloßes Gerede vom Vaterland, da nun beginnt es sich mit Herzblut zu füllen“, hieß es im Aufsatz „Fahneneid und Landesverrat“ von Oberst im Generalstab Gottlieb Trachsel (1944, 123), der in einer Festschrift für General Henri Guisan, den Oberbefehlshaber der Schweizer Armee während des Zweiten Weltkrieges, abgedruckt wurde.

Interessanterweise folgt Trachsels Text genau der Struktur, die kennzeichnend ist für Übergangsrituale. Van Gennep unterschied drei Phasen, die für diese Rituale ty-

9 Vgl. zum schweizerischen Milizsystem Tanner 1997, 323 f.; Kurz 1985, 15-21 und 105.

pisch sind. Die erste Phase bezeichnete er als Trennungsphase, die zweite als Übergangs- oder Schwellenphase und die dritte als Angliederungsphase. Ein wesentliches Merkmal von Übergangsritualen besteht laut van Gennep (1999, 184) „in der Gleichsetzung des Übergangs von einer sozialen Position zur anderen mit einem räumlichen Übergang“. In der Trennungsphase lösen sich die Initianden von der normalen Gesellschaft ab. Oft werden äußerlich sichtbare Veränderungen vorgenommen, um die Teilnehmer von ihrer bisher vertrauten Welt zu lösen. In der zweiten Phase, der Schwellenphase, werden die Initianden räumlich von der übrigen Gesellschaft getrennt. Sie durchlaufen eine Art soziales Zwischenstadium, in der ihre bisherige Persönlichkeit vorübergehend ausgelöscht wird und in der sie mit Geistern oder Ahnen gleichgesetzt werden. Die dritte Phase, die Angliederungsphase, umfasst symbolische Handlungen, welche die Rückkehr der rituellen Subjekte in die Gesellschaft und in eine neue, stabile Position kennzeichnen. Übergangsriten haben in der Regel den Charakter einer zeremoniell inszenierten sozialen Prüfung. Wenn die Initianden diese Prüfung bestehen, erhalten sie als Belohnung für die Mühen, die ein wesentliches Merkmal von Übergangsriten darstellen, einen höheren sozialen Status zugesprochen (van Gennep 1999, 21 und 78-86).

In der Schrift von Gottlieb Trachsel wird minutiös geschildert, wie sich gemäß der damals vorherrschenden Ideologie die Männer durch die Vereidigung verwandelten und wie durch dieses Ritual eine Ablösung von der zivilen Gesellschaft und eine Verschmelzung mit den Kameraden und der Nation erfolgen sollte. Laut Trachsel (1944, 118 f.) begann die Verwandlung vom Zivilisten in den Soldaten in dem Moment, in dem der Wehrmann das Aufgebot für den Aktivdienst erhielt. Der Wehrmann sei über dieses Aufgebot, welches gleichbedeutend sei mit dem „Herausschälen aus dem „Ich-Kreis““ und dem „Hineinfinden in eine höhere Bindung“, anfänglich alles andere als entzückt gewesen: „Was will diese Aufgebots-Karte, dieses Telegamm, dieses Plakat von mir; was schreckt es mich aus meiner Tagespflicht, aus meiner Zielstrebigkeit, meiner Bequemlichkeit heraus, bringt mich ab von Plan, Ziel und Erfolg?““ Doch schließlich habe er sich ins Unvermeidliche geschickt und seine Pflicht akzeptiert: „Zu Befehl!““

Dieses innere Ringen wurde von Trachsel (1944, 119) als „Kampf zwischen Meisterlosigkeit und Manneszucht“ charakterisiert. Der Entscheid einzurücken, war damit auch ein Entscheid zur Männlichkeit. Der Wehrmann „hat ausgeschieden und losgelöst, was abtrennbar und entbehrlich ist“. Dazu gehörte unter anderem die zivile Kleidung, die „bisher den Sondermenschen zeichnete“. Das Wegnehmen der gewohnten Kleidung und die Verwandlung der Initianden in ein uniformes Kollektiv ist ein typisches Merkmal von Schwellenphasen. Die zivile Kleidung wurde bei der Mobilmachung eingetauscht gegen Uniform und militärische Ausrüstung, die zum Symbol der Männlichkeit wurden: „Waffenrock und Helm, Waffe und Gurt sind Manneszier“. Durch die Bereitschaft, sich für die Nation zu opfern, erfolgte „eine präghafte Verurkundung zwischen Bürger und Staat“. Erst in diesem Moment, dem Einrücken bei Kriegsbeginn, zeigte sich der innere Zusammenhang von Wehrpflicht und politischen Rechten in seinem vollen Ausmaße: „In diesem seelischen Aufruhr wird der Bürger zum Soldaten, da zahlt er seinen Preis für das Land, dem er von nun an um so verbundener sein wird, je mehr er ihm von seiner Persönlichkeit preisgegeben und sich in freiem Entscheiden dem Gesamtwillen eingefügt hat. So erobert sich der Eidgenosse sein Kreuz und seine Krone“ (Trachsel 1944, 120 f.) Die Mobilmachung akzentuierte

damit die Verbindung der Männer mit dem Staat – eine Verbindung, von der die Frauen ausgeschlossen waren, da die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts virulente Forderung nach der politischen Gleichberechtigung der Frauen von den männlichen Stimmbürgern stets abgelehnt worden war (Hardmeier 1997) – und er verstärkte die Vorstellung eines inneren Zusammenhanges von Wehrpflicht und Stimm- und Wahlrecht (vgl. hierzu Stämpfli 2002). Wie in anderen modernen Staaten führte der drohende Krieg auch in der Schweiz zu einer Polarisierung der Geschlechtscharaktere (Thébaud 1995, 52).

Die endgültige Vereinigung mit der militärischen Institution erfolgte aber erst durch den Akt der Vereidigung. Dieser wurde von Trachsel (1944, 122) bezeichnet als „Schmelztiegel, in dem der Bürger umgegossen wird zum Soldaten“. Obwohl die Wehrmänner durch den Entscheid, die Familie zu verlassen und dem Ruf des Vaterlandes Folge zu leisten, bereits eine tiefgreifende innere Umwälzung erfahren hatten, haftete ihnen immer noch ein Rest ihrer zivilen Persönlichkeit an. Die einzelnen Wehrmänner wurden zwar „erfasst durch das Band der Uniform“, sie waren aber immer noch Individuen, die sich durch ihre zivile Herkunft unterschieden: „Da und dort noch schimmert durch Miene und Gebärde ein letztes Endchen Zivil, etwas von Rang und Stellung, von Geld und Geist aus den verlassenen Bereichen, das auf dem Weg zum Hauptplatz noch nicht erlöschen konnte.“ Dieser letzte Rest von Zivil war jedoch weg nach dem „ersten klaren Aufruf des Hauptmannes an die Kompanie, dem bindenden und befreienden Kommandowort“, er wurde „ausgeblasen vom herbstfrischen Windstoss des Soldatentums“. Erst in dem Moment, in dem sie sich zum Fahneneid aufstellen, wurden die Soldaten gemäß der Schilderung Trachsels (1944, 123) wirklich vereinigt durch das „schönste aller Bindewörter: Eidgenossen“.

Reise ins Reich der Ahnen

Nicht nur in Propagandaquellen, auch in den Selbstzeugnissen von Soldaten finden sich die Elemente wieder, die van Gennep als typisch für Übergangsrituale beschrieben hat. Dies kann als Hinweis auf das sinnstiftende Potential von Übergangsriten dienen, und es zeigt, wie erfolgreich die Strategie der Armeeführung war, das Einrücken zu Kriegsbeginn in einen rituellen Rahmen einzubetten und so eine Identifizierung der Wehrmänner mit der kriegsbereiten Armee zu befördern. Wie der Übergang vom zivilen Alltag in den Aktivdienst geschildert wurde, lässt sich etwa anhand einer soldatischen Erinnerungsschrift von 1964 aufzeigen (Schumacher 1964, 9-12). Das Motiv der Reise und des Ankommens im Bund der Kameraden ist hier äußerst präsent. Das Einrücken zu Kriegsbeginn wird beschrieben als Strom von Wehrmännern, die „sich auf Pfaden, Wegen, Gassen, Strassen [trafen] und in immer dichteren Scharen auf Ziele zu[schritten], zu denen andere Scharen unterwegs waren“. Als die einrückenden Soldaten den Zug bestiegen, der sie zum Mobilmachungsort bringt, „waren sie alle schon da oder kamen eben an: die alten Kameraden [...], die feldgrauen Freunde“. Das Zuhause, von dem sie Abschied nehmen mussten, lag schon „unglaublich weit zurück mit den Abschieden aus warmen Armen, von feuchten Wangen weg und mit dem plötzlich abreißenden Kontakt vertrauter Hände“, und was auf sie zukam „war das Unvertraute, kaum recht Vorstellbare“. Die Umwelt war durch die Mobilmachung eine andere geworden: „Bekannte Stationen kamen. Aber sie hatten sich für uns bis zur Unkenntlichkeit verwandelt. Überall wogten Soldatenmassen.“ Zusammen

mit der Umwelt hatten sich auch die Wehrmänner verändert. Durch die Mobilmachung war neben jeden Soldaten „ein geisterhaftes Etwas getreten, kühl, wie wenn man Waffen berührt: der Staat, das Staatshafte“. Indem der Staat assoziativ mit Waffen verknüpft wird, wird er symbolisch in die Nähe der Armee gerückt. Diese Identität von Armee und Staat sollte „sich dann beim Fahneneid zu letztem steigern“: „Es war da, saß auf dem Gewehr, klebte am Tuch, lag über dem Land, schien durch das vernebelte Blau des Frühherbsttages, als wir auf der befohlenen kleinen Station ausstiegen, um so rasch wie möglich den Sammelplatz zu erreichen.“

Die Mobilmachung brachte für die Soldaten also zuerst einen Abschied von Zuhause. Die Ablösungsphase ist in dieser Quelle wie auch in anderen Selbstzeugnissen von Tränen und Umarmungen begleitet. Die Zivilgesellschaft, die zurückgelassen werden musste, wurde also mit Gefühlen assoziiert und war damit auf der symbolischen Ebene weiblich konnotiert (vgl. Hausen 1976). Die Reise selbst kann als Schwellenphase interpretiert werden, in der die Initianden räumlich von der übrigen Gesellschaft getrennt wurden und bei der die Freude über das Wiedersehen mit den Kameraden alle privaten Sorgen vergessen machte. Durch die Vereidigung wurde die definitive Angliederung der einzelnen Wehrmänner ans soldatische Kollektiv und damit an die männlich konnotierte Institution der Armee erreicht.

Noch ein weiteres Element, das van Gennep als typisch für Übergangsriten beschrieben hat, taucht in den Quellen immer wieder auf: der Kontakt, den die Prüflinge während der Schwellenphase zu Geistern oder Ahnen aufnehmen, beziehungsweise die Tatsache, dass sie während dieser Phase den Geistern und Ahnen ähnlich werden. So wird der Staat in der oben zitierten Erinnerungsschrift nicht einfach als formale Organisation geschildert, sondern als „geisterhaftes Etwas“. In anderen Quellen wiederum werden die einrückenden Soldaten in eine direkte Verbindung mit den glorreichen Ahnen gebracht. Die patriotischen Gefühle, die mit der Vereidigung geweckt oder zumindest verstärkt wurden, bezogen ihre Kraft nicht nur aus der Gegenwart, sondern auch aus der sagenhaften Vergangenheit der Eidgenossenschaft. So heißt es etwa in einer Propagandabroschüre aus dem Jahre 1943 (Sektion Heer und Haus 1943, 31), die Soldaten, die im Herbst 1939 von den Sturmglocken zu ihren Sammelplätzen gerufen worden seien, habe „[e]ine packende Einmütigkeit beseelt [...], ein Wille, wie er die Altvorderen am Morgarten durchglüht haben mag“ – jener Schlacht von 1315 also, bei der eidgenössische Truppen ein kräftemäßig weit überlegenes österreichisches Ritterheer besiegt hatten, indem sie von einem Berghang Steine und Baumstämme auf die Angreifer herabrollen ließen. Diese vaterländische Botschaft fiel insbesondere bei der damaligen Jugend auf fruchtbaren Boden. Bereits im Sommer 1940 hatte die Jugendzeitschrift „Globi“ einen Aufsatzwettbewerb veranstaltet, bei dem die jungen Leserinnen und Leser den Kriegsausbruch und die Mobilisation schildern sollten. Die 15-jährige Dora Hintermann aus Zürich schrieb daraufhin: „Die Vereidigung machte einen gewaltigen Eindruck auf mich. Alle diese Männer hatten Heim und Familie verlassen, um dem Ruf des Vaterlandes zu folgen.“ Den Fahneneid brachte sie in einen direkten Zusammenhang mit dem Rütli Schwur von 1291: „Wir sind freie Schweizer und wollen es bleiben. [...] Mit großer Dankbarkeit gedenken wir unserer Väter, die uns vor bald 650 Jahren die Freiheit schenkten. Sie waren es, die um 2 Uhr nachts auf dem Rütli einen unvergesslichen Schwur ablegten“ (Der Globi 1940, 106).

Bereits 1937 hatte der katholisch-konservative Bundesrat Philipp Etter in seiner programmatischen Rede zur „Geistigen Landesverteidigung“ die Ansicht vertreten, die Überzeugung, eine „bündische Gemeinschaft, eine sakrale Gemeinschaft, eine Eid-Genossenschaft“ zu sein, sei das bedeutendste Merkmal des schweizerischen Selbstverständnisses (Etter 1937, 8). Die männerbündische Vergemeinschaftung wehrhafter Männern wurde damit als eigentliche Basis der schweizerischen Nation angesehen. Der Aktivdienst erschien als weitere Bewährungsprobe im jahrhundertelangen Kampf der Eidgenossen um Freiheit und Unabhängigkeit. Durch ein solches Bild der Vergangenheit wurde aber die Geschichte der Schweiz als bloße Abfolge von Kriegen verstanden und somit zur reinen Männersache erklärt.¹⁰

Der Staat der Männer

Indem viele Veteranen die Mobilmachung ähnlich schilderten, wie sie in der militärischen Propaganda dargestellt wurde, nämlich als Prüfung ihres Wehrwillens und damit ihrer Männlichkeit, konnten sie sich auch in den vorherrschenden patriotischen Diskurs der Kriegszeit einschreiben. Widersprüche und Zweifel hatten in dieser Erzählung keinen Platz. Dies ist insofern bemerkenswert, als es keineswegs so ist, dass sich die Interviews mit ehemaligen Soldaten generell durch eine Verklärung der Kriegszeit auszeichnen. Im Gegenteil äußern sich die Veteranen bei der Schilderung des damaligen militärischen Alltags zum Teil sehr kritisch zur Institution Armee. Da wird über den rüden Ton der Vorgesetzten und den andauernden Drill geklagt, oder es wird der Verdacht laut, nicht wenige Offiziere hätten heimlich oder ganz offen mit dem Faschismus und dem Nationalsozialismus sympathisiert.¹¹ Bei der Beschreibung des Fahneneides fehlen solche kritischen Anmerkungen weitgehend, obwohl auch die Vereidigung für viele Soldaten einiges widersprüchlicher gewesen sein dürfte, als es die relativ stereotype Schilderung dieses Ereignisses in vielen Erinnerungsschriften und Interviews vermuten ließe. Hans G. etwa erzählt, dass seine Einheit an jenem Tag zwei Stunden lang mit Vollpackung zum Mobilmachungsplatz marschieren und dort weitere zwei Stunden in der brütenden Hitze ausharren musste, bis sie endlich den Fahneneid ablegen konnte. Während des Wartens mussten die Soldaten die ganze Zeit ihren Tornister auf dem Rücken tragen. Da dieser sehr schwer war, drückte er die Soldaten, und diese hätten bald einmal zu fluchen begonnen. Hans G. wirft den Offizieren bis heute vor, „dass keinem in den Sinn kam, die Tornister ablegen zu lassen [...]. Das war eklig!“ Der kantonale Militärdirektor, im Zivilleben ein reicher Viehhändler und im Militär ein hoher Offizier, habe der Vereidigung hoch zu Ross beige-wohnt. G. meint sarkastisch: „Der saß auf einem dicken Gaul. Dem tat der Rücken natürlich nicht weh!“ (Interview mit Hans G.) Ähnliche Erfahrungen dürften viele Veteranen gemacht haben, doch diese widersprüchlichen Erlebnisse wurden zugunsten einer kohärenten Erzählung aus dem öffentlichen Erinnerungsdiskurs verdrängt. Das Ausblenden solch widersprüchlicher Erfahrungen aus den meisten Schilderungen der Mobilmachung kann als Versuch der Wehrmänner verstanden werden, wenigstens

¹⁰ Auf dem Wandbild der Landesausstellung von 1939 wurde die Schweizer Geschichte bezeichnenderweise als rückwärts ablaufende Folge von Schlachten dargestellt, beginnend mit einer Gruppe Soldaten aus den 1930er Jahren und endend mit den Abbildungen von Tell und vom Rütlichschwur. Frauen spielen auf diesem Wandbild keine Rolle (Blattmann 1998, 24).

¹¹ Vgl. hierzu ausführlich Dejung 2006.

diesen Moment, der für nicht wenige mit Verunsicherung und Angst verbunden gewesen sein dürfte, als sinnhaft darzustellen. Indem sie ihre Erzählungen an der Struktur orientierten, die durch das Ritual der Vereidigung vorgegeben war – Abschied von zu Hause, Reise ins Ungewisse, Angliederung ans militärische Kollektiv –, übernahmen sie auch die Motive der militärischen Propaganda und stabilisierten damit die soziale Ordnung, insbesondere die Geschlechterordnung, der Schweiz im Krieg.

Durch die symbolische Gleichsetzung der schwörenden Soldaten von 1939 mit den alten „Eidgenossen“ war der Fahneid ein Ritual, das den Soldaten die Teilhabe an einer spezifisch männlichen Tradition gewährte. Nicht zufällig taucht denn auch die Figur des Vaters in vielen Schilderungen der Mobilmachung auf. Der ehemalige Aktivdienstsoldat Karl F. erzählt etwa, wie er 1939 als 21-jähriger in Andelfingen, nur wenige Kilometer von der deutschen Grenze entfernt, vereidigt wurde

Und dann kam der Aufruf ‚Kompanie daher! Aufstellen in der Front‘ – also in Zweierreihe – ‚wir schreiten jetzt zum Fahneid!‘ Und, ich muss sagen, ich hatte dort Schiss, regelrecht Angst. Ich musste das erste Mal offiziell schwören. Ich musste schwören, mich einzusetzen, mit meinem ganzen Leben, mit allem zusammen, was ich habe und bin, eigentlich, Abschied nehmen, das kam mir so in den Sinn. Und dann dachte ich: Kann ich das überhaupt? Jetzt kannst du dich noch drücken. Aber wenn du geschworen hast, kannst du das nicht mehr. [Pause] Und als es dann hieß: ‚Erhebet die Hand!‘ und der Eid vorgesprochen wurde, da habe ich, wie jeder andere auch, meinen Eid geleistet. Aber mit einer gewissen Angst, und mit einer gewissen Feigheit, auch. Ich dachte mir: Wenn es so weit kommen würde, kannst du ja immer noch davonrennen, nicht wahr? Dann sagte ich: Was bist du eigentlich? Und dann kam mir etwas in den Sinn, was mir der Vater gesagt hatte: ‚Du bist ein Schweizer!‘ Und von diesem Moment an, wusste ich, wo ich hingehöre. Das war eigentlich der Anfang des Krieges. (Interview mit Karl F.)

Die Figur des Vaters gab dem Sohn also während der Vereidigung moralischen Halt und half ihm, seine Angst zu überwinden. Der Kriegsbeginn markierte für den Sohn eine neue Lebensphase, in der er in die Fußstapfen des Vaters trat und so seinen Platz in der schweizerischen Gemeinschaft fand.

Das Einrücken in den aktiven Dienst, in den Quellen als Überwinden von Angst und ziviler Bequemlichkeit geschildert, hatte also einen eigentlichen Prüfungscharakter. Nachdem die Männer diese Prüfung bestanden hatten, wurden sie durch das Ritual des Fahneides in den Kreis ihrer Kameraden aufgenommen und – ganz im Sinne van Genneps – für diesen Beweis ihres Wehrwillens belohnt. Die Kriegsmobilmachung führte im zeitgenössischen Diskurs zu einer Aufwertung des Soldatischen und damit der wehrpflichtigen Männer. Die Arbeit der Frauen, die eine wesentliche Voraussetzung für das Weiterfunktionieren der schweizerischen Gesellschaft darstellte, wurde dagegen kaum zur Kenntnis genommen (Frei Berthoud 1998). Männlichkeit – und nicht etwa Weiblichkeit – wurde zur Chiffre, die das Überleben des Landes gewährleisten sollte. So hieß es etwa in einer militärischen Propagandaschrift aus den Kriegsjahren (Léderrey 1941, 26): „Die modernen Kampfmittel terrorisieren Volk und Heer. Nur ein geeintes, mannhaftes Volk kann sich dagegen halten.“ Schon vor dem Krieg hatte Bundesrat Etter (1937, 9) die Meinung geäußert, ein Verzicht auf die

bewaffnete Landesverteidigung sei gleichbedeutend mit einer „Bereitschaft zur Entmannung unseres Volkes, und Entmannung heißt Verzicht auf Fortleben, Verzicht auf Zukunft.“

Mit der Mobilmachung verstärkte sich die Vorstellung, der schweizerische Staat sei in erster Linie eine männliche Angelegenheit. So findet sich in einer Propagandaschrift von 1943 die Ansicht, mit der Mobilmachung sei die „Umwandlung des Schweizervolkes in ein Volk in Waffen“ erfolgt (Sektion Heer und Haus 1943, 32). Das Schweizervolk wurde somit auf der symbolischen Ebene mit den dienstpflichtigen Männern identifiziert. Dienstuntaugliche Männer und Frauen gehörten gemäß diesem Verständnis nicht – oder nur am Rande – zum nationalen Kollektiv.

Diese Rhetorik beeinflusste die Geschlechterordnung und spielte insbesondere eine Rolle bei der Diskussion, ob den Frauen die politischen Rechte gewährt werden sollten. Bereits während des Krieges wurde die Ansicht geäußert, dass in erster Linie die wehrpflichtigen Männer das Recht hätten, die Zukunft der Nation mitzugestalten. In einer militärischen Propagandaschrift von 1942 hieß es, vor allem der soldatische Mensch sei „befugt und berufen, diese seine Zeit mitzuformen und mit ihrer Entwicklung weiterzumarschieren in eine neue Epoche, deren neue Gesetze und Lebensrechte er vorbereitet“. Dies gelte nicht nur für einen Soldaten, der tatsächlich auf dem Schlachtfeld gekämpft hat, sondern auch für den Wehrmann, den, wie der Schweizer Soldat, „eine gnädige Fügung vor dem blutigen Kampfe bewahrt“ hatte. Denn auch ein Soldat, der nicht gezwungen war zu kämpfen, „trägt die Kräfte des Streiters in sich, die er einsetzt, in jedem Falle und auch auf den Gebieten einer unkriegerischen Lebensumwandlung; er sichert sich so an erster Stelle das Mitspracherecht und die entschiedene Geltung für die Zukunft“ (Heer 1942, 18 f.)

Rituale als Fixpunkte im kollektiven Gedächtnis

Als der Krieg in Europa im Frühsommer 1945 zu Ende ging, wurde in der Schweiz vor allem gedankt – in wechselnder Reihenfolge, aber stets in der gleichen Besetzung: Gott, dem Bundesrat und vor allem dem General und seinen Soldaten. „Dank gehört unserer Armee“, erfuhren etwa die Basler Handelsschüler, „die, so winzig sie sich auch ausnahm im Kreis von Mammutheeren, mit grimmiger Entschlossenheit hinter den Stacheldrähten lag und [...] ganze Berge aushöhlte, an denen der fremde Hochmut zerschellen sollte. Und der ‚böse Nachbar‘ hat den frevelhaften Griff nach unserem Frieden nicht gewagt, weil alle auf ihrem Platz standen, auch dein Vater“ (zit. nach König 1995, 13). Auch General Guisan kehrte in seinem Tagesbefehl vom 8. Mai 1945 die Rolle der Armee hervor (Tagesbefehl 1945): „Unsere Armee war und ist unser Schutz und Schirm. Sie hat uns vor Elend und Leid bewahrt, vor Krieg, Besetzung, Zerstörung, Gefangenschaft und Deportation.“ Die Soldaten ließ er mit einem Hinweis auf den im Herbst 1939 geleisteten Eid wissen: „Ihr habt getreu Eurem Fahnenende auf Euren Posten ausgeharrt. Ihr habt Euch Eures Vaterlandes würdig erwiesen!“

Paradoxerweise erfolgte dieser Dank, obwohl die Schweizer Armee während des Zweiten Weltkrieges – abgesehen von einigen Luftkämpfen mit deutschen Flugzeugen im Sommer 1940 – gar nicht in Kampfhandlungen verwickelt gewesen war; die Kriegszeit bestand für die Soldaten in erster Linie aus Stellungsbau, Manövern, Gefechtsausbildung und Drillübungen (Kurz 1985; Senn 1995; Tanner 1997, 323). Im

Unterschied zum übrigen Europa gab es in der Schweiz keine zerbombten Städte, keine verkrüppelten Veteranen und keine Besatzungstruppen im eigenen Land (Wecker 2003). Gerade die Tatsache, dass die Schweizer Armee nicht hatte kämpfen müssen, beförderte jedoch ihre symbolische Bedeutung. In anderen europäischen Ländern hatte der Krieg das hehre Leitbild der soldatischen Männlichkeit brutal zerstört.¹² Demgegenüber wurde es in der vom Krieg verschonten Schweiz mehr oder weniger unverändert in die Nachkriegszeit übernommen (Dejung/Stämpfli 2003; Wecker 2003). Die Verschonung der Schweiz stellte scheinbar den Beweis dafür dar, dass die Armee ihren Schutzauftrag erfüllt hatte. Dadurch wurden auch die Deutungsmuster der Vorkriegs- und Kriegszeit, insbesondere das Bild des Soldaten als Beschützer von Heimat und Familie, legitimiert und die innere Verknüpfung von Wehrpflicht und Bürgerrecht bekräftigt. Während in den kriegführenden Ländern die traditionelle Geschlechterordnung durch den Zweiten Weltkrieg erschüttert wurde (Higonnet/Higonnet 1987; Duchon/Bandhauer-Schöffmann 2000, 3), blieb diese Ordnung in der Schweiz nicht nur stabil, sie wurde durch den Krieg gar noch befestigt. Dies dürfte mit ein Grund dafür gewesen sein, dass die Schweizer Frauen erst im Jahre 1971 die vollen politische Rechte auf nationaler Ebene zugestanden erhielten, wodurch die Schweiz in Bezug auf die politische Gleichberechtigung der Frauen zum europäischen Schlusslicht geworden war.¹³

Die Schweiz wurde nach 1945 zu einem europäischen Spezialfall, was die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg anbetraf. Dieser galt nicht als politische und humanitäre Katastrophe, sondern als schwere, aber dennoch schöne Zeit. In wohl keinem anderen Land wurde die Kriegszeit so positiv gesehen. Es ist deshalb kein Zufall, dass die Schweiz 1989 als einziges Land in Europa den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges mit groß angelegten Erinnerungsfeierlichkeiten beging – was zu heftiger Kritik aus politisch links stehenden und pazifistischen Kreisen führte –, während der fünfzigste Jahrestag des Waffenstillstandes 1995 fast unbeachtet blieb (Tanner 1997, 329; Chiquet 1998; König 1995; Dejung 2007). Bis zum Ende des Kalten Krieges war es insbesondere die Mobilmachung im Herbst 1939, die die Erinnerung an die Zeit des Zweiten Weltkrieges prägte. Kaum eine Erinnerungsschrift, kaum ein Zeitzeugeninterview, in dem das Ritual des Fahneneides nicht ausführlich zur Sprache käme. Die Tradierung der Vereidigung durch Erinnerungsschriften und mündliche Überlieferung verstärkte überdies die Bedeutung, die diesem Ereignis zugeschrieben wurde. Der

12 Vgl. hierzu z.B. für Deutschland nach 1945 Goltermann 2000; Biess 2002.

13 Bemerkenswerterweise wurde in den meisten Industriestaaten das Frauenwahlrecht im Anschluss an die beiden Weltkriege eingeführt – so etwa in England, den USA und Deutschland nach dem Ersten, in Italien und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg (Scott 1987, 24). Es ist deshalb naheliegend anzunehmen, dass zwischen der Verschonung der Schweiz vor den Zerstörungen der beiden Weltkriege und der verzögerten Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechtes ein Zusammenhang besteht (vgl. hierzu u.a. Kühne 1999, 368 f.; Bourke 2003, 61). Einzig Rudolf Jaun (1998) vertritt die Ansicht, dass zwischen Wehrpflicht und Bürgerrecht kein Zusammenhang bestanden habe, sondern dass den Schweizer Frauen allein aufgrund ihres Geschlechtes die politischen Rechte vorenthalten worden seien. Jauns Argumentation krankt aber daran, dass sie sich bloß auf das Gutachten eines einzelnen Staatsrechtlers aus den 1950er Jahren stützt. Die Einführung des Frauenstimmrechtes wurde aber nicht aufgrund von staatsrechtlichen Überlegungen beschlossen, sondern musste in der schweizerischen direkten Demokratie von der Mehrheit der stimmberechtigten Männer gutgeheißen werden. Die zahlreichen Äußerungen sowohl von Frauenstimmrechtsgegnern wie -befürwortern, die auch von Jaun ausgiebig zitiert werden, zeigen eindrücklich, dass in der politischen Debatte die Frage des Stimm- und Wahlrechtes sehr wohl eng an die Wehrpflicht geknüpft waren, worauf Jaun in seiner Analyse jedoch nicht eingeht.

Fahneneid dürfte zwar aufgrund seines zeremoniellen Charakters schon im Herbst 1939 viele Soldaten emotional berührt haben. Doch es ist anzunehmen, dass in der Rückschau eine starke Verklärung des Fahneneides einsetzte. Die Art und Weise, wie der Fahneneid im kollektiven Gedächtnis der schweizerischen Nation repräsentiert war, fungierte damit als *lieu de mémoire* im Sinne von Pierre Nora (1984-1992). Sie stellte für die wehrpflichtigen Männer einen diskursiven Fixpunkt dar, an dem sie ihre individuellen Erinnerungen ausrichten konnten und der ihre Erzählungen über den Mobilmachungstag strukturierte und sinnhaft erscheinen ließ.¹⁴

Mit der Zeit wurden jedoch Zweifel gegenüber dem mythologisch verklärten Bild der Schweiz im Krieg laut. Wie wichtig die Armee tatsächlich war für die Verschonung der Schweiz, wurde vor allem ab den 1980er Jahren intensiv debattiert. Bis zu diesem Zeitpunkt war die nach 1970 von politisch links stehenden Historikern und Publizisten immer wieder vorgebrachte Ansicht, die Schweiz sei in erster Linie aufgrund ihrer Wirtschaftsbeziehungen zu den Achsenmächten von einem Angriff Deutschlands und Italiens verschont geblieben, in der öffentlichen Debatte wahlweise als „amüsan“ und „Gag“¹⁵ oder als Nestbeschmutzung betrachtet worden. Verschiedene Studien zeigten nun aber, dass die ökonomische Kooperation mit den Achsenmächten für die Verschonung der Schweiz wohl mindestens so wichtig war wie die Armee (Rings 1985; Tanner 1986). Zudem war es das Glück des Landes, dass es strategisch im toten Winkel lag und seine Besetzung für die Expansionspläne des Nationalsozialismus nie vordringlich war (Heiniger 1989, 22-37). Und letztendlich verdankte die Schweiz die Beibehaltung ihrer Unabhängigkeit dem blutig erkaufte Sieg der alliierten Streitkräfte auf den Schlachtfeldern Europas und Nordafrikas.

Nach Ende des Kalten Krieges setzten sich diese Erkenntnisse in der schweizerischen Öffentlichkeit nach und nach durch. Im Rahmen der Debatte um die nachrichtlosen Vermögen von Opfern des Holocaust auf Schweizer Bankkonten Mitte der 1990er Jahre wurden die antisemitische Flüchtlingspolitik und die ökonomische Kooperation der Schweiz mit den Achsenmächten zu heiß diskutierten Themen. Nun waren es vor allem die Aktivdienstveteranen, die sich gegen diese Neuurteilung der Vergangenheit wandten und befanden, nur die damals Beteiligten, „die geschworen haben, dem Vaterlande treu zu sein“ (Interview mit Hans K.), könnten die Situation der Schweiz während des Krieges wirklich beurteilen. Die Frauen, die allgemein ein distanzierteres Verhältnis zum offiziellen Geschichtsbild besaßen und deshalb weniger Mühe hatten, auch über problematische Aspekte der Zeit zu sprechen (Chiquet 1992, 10 ff.), zeigten sich davon weit weniger betroffen. Die ehemaligen Soldaten verstanden die Tatsache, dass nun vor allem diese „dunkeln Punkte“ diskutiert wurden als Geringschätzung der Mühen, die sie im Aktivdienst auf sich genommen hatten, und damit als Entwertung der Prüfung, die sie absolviert hatten und für deren Bestehen sie ein halbes Jahrhundert lang offizielle Wertschätzung genossen hatten (Dejung 1999). Das Ritual des Fahneneides erschien nun nicht mehr als eines der Kernstücke des helvetischen Selbstverständnisses, sondern als bloße Militärfolklore. Dies war eine schmerzhaft Wendung für die Männer, die mehr als ein halbes Leben

14 Vgl. zum Zusammenhang von individueller Erinnerung und kollektivem Gedächtnis Halbwegs 1967. Spezifisch zur Erinnerung an die Schweiz im Zweiten Weltkrieg Tanner 1999.

15 Mit diesen Worten kommentierte etwa der konservative Historiker Sigmund Widmer 1973 die Meinung, dass die Armee nicht die primäre Grund dafür gewesen sei, warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht angegriffen worden war (zit. nach Kreis 1997, 457).

lang einen wichtigen Teil ihrer Identität aus der Sinnhaftigkeit dieses Rituals bezogen hatten.

QUELLEN

Schriftliche Quellen

- Der Globi (1940): Die lebendige, reich illustrierte Jugendschrift, Juliausgabe.
Dienstreglement (1932): Dienstreglement 1933 der schweizerischen Armee. Bern.
Etter, Philipp (1937): Geistige Landesverteidigung. Vortrag gehalten in der Versammlung des Vaterländischen Verbandes des Kantons Bern am 29. Januar 1937. Sonderdruck aus der Monatsschrift des Schweizerischen Studentenvereins. Immensee.
Heer, Gottlieb Heinrich (1942): Das Antlitz des Soldaten. In: Ders. und W. A. Classen (Hg.): Das Buch vom Schweizer Soldaten. Zürich, 11-19.
Herzig, Ernst (Hg.) (1959): Damals im Aktivdienst. Soldaten erzählen aus den Jahren 1939-1945. Zürich.
Léderrey, E. (1941): Ein Jahr Krieg. 1. September bis Ende August 1940. In: Grenzbesetzung 1940. Die Schweiz in Waffen. Murten, 11-26.
Schumacher, Hans (1964): Rost und Grünspan. Erinnerungen eines Soldaten an den Aktivdienst 1939-1945. Zürich.
Tagesbefehl 1945: Schweizerisches Bundesarchiv, Bern: E 27/14112, Tagesbefehl, A.H.Q., 8.5.1945.
Sektion Heer und Haus (Hg.) (1943): Schweizer Jugend und Landesverteidigung. Schweizerwoche-Aufsatzwettbewerb 1943. In den Schulen des Landes, mit Ermächtigung der kantonalen Unterrichtsdirektionen und unter dem Patronat von General Guisan, Oberbefehlshaber der Armee. Bern.
Trachsel, Gottlieb (1944): Fahneid und Landesverrat. In: Schweizerische Offiziersgesellschaft (Hg.): Bürger und Soldat. Festschrift für Henri Guisan. Zürich, 117-144.

Interviews aus dem Oral-History-Projekt Archimob

- Interview mit Hans G., 21. November 2000.
Interview mit Hans K., 14. September 2000.
Interview mit Karl F., 26. März 2000.
Interview mit Max W., 23. Dezember 1999.

LITERATUR

- Belliger, Andréa und David J. Krieger (Hg.) (1998): Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch. Opladen.
Biess, Frank (2002): Männer des Wiederaufbaus – Wiederaufbau der Männer. Kriegsheimkehrer in Ost- und Westdeutschland 1945-1955. In: Karen Hagemann und Stefanie Schüler-Springorum (Hg.): Heimat – Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege. Frankfurt a. M., 345-365.
Blattmann, Lynn (1998): Männerbund und Bundesstaat. In: Dies. und Irène Meier (Hg.): Männerbund und Bundesstaat. Über die politische Kultur der Schweiz. Zürich, 17-35.
Bourke, Joanna (1999): An Intimate History of Killing. Face-to-Face Killing in Twentieth-Century Warfare. New York.
Bourke, Joanna (2003): Experience, Language, and Body. Great Britain during the First and Second World War. In: Christof Dejung und Regula Stämpfli (Hg.): Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918-1945. Zürich, 47-63.
Caduff, Corina und Johanna Pfaff-Czernecka (Hg.) (1999): Rituale heute. Theorien – Kontroversen – Entwürfe, Berlin.

- Chiquet, Simone (1992): Einleitung. In: Dies. (Hg.): „Es war halt Krieg“. Erinnerungen an den Alltag in der Schweiz 1939-1945. Zürich, 9-26.
- Chiquet, Simone (1998): Der Anfang einer Auseinandersetzung. Zu den Fakten, Zusammenhängen und Interpretationen in der Debatte um die „Übung Diamant“ 1989. In: Studien und Quellen, Zeitschrift des Schweizerischen Bundesarchivs, Band 24: Jubiläen der Schweizer Geschichte. Bern, Stuttgart, Wien, 193-227.
- Dejung, Christof (1999): „Die heutigen Schlaumeier wollen alles besser wissen“. Das Spannungsfeld zwischen historischer Forschung und den Erinnerungen der Aktivdienstgeneration in der jüngsten Debatte um den Zweiten Weltkrieg. In: Schweizerisches Bundesarchiv (Hg.), „... denn es ist alles wahr“. Erinnerung und Geschichte 1939-1999. Bern, 49-69.
- Dejung, Christof (2005a): „Wohlan mit Gott, zum Siege oder Tod!“. Zum Stellenwert der Religion im militärischen Diskurs in der Schweiz während dem Zweiten Weltkrieg. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 55. Jg., 307-324.
- Dejung, Christof (2006): Aktivdienst und Geschlechterordnung. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939-1945. Zürich.
- Dejung, Christof (2007): Dissonant memories. National Identity, Political Power, and the Commemoration of World War Two in Switzerland. In: Oral History, 35. Jg., Nr. 2, 57-66.
- Dejung, Christof, Thomas Gull und Tanja Wirz (Hg.) (2002): Landgeist und Judenstempel. Erinnerungen einer Generation 1930-1945. Zürich.
- Dejung, Christof und Regula Stämpfli (2003): Sonderfall Schweiz? Armee, Staat und Geschlecht 1918-1945. In: Dies. (Hg.): Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918-1945. Zürich, 11-26.
- Douglas, Mary (1981): Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur. Frankfurt a. M..
- Duchen, Claire und Irene Bandhauer-Schöffmann (2000): Introduction. In: Dies. (Hg.): When the War Was Over. Women, War and Peace in Europe, 1940-1956. London und New York, 1-9.
- Fischer-Lichte, Erika (2003): Performance, Inszenierung, Ritual. Zur Klärung kulturwissenschaftlicher Schlüsselbegriffe. In: Jürgen Martschukat und Steffen Patzold (Hg.): Geschichtswissenschaft und „Performative Turn“. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Köln, Weimar, Wien, 34-54.
- Frei Berthoud, Annette (1998): Fakten, Mythen, Erinnerungen. Die unterschiedliche Wahrnehmung und Beurteilung von Aktivdienst und Fraueneinsatz. In: Philipp Sarasin und Regina Wecker (Hg.): Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Zürich, 105-119.
- Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M..
- Goffman, Erwing (1976): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München.
- Goltermann, Svenja (2000): Die Beherrschung der Männlichkeit. Zur Deutung psychischer Leiden bei den Heimkehrern des Zweiten Weltkriegs 1945-1956. In: Feministische Studien, 18. Jg., 7-19.
- Graf, Friedrich Wilhelm (2000): Die Nation – von Gott „erfunden“? Kritische Randnotizen zum Theologiebedarf der historischen Nationalismusforschung. In: Gerd Krumeich und Hartmut Lehmann (Hg.): „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Göttingen, 285-317.
- Halbwachs, Maurice (1967): Das kollektive Gedächtnis. Stuttgart.
- Hardmeier, Sibylle (1997): Frühe Frauenstimmrechtsbewegung in der Schweiz (1890-1930). Argumente, Strategien, Netzwerk und Gegenbewegung. Zürich.

- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart, 363-393.
- Heiniger, Markus (1989): Dreizehn Gründe. Warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht erobert wurde. Zürich.
- Higonnet, M. und P. Higonnet (1987): „The double Helix“. In: Margret Rudolf Higonnet und Jane Jenson (Hg.): Behind the Lines. Gender and the Two World Wars. New Haven 1987, 33-51.
- Historisches Lexikon der Schweiz (2004): Eintrag „Aktivdienst“, <http://www.snl.ch/dhs/externe/protect/deutsch.html>, 13. April 2004.
- Hobsbawm, Eric (2003): Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München.
- Hodel, Thomas P. (1993): Der politische Eid in der Schweiz unter besonderer Berücksichtigung des Bundes. Zürich.
- Holenstein, André (1993): Seelenheil und Untertanenpflicht. Zur gesellschaftlichen Funktion und theoretischen Begründung des Eides in der ständischen Gesellschaft. In: Peter Blickle und Ders. (Hg.): Der Fluch und der Eid. Die metaphysische Begründung gesellschaftlichen Zusammenlebens und politischer Ordnung in der ständischen Gesellschaft. Berlin, 11-63.
- Hörning, Karl H. und Julia Reuter (Hg.) (2004): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld.
- Jaun, Rudolf (1997): Vom Bürger-Militär zum Soldaten-Militär. In: Ute Frevert (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart, 48-77.
- Jaun, Rudolf (1998): „Weder Frauen-Hauswehr noch Frauen-Stimmrecht“ – Zum Zusammenhang von Geschlecht, Stimmrecht und Wehrpflicht in der Schweiz. In: Itinera, Fasc. 20, Sonderheft „Frauen und Staat“, 125-136.
- Kertzer, David I. (1988): Ritual, Politics, and Power. New Haven und London.
- König, Mario (1995): Die Verlegenheit vor dem Frieden. Vom schweizerischen Umgang mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. In: *traverse*, Zeitschrift für Geschichte, 2. Jg., Nr. 2, Beilage „Mai 1945“, 11-16.
- Köpping, Klaus-Peter und Ursula Rao (Hg.) (2000): Im Rausch des Rituals. Gestaltungen und Transformation der Wirklichkeit in körperlicher Performanz. Hamburg.
- Kreis, Georg (1997): Vier Debatten und wenig Dissens. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 47. Jg., 451-476.
- Kühne, Thomas (1999): Der Soldat. In: Ute Frevert und Heinz-Gerhard Haupt (Hg.): Der Mensch des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. und New York, 344-372.
- Kurz, Hans Rudolf (1985): Die Geschichte der Schweizer Armee. Frauenfeld.
- Lange, Sven (2003): Der Fahneid. Die Geschichte der Schwurverpflichtung im deutschen Militär. Bremen.
- Martschukat, Jürgen und Steffen Patzold (Hg.) (2003a): Geschichtswissenschaft und „Performative Turn“. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Köln, Weimar, Wien.
- Martschukat, Jürgen und Steffen Patzold (2003b): Geschichtswissenschaft und „performative turn“. Eine Einführung in Fragestellungen, Konzepte und Literatur, in: Dies. (Hg.): Geschichtswissenschaft und „Performative Turn“. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Köln, Weimar, Wien, 1-31.
- Nora, Pierre (Hg.) (1984-1992): Les lieux de mémoire. Paris.
- Rings, Werner (1985): Raubgold aus Deutschland. Die „Golddrehscheibe“ Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Zürich.
- Scott, Joan (1987): Rewriting History. In: Margaret R. Higonnet und Jane Jenson (Hg.): Behind the Lines, Gender and the Two World Wars. New Haven and London, 21-30.
- Senn, Hans (1995): Anfänge einer Dissuasionsstrategie während des Zweiten Weltkrieges. Basel und Frankfurt a. M..

- Stämpfli, Regula (2002): *Mit der Schürze in die Landesverteidigung. Frauenemanzipation und Schweizer Militär 1914-1945*. Zürich.
- Tanner, Jakob (1986): *Bundeshaushalt, Währung und Kriegswirtschaft. Eine finanzsoziologische Analyse der Schweiz zwischen 1938 und 1953*. Zürich.
- Tanner, Jakob (1997): *Militär und Gesellschaft in der Schweiz nach 1945*. In: Ute Frevert (Hg.): *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Stuttgart, 314-340.
- Tanner, Jakob (1999): *Krise der Gedächtnisorte und Havarie der Erinnerungsorte. Zur Diskussion um das kollektive Gedächtnis der Schweiz und die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges*. In: *traverse, Zeitschrift für Geschichte*, 6. Jg., Nr.1, 16-37.
- Thébaud, Françoise (1995): *Der Erste Weltkrieg. Triumph der Geschlechtertrennung*. In: Dies. (Hg.): *Geschichte der Frauen. 20. Jahrhundert*. Frankfurt a. M. und New York, 33-91.
- Turner, Victor (1989): *Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels*. Frankfurt a. M..
- van Gennep, Arnold (1999) [1909]: *Übergangsriten*. Frankfurt und New York.
- Voegeli, Yvonne (1997): *Zwischen Hausrat und Rathaus. Auseinandersetzungen um die politische Gleichbehandlung der Frauen in der Schweiz 1945-1971*. Zürich.
- Wecker, Regina (2003): *Es war nicht Krieg! Die Situation der Schweiz 1939-1945 und die Kategorie Geschlecht*. In: Christof Dejung und Regula Stämpfli (Hg.): *Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918-1945*. Zürich, 29-46.

„Es war moderne Sklaverei.“

Erste Ergebnisse des lebensgeschichtlichen Dokumentationsprojekts zur
Sklaven- und Zwangsarbeit*

Alexander von Plato

1. Vorbemerkung über Geschichte und erfahrene Geschichte

Wie unterschiedlich offenbart sich Geschichte, insbesondere die Geschichte von Verfolgungen, wenn man sie aus der Perspektive der Aktenüberlieferung betrachtet oder aus der Sicht derer, die sie erlebten. Manchmal widersprechen sich „Realgeschichte“ und „erfahrene Geschichte“ sogar. Die Zwangsarbeit des nationalsozialistischen Deutschland im Zweiten Weltkrieg beispielsweise hatte – fasst man es abstrakt – drei große Ziele: erstens die Ausbeutung von Millionen Zivilisten vor allem aus den besetzten Gebieten für die Kriegswirtschaft; zweitens die billige Unterbringung, Ausnutzung und Schwächung bis hin zum Tod von Kriegsgefangenen vor allem aus der Sowjetunion, aus Frankreich, Polen und Italien (die italienischen Militärinternierten¹); und drittens die rassistisch motivierte Auspressung der Arbeitskraft bis hin zur Ermordung von Juden sowie von Roma bzw. Sinti.

Diese Ziele liefen in ihrer Umsetzung nicht immer konform: Ökonomische Rationalität und Tötung von Arbeitskräften scheinen sich zu widersprechen. Aber die Nazis

* Vom Herbst 2004 bis zum Februar 2007 führte das Institut für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen im Auftrag der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ eine Befragung ehemaliger Zwangs- und Sklavenarbeiter durch. In Zusammenarbeit mit 32 Institutionen konnten annähernd 600 lebensgeschichtliche Interviews in 27 Ländern geführt werden. Außer am Institut für Geschichte und Biographie ist der Bestand am Center für Digitale Systeme der Freien Universität Berlin zugänglich, wo derzeit eine Online-Plattform entwickelt wird. Eine Projektdokumentation aus 28 Länderberichten und fünf Beiträgen zum Gesamtbestand bzw. speziellen Fragestellungen erscheint in Kürze im Böhlau Verlag (Wien) unter dem Titel: „Hitlers Sklaven. Internationales lebensgeschichtliches Dokumentationsprojekt zur Sklaven- und Zwangsarbeit“, herausgegeben von Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages drucken wir in diesem Heft vorab drei Beiträge. Vgl. zur Anlage und Durchführung des Projektes auch den Beitrag von Almut Leh und Henriette Schlesinger: Ein Denkmal für die Verfolgten. Die Sammlung von Lebensgeschichten ehemaliger Sklaven- und Zwangsarbeiter, in: BIOS 1/2007, 138-152. (Anm. der Red.)

1 Um die 700.000 italienische Militärinternierte wurden nach dem Waffenstillstand vom 25. September 1943 nach Deutschland zur Zwangsarbeit deportiert, so Viviana Fraenkel und Doris Felsen in ihrem Italien-Aufsatz in diesem Band. Mark Spoerer, neben Ulrich Herbert der wichtigste Autor zur Geschichte der Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg, spricht dagegen von 495.000 italienischen „Kriegsgefangenen“, von denen 460.000 in den Zivilstatus versetzt worden seien. (In: Lutz Niethammer: Von der Zwangsarbeit im Dritten Reich zur Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, in: „Gemeinsame Verantwortung und moralische Pflicht“. Abschlussbericht zu den Auszahlungsprogrammen der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, hg. von Michael Jansen und Günter Saathoff, Göttingen 2007, 23).

schätzten die Schaffung einer „rassisch reinen“ oder „judenfreien Volksgemeinschaft“ in einer europäischen Raumordnung letztlich höher als die ökonomische Effizienz.

So nüchtern und abstrakt eine solche Widerspruchsbeschreibung erscheint, so hautnah begegnen uns diese Gegensätze in persönlichen Lebensberichten über die Zwangsarbeit als Trennung von den Familien und von der Heimat oder deren Verlust für immer, als Abtransport „wie Vieh“ in eine fremde Welt, als Arbeitszwang ohne wesentliche Rechte mit kleinen bis großen böartigen Demütigungen und mit immer wiederkehrenden sexuellen Belästigungen oder sogar Vergewaltigungen, als furchtbare Schwächung, als brennender Hunger oder als lebensgefährliche Bedrohung, als schreckliche Verluste von ermordeten Freunden und Verwandten, aber auch als Hoffnung auf ein Entkommen vor der Vernichtungsmaschinerie insbesondere bei den rassistisch Verfolgten, die ahnten oder wussten, dass die Nazis sie jederzeit umbringen könnten, und deshalb (zumeist vergeblich) hofften, über die Arbeit ihr Leben retten zu können.

Statistiken sagen im Gegensatz zu lebensgeschichtlichen Befragungen nichts oder wenig über die persönliche Erfahrung, über die individuelle Verarbeitung und die Folgen der Sklaven- und Zwangsarbeit für das weitere Leben. Aus Statistiken erfährt man nichts über „typische“ Weisen des Zurechtkommens mit dieser Erfahrung je nach geschlechtsspezifischer, religiöser, politischer oder nationaler Disposition. Allenfalls lassen sie etwas davon ahnen. Statistiken können keine Muster der Verarbeitung aufzeigen, die aber Bedeutung haben für die Erinnerungskulturen und für die Gesellschaften der Nachkriegszeit in den einzelnen Ländern. Hier liegen die Hauptaufgaben und auch die wesentlichen Stärken der Oral History wie der qualitativen Forschung überhaupt.

Entsprechend den Zielen der nationalsozialistischen Politik des „Kriegseinsatzes von Fremdarbeitern“ lassen sich vier große Gruppen von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen unterscheiden, die auch in der hier vorgelegten Forschung und Dokumentation entscheidende Rollen spielen:

- Die über eine Millionen rassistisch Verfolgten, zumeist Juden, aber auch Roma und Sinti („Zigeuner“), die als heute so genannte Sklavenarbeiter und -arbeiterinnen zunächst im Reich, dann auch in den besetzten Gebieten oder irgendwo in Arbeits- oder KZ-Außenlagern, in Ghettos oder KZ und ähnlichen Lagern unter häufig lebensbedrohlichen Bedingungen mit hoher Todesrate arbeiten mussten oder als KZ-Häftlinge an Privatfirmen, besonders an die Rüstungsindustrie im Reich oder in der unmittelbaren Umgebung ausgeliehen bzw. verkauft wurden;
- die ca. 700.000 anderen KZ-Häftlinge, ebenfalls Sklavenarbeiterinnen und Sklavenarbeiter, darunter unter anderen die „Politischen“, die Gegner deutscher Besatzungspolitik, so genannte Asoziale, Homosexuelle;
- die 4,585 Millionen Kriegsgefangenen, von denen ca. 885.000 in den Zivilstatus versetzt worden waren, darunter 205.000 Polen, 220.000 Franzosen und 460.000 Italiener, aber nur einige Tausend sowjetische Kriegsgefangene; von den 5,7 Millionen sowjetischen Soldaten, die in deutsche Kriegsgefangen-

schaft gerieten, kamen rund 3,3 Millionen um, also ca. 58 Prozent², die restlichen mehr als 2 Millionen wurden zumeist als Zwangsarbeiter ausgebeutet, ebenso wie die in den Zivilstatus versetzten Kriegsgefangenen aus anderen Ländern;³

- und die mehr als 8,435 Millionen Zivilarbeiter und -arbeiterinnen, überwiegend aus Osteuropa.⁴

Die große Masse der Deutschen, die im Kriege dienstverpflichtet wurde oder zu Schanzarbeiten im Reichsarbeitsdienst gezwungen worden war (vermutlich fast 23 Millionen), bleibt hier unberücksichtigt. Auch diejenigen Ausländer, die in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre, den deutschen Werbern folgend, als „Fremdarbeiter“ ins Deutsche Reich gekommen waren, wurden in unseren Befragungen nur dann berücksichtigt, wenn sie auch im Krieg in Deutschland arbeiteten und im weiteren Kriegsverlauf viele ihrer vormaligen Rechte verloren.

Wir haben aus diesen Millionen Sklaven- und Zwangsarbeitern nur ca. 600 Stimmen aus 27 Ländern aufnehmen können, die Menschen gehören, die damals jung waren. Die meisten Sklavenarbeiter und -arbeiterinnen sind umgebracht worden, viele damals alte sind seitdem gestorben, die meisten ohne die Chance, eine Botschaft zu hinterlassen. Dennoch sind diese 600 Stimmen tief beeindruckend in der Verschränkung von persönlichem Schicksal und individueller Erfahrung einerseits und der im Großen geplanten nationalsozialistischen Kriegs- und Vernichtungspolitik sowie ihrer Umsetzung andererseits.

Eine einzelne Stimme, die uns von den Schrecknissen der Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg oder auch von positiven Erfahrungen mit Deutschen berichtet, scheint allein, subjektiv, kaum glaubhaft. Ein Chor solcher Stimmen ist vielstimmig wie ein Sprechgesang, überzeugend in seiner Vielfalt, bestürzend in den Geschichten über die Beteiligung ganz normaler Menschen an der Demütigung, an der Ausbeutung, Unterdrückung oder Ermordung, plausibel aber auch in den Erzählungen, die „Positives im Negativen“ enthalten, wie Solidarität, selten sogar Liebe, überzeugend aber auch in seiner Grundbotschaft des „Was Menschen Menschen antun können“, wenn staatliche und gesellschaftliche Bedingungen Rassismus und brutalen Eigennutz nicht nur erlauben, sondern nahe legen oder gar belohnen. Und dieses „Wehe, wenn ...“ klingt für unsere Ohren – nur ein oder zwei Generationen später – in der Tat wie aus weit vergangenen Zeiten. Kaum vorstellbar, dass diese Stimmen Menschen gehören, die

2 Christian Streit, der bereits seit 30 Jahren als Pionier an der Geschichte der Kriegsgefangenen, besonders der sowjetischen, arbeitet (Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945. Stuttgart 1978) wiederholte jüngst diese Zahlen und fügte hinzu, dass bis zum 1. Februar 1942 bereits um die 2 Millionen Rotarmisten gestorben waren. Vgl. seinen Vortrag zur Zwangsarbeit der sowjetischen Kriegsgefangenen in der Arbeiterkammer Wien am 28. Juli 2007 im Rahmen der Holocaust Studies Tagung „Arbeit und Vernichtung“. Die Vorträge dieser Tagung sind im Original zu hören und zu sehen unter http://www.vwi.ac.at/aktagung/startagung_ak.htm.

3 Nur einige Tausend sowjetische Kriegsgefangene sollen in den Zivilstatus versetzt worden sein. Insgesamt hätten von den ca. 4,6 Millionen zur Zwangsarbeit herangezogenen Kriegsgefangenen 3,425 Millionen überlebt (Mark Spoerer, a.a.O., 25).

4 Mark Spoerer ebd., 25. Ulrich Herbert ging jüngst in seinem Vortrag „Arbeit und Vernichtung. Über Konvergenzen und Widersprüche nationalsozialistischer Politik“ in der Arbeiterkammer Wien am 27. Juli 2007 im Rahmen der Holocaust Studies Tagung „Arbeit und Vernichtung“ von geringeren Zahlen aus: 5 bis 6 Millionen Zivilarbeiter und -arbeiterinnen (ebd.).

vor nur etwas mehr als 60 Jahren, nicht einmal vor einem Jahrhundert, im Zweiten Weltkrieg zur Sklaven- und Zwangsarbeit gepresst worden waren. In diesem und nur in diesem Sinne klingt dieser Chor heute wie ein archaischer Sprechgesang. Schon bei erster genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch die Modernität der Verfolgungsapparate, der Organisation der Transporte aus den besetzten Gebieten zumeist in Zügen oder auf LKW, der Bewaffnung der Unterdrücker und Mörder, die Modernität auch der Vernichtungsmethoden bei Erschießungen und Vergasungen.

Manchmal entsprachen die Mordmethoden aber archaischen Schlächtereien mit Messern, Beilen, Äxten und Spitzhacken, wie sie uns bosnische Roma aus dem Konzentrationslager Jasenovac berichten⁵, oder mit Keulen, wie es Überlebende des KZ Mauthausen und seines Steinbruchs erzählen. Diese Berichte schildern Extremfälle, die ähnlich auch in den Zeugnissen von Holocaust-Überlebenden, die im Rahmen dieses und anderer Projekte befragt wurden, zu finden sind.

Ähnliche Bedrohungen, Brutalitäten, Ausbeutungen und entsprechende Todesängste – und das ist bisher weniger dokumentiert – kann man bei der zweiten großen Gruppe mit der nächsthöchsten Todesrate nach den Ermordeten in den Vernichtungslagern, nämlich bei den Kriegsgefangenen, insbesondere bei den sowjetischen ausmachen. Eine größere Bandbreite in der Behandlung, darunter auch einige positive Erfahrungen, sowie Relativierungen der Einzigartigkeit ihrer Verfolgungen finden sich in den Darstellungen der Zivilarbeiter und -arbeiterinnen.

Allein schon die persönliche Dimension macht die Berichte aus 27 Ländern und die Interviews mit Sklaven- und Zwangsarbeitern beiderlei Geschlechts für die Erwachsenen- und besonders für die Jugendbildungsarbeit fast unverzichtbar, wenn es um den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg geht. Im Gegensatz zu vielen historiografischen oder medialen Präsentationen wurden hier diese persönlichen Berichte in den Zusammenhang der nationalsozialistischen Kriegspolitik, des Vormarsches, der Besetzung und der deutschen Verwaltungen in den okkupierten Gebieten sowie der späteren nationalen Erinnerungskulturen gestellt.

2. Die Vielfalt der erzählten Erinnerungen und die Spuren für die Wissenschaft

Es ist die Vielfalt der Geschichten und Schicksale, die bei der Durchsicht der Interviews ins Auge springt: die Odysseen von der Heimat über den Transport bis zur Unterbringung und Arbeit in der Fremde, sei es in Arbeitslagern bei Betrieben oder in der Organisation Todt (OT)⁶, sei es bei bäuerlichen Familien, sei es in Gefangenen-, Straf- oder in Konzentrationslagern, die Unterschiedlichkeit der Erlebnisse in Deutschland oder in den besetzten Gebieten, die Belästigungen oder Vergewaltigungen von Mädchen und Frauen, die Verschiedenheit der Behandlungen durch deutsche Kollegen, Wachmannschaften, öffentliche Behörden, durch „Arbeitgeber“, ihre Angestellten und Meister in der Industrie, durch Bauern, Kirchenräte oder Beamte, durch Militärs, Gestapo, reguläre Polizei oder volksdeutsche Hilfspolizisten.

5 So Husnija A. aus Bosnien, die heute als „geduldete“ Ausländerin in Berlin lebt. Vgl. den Artikel von Birgit Mair über bosnische Roma in diesem Band.

6 Organisation Todt (OT), genannt nach dem früheren Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen (1933) und späteren Reichsminister für Bewaffnung und Munition (1940) Dr. Fritz Todt. Die OT war zuständig für die Instandhaltung und den Wiederaufbau kriegswichtiger Anlagen und der Infrastruktur. Bis zu 800.000 Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen sollen bei der OT gearbeitet haben, zum Teil unter extremen Arbeitsbedingungen.

An kaum einer anderen Stelle der nationalsozialistischen Politik und Verfolgung fällt der Umfang der Nutzung und der Beteiligung großer Teile der deutschen Bevölkerung so auf wie im Feld der Zwangsarbeit. Während die Mordmaschinerie zur Vernichtung der europäischen Juden und Roma sowie die dazugehörigen Lager möglichst von der deutschen Bevölkerung separiert wurden, war dies anders bei den so genannten Fremdarbeitern oder Kriegsgefangenen, wie die meisten sowjetischen, französischen und polnischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in der deutschen Bevölkerung genannt wurden. Ebenso sichtbar in der deutschen Gesellschaft waren die osteuropäischen Zivilzwangsarbeiter.

Wie einige Interviewte berichteten und wie es auch in einigen wissenschaftlichen Arbeiten deutlich wurde, traf die Zwangsarbeit zu Beginn erst einmal die politischen Häftlinge in Deutschland selbst, die nach dem Reichstagsbrand in Lagern konzentriert wurden. Auch für sie und besonders für die ersten, zugleich mit ihnen verhafteten Juden galt offensichtlich 1933 und in den ersten beiden Jahren nationalsozialistischer Repression, dass die Verfolgungsbehörden und das Wachpersonal noch nicht so einheitlich „nazifiziert“ oder von der SS durchsetzt waren wie später. Schon damals schien oder war Arbeit eine Möglichkeit, um den Brutalitäten der Wachmannschaften im Lageralltag zu entinnen. Und schon damals trafen die Gewalttaten oder auch die großen und kleinen Gemeinheiten vor allem Juden und so genannte Zigeuner. Solidarität seitens der „Politischen“, die zumeist ebenfalls brutale Gewalt erfahren hatten, scheint damals auch noch häufiger geübt worden zu sein als im Krieg.⁷

2.1 Vereinzelung der Zigeuner

Es gibt Erlebnisse über Zwangsarbeit und andere Verfolgungsmaßnahmen, wie ich sie bisher nicht in der wissenschaftlichen Literatur finden konnte: So schildert ein Sinto aus Ostpreußen, dass er, seine Geschwister und andere Zigeuner nicht nur vor Ort zu Zwangsarbeiten gezwungen, sondern einzeln auf verschiedene Orte verteilt wurden.

Reinhard F.: *Was die Zigeuner betraf, die durften nur in der Landwirtschaft arbeiten. Lernen (im Sinne einer Berufsausbildung) durften sie nicht. Also nur in der Landwirtschaft arbeiten.(...) Ich war der einzige Zigeuner da in dieser Ortschaft. Die haben die Zigeuner so vermittelt, dass immer, immer nur einer da war. Und dann waren Sie in der ganzen Ortschaft nur allein. ... Also ich hab' keinen Menschen gehabt, an den ich mich wenden konnte. Wenn da wenigstens noch ein einziger Zigeuner gewesen wäre, da hätte ich mich mit dem unterhalten können, nicht, aber ich war alleine und ich konnte mich mit keinem unterhalten. Und wenn ein Deutscher da war, der sich unterhalten wollte, der durfte es nicht. Zumindest nicht, wenn andere dabei waren.*⁸

In solcher Art Erzählungen wird die *heuristische Funktion*⁹ von Oral History besonders deutlich: Sie stößt die Wissenschaft auf Fragen, die bisher nicht untersucht wurden, lässt Spuren sichtbar werden, die in Widerspruch zu bisherigen Untersuchungen

7 Vgl. dazu meinen Aufsatz über Zwangsarbeit in Deutschland in diesem Band.

8 Reinhard F. aus Aschaffenburg/Deutschland, interviewt 2005 von Alexander von Plato und Elena Danschenko (Kamera).

9 Heuristik, abgeleitet aus der griechischen Mathematik, bedeutet übersetzt „Findekunst“.

der Verwaltungsakten stehen und denen dann als Arbeitshypothesen auch mit anderen methodischen Ansätzen nachgegangen werden kann. Diese Seite der Oral History wird besonders deutlich, wenn so viele Interviews wie hier versammelt wurden. Michael Zimmermann, ausgewiesener Spezialist zum Thema nationalsozialistischer Zigeunerpolitik, erklärte auf meine Frage nach der Zerschlagung von Roma-Familien und der Verteilung der Angehörigen auf verschiedene Orte und Dörfer entsprechend den Aussagen von Reinhard F., dass ihm zwar solche Fälle auch begegnet seien, Anweisungen dazu habe er aber nicht gefunden.¹⁰

2.2 Arbeit untergetauchter Juden

Obwohl unser Projekt vor allem um die Zwangsarbeit gruppiert war, stießen wir immer wieder auf Fälle der Arbeit „illegal lebender“ Jüdinnen und Juden oder Roma.

Ein Beispiel: Die Familie von Hedwig G. war assimiliert, und ihr Vater, ein Chemieprofessor aus Riga, Moskau und zuletzt Warschau, verstand sich als naturwissenschaftlich orientierter Atheist. Die Tochter H. dachte ähnlich, bekam dennoch als Jüdin – noch vor dem deutschen Angriff – von der Warschauer Universität einen „Judenstempel“ in ihren Studentenausweis. Sie versuchte mit ihrem ersten Mann vor den Nazis in die Sowjetunion zu entkommen, kehrte aber zurück, nachdem er von einer Erkundung an der polnisch-sowjetischen Grenze nicht wiederkam. Nachdem ihr Vater von der SS erschossen worden war, tauchte sie unter und arbeitete illegal unter falschem Namen als billige Arbeitskraft für verschiedene Firmen in Warschau.

Sie floh 1944 während des Krieges nach Leipzig zu dem deutschen Verwandtschaftsteil. Sie meinte – heute kaum glaubhaft –, dass sie als Jüdin in der polnischen Gesellschaft bei ihrem Aussehen und ihrem Akzent in Warschau gefährdeter gewesen sei als in Leipzig. Ein Onkel in Leipzig schmiss sie raus, denunzierte sie aber trotz einer solchen Drohung nicht, während eine Tante ihr half, bis zum Kriegsende auch während der Bombardierungen durchzukommen.

Dies ist einer der Fälle von *untergetauchten Juden*, die rechtlos waren und für wenig Lohn zu arbeiten hatten, die „natürlich“ in den Akten und Statistiken nicht als Zwangsarbeiter oder Zwangsarbeiterinnen geführt werden, aber auf die man in den *Oral-History-Interviews* immer wieder gestoßen wird. Ihre Geschichte zeigt überdies wie einige andere auch, dass die durch mündliche Befragungen erhaltenen Lebensberichte auch der Verfolgten vielfältiger sind, als sie nach Aktensicht oder politischen Vorannahmen erscheinen. Denn nach dem Krieg glaubte man Hedwig G. in einem jüdischen Berliner Auffanglager nicht, dass sie Jüdin sei, weil sie die jüdischen Feste nicht kannte. „Ich gehöre zu jenen, die Hitler zu Juden gemacht hat.“

Etwas anders gelagert ist die Erzählung von Regina L., die 1939 als junge Gymnasiastin mit ihrer Familie ins Warschauer Ghetto in eine „ekelhafte kleine Wohnung“ kam, in dem Vater und Mutter zu arbeiten versuchten, aber kaum in der Lage waren, genügend Essen zu erhandeln. Sie selbst wurde 1940 mit einer Schwester aus dem Ghetto „geschmuggelt“, als sie 14 Jahre alt war, musste sich illegal durchschlagen bei Handwerkern, einem Bauern und einem Kennkartenfälscher, die sie als billige Hilfe für alles ausnutzten, wurde von der Frau des letzten denunziert, im Gestapo-Gefängnis bei Krakow verprügelt und ins Arbeitslager bzw. KZ Plaschow (Płaszow)

¹⁰ Michael Zimmermann bei einem Vortrag im Institut für Geschichte und Biographie in der Reihe „Lüdenscheider Gespräche“ am 13. September 2006.

gebracht. Dort war sie schon „ausselektiert“, wurde aber durch eine Freundin gerettet, die sie um zwei Jahre älter machte. Dadurch kam sie auf die „richtige“ Seite, nämlich die der Arbeitsfähigen. Sie habe dann dort immer gearbeitet, vor allem im Haushalt eines SS-Führers. Anfang 1945 wurde Plaschow aufgelöst, und Regina L. wurde zu einer Odyssee gezwungen, die sie mal zu Fuß, mal auf offenen Viehwaggons bei eisiger Kälte mit vielen Toten und Erschießungen über Auschwitz-Birkenau, Bergen-Belsen und Gelsenau¹¹ in das KZ Mauthausen führte. Dort sollte sie im berüchtigten Steinbruch arbeiten, schaffte aber nicht einmal die hundert Stufen hinunter. Sie wurde dennoch nicht umgebracht und wenig später befreit. Danach ging sie nach Warschau zurück und machte sich auf die Suche nach ihren Verwandten: Alle waren ermordet worden. *Es ist das Allergrausamste, allein zurückzubleiben*, erklärte sie in einem Interview, das sie nicht zu Ende bringen konnte. In ihrem weiteren Leben kam sie mühsam zurecht, ihre Ehe war schwierig, Kinder hat sie nicht bekommen. Sie ist in den 1970er Jahren nach Deutschland gegangen in der Hoffnung auf Hilfe, die sie auch in Teilen erhielt, aber in größerem Maße erwartet hatte.

2.3 Sexuelle Belästigungen und Vergewaltigungen

Regina L. ist auch ein Beispiel für die sexuellen Belästigungen, die nicht nur untergeachtete Mädchen erfahren mussten, sondern auch von jenen jungen Frauen berichtet werden, die als zivile Zwangsarbeiterinnen bei Firmen oder Bauern arbeiten mussten. Maria K. aus Südrussland erzählt nur bei abgestelltem Tonband, dass der wahre Grund für ihren zwangsweisen Aufenthalt in einem Straflager die Denunziation eines Meisters war, dessen Nachstellungen sie nicht nachgab. Z.N. aus Serbien berichtet wie eine ganze Reihe anderer Frauen, dass sie die erzwungene Nacktheit bei der Ankunft in Lagern zumeist deshalb so demütigend empfand, weil auch uniformierte Männer dabei zuschauten.

In den persönlichen Erzählungen sind diese Berichte meines Erachtens häufiger als in der Aktenüberlieferung, obwohl es den befragten Frauen unangenehm und peinlich ist, darüber zu reden. Das wird besonders deutlich bei Andeutungen über Vergewaltigungen (übrigens nicht nur durch deutsche Männer, sondern auch durch sowjetische Soldaten bei der Heimkehr)¹².

Es gibt jedoch einige Beispiele dafür, dass Frauen nach dem Motto „Ich komme überall durch, denn Männer sind überall gleich“ männliche Hilfe nutzen konnten.¹³

2.4 Kinder und Familien

In den deutschen Akten sind Kinder unter den Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen relativ wenig zu finden; auch die Deportation ganzer Familien kann man fast nur angesichts gleicher oder ähnlicher Namen erahnen. In den mündlichen Berichten

11 Gelsenau war ein Frauen-Nebenlager von Flossenbürg, auch Venusberg genannt – häufig verwechselt mit Gellenau, einem Nebenlager von Groß-Rosen.

12 So Olga D. Sie stammte aus einem Gebiet, das 1939 zu Polen gehört hatte, dann von der Sowjetunion annektiert wurde; sie hatte von ihrem Vater von den Erschießungen der Juden aus der Nachbarschaft gehört. 1942 war sie nach Deutschland deportiert worden, wurde Anfang 1945 von der Roten Armee befreit, aber kurz danach von einem sowjetischen Offizier vergewaltigt, kam in ein Filtrierlager und wurde 1947 erneut verhört. Seitdem war ihr klar, dass man ihr „etwas anhängen wollte“.

13 Siehe den Aufsatz von Irina Scherbakowa in diesem Band.

dagegen tauchen sie mehrfach auf, manchmal als Schreckensgeschichte, manchmal als fast normale Kindheitsberichte.

So hat Elena M. aus Russland, die als damals Sieben- und Achtjährige mit ihrer Mutter auf einem großen Hof in Deutschland arbeiten musste, die Zeit dort als ganz furchtbar empfunden. Denn die Verwandten des Hofbesitzers, der an der Front war, die Mutter, die Ehefrau und der Bruder des Besitzers trugen jeweils mehrere Waffen an ihrem Körper und drohten, dass sie sie benutzen würden, und taten dies auch. Elena M wurde von der Ehefrau als Kindermädchen eingesetzt und immer wieder geschlagen. Einmal wurde sogar auf sie geschossen, weil die ältere Schwester des Kindes, auf das Elena M. aufpassen musste, behauptete, Elena hätte Schokolade gestohlen, die sie selbst aufgeessen hatte. Daraufhin floh Elena auf das Toilettenhäuschen, und die Chefin soll sogar einige Schüsse mit einer Maschinenpistole auf dessen Tür abgegeben haben. Seitdem war sie total erschrocken und verängstigt. *Es ist auf dem Hof schärfer zugegangen als in dem Lager*, in dem sie untergebracht waren, sagt sie.¹⁴

Diese Erzählung von Elena M. konterkariert die Geschichten anderer, die relativ ungeschoren aus der Zeit als Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen auf dem Lande herausgekommen waren. Sie gehört zu jener Gruppe ländlicher „Fremdarbeiter“ beiderlei Geschlechts, die für ihr weiteres Leben traumatisiert wurden. Außerdem zeigt ihr Beispiel, dass die Gewalterfahrung gerade deshalb so bedrohlich und deprimierend war, weil sie von Individuen ausging, die keinem anonym uniformierten Wachpersonal eines Lagers angehörten.¹⁵ Dieses zeigt einmal mehr, dass der persönliche Kontakt zu Bauern oder Handwerkern nicht notwendig zu einem besseren Verhältnis zwischen Zwangsarbeitern bzw. Zwangsarbeiterinnen und Deutschen führte. Es erklärt auch, warum nach der Befreiung manche Bauern, Handwerker oder Unternehmer persönlich die Wut der Befreiten zu spüren bekamen und andere nicht.

Ihre Geschichte und die anderer führt uns auf die Spur von Kindern, ganzen Familien und halben Einwohnerschaften aus Dörfern oder Ortschaften, die gemeinsam nach Deutschland in eine Ortschaft oder dasselbe Lager verbracht wurden und hier arbeiten und leben mussten. So erging es zivilen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen aus Taganrog, Bezirk Rostow, in Südrussland, die nach Lüdenscheid in Südwestfalen transportiert wurden. Eine Generation später haben junge Lehrer aus dieser Ortschaft deshalb eine Partnerschaft zwischen beiden Städten angeregt, die nach einer längeren Vorgeschichte schließlich auch zustande kam. Die meisten der Kinder, die damals bei ihren Eltern waren, die Zwangsarbeit verrichten mussten, konnten zumeist die Hintergründe nicht einschätzen und fühlten sich einerseits bedroht und andererseits dennoch bei ihren Eltern zu Hause.

Auch Michail G. aus Mjadel in Belarus ist ein Beispiel dafür, dass eine ganze Familie aus dem Ghetto in Mjadel floh, in dem sie auch arbeiten musste. Der Vater wurde zum Straßenbau eingeteilt und konnte nur überleben, weil er sich bei den polnischen Arbeitern versteckte, als die Juden ausgesondert und erschossen wurden. Später kam seine Familie in das Ghetto von Dolginowo. Vor dessen Auflösung und

14 Vgl. den Aufsatz Frauenbiografien und Frauenerinnerungen an den Krieg von Olga Nikitina, Elena Rozhdestvenskaya und Victoria Semenova in diesem Band.

15 Ebd.

Vernichtung der dort inhaftierten Juden bis zum September 1942¹⁶ gelang der Familie und 30 anderen Juden ein Fluchtversuch durch die feindlichen Linien, durch das so genannte Tor von Surash, einer Frontlücke.¹⁷ Vater, Mutter und ein jüngerer Bruder von G. wurden aufgegriffen und erschossen. Etwa zweieinhalb Jahre lang versteckte sich Herr G. in den Wäldern. 1944 wurde er als Partisan aufgenommen. Bis zum Kriegsende, bei dem er erst 15 Jahre alt war, hatte er eine Reihe von Kampferfahrungen gegen die deutsche Wehrmacht hinter sich.

Ein deutscher Filmer, Helmuth Bauer, hat recherchiert, dass Daimler-Benz 1944/45 über 100 Kinder aus der Ukraine und Russland als „Hilfsarbeiter“ „allein in seinem Stammwerk Stuttgart-Untertürkheim eingesetzt hat. Dabei waren viele Kinder der Jahrgänge 1932, 1933 und 1934, obgleich die NS-Gesetzgebung eine Beschäftigung auch von ‚Russenkindern‘ unter 12 Jahren ausgeschlossen hatte.“¹⁸

In dem hier vorgestellten Projekt gibt es sogar eine Erzählung von Wladimir S. aus Weißrussland, in der von Kindern berichtet wird, die in einem Sanatorium zur Zwangsarbeit herangezogen worden waren, von denen eine große Zahl getötet wurde. Wladimir selbst konnte diesem Mord entkommen.¹⁹

2.5 Zum Verhalten der HJ

Der bereits zitierte Reinhard F. legte eine weitere Spur: Er berichtet über die *Gewalt und die Demütigungen durch Jungen aus der Hitlerjugend (HJ)*. Er sei einmal von seinem Chef, einem Gutsbesitzer, der ihn übrigens immer wieder geschlagen hätte, allein zu Fuß in eine Stadt geschickt worden, um Messer für die Mähmaschine zu besorgen. Auf dem Rückweg sei er von einer Gruppe Gleichaltriger aus der HJ angegriffen worden, die ihn so verprügelt hätte,

... bis ich nicht mehr konnte. Ich konnte, ich konnte nicht mehr schreien. Ich war schon vom Schreien müde. Dann hat der Führer gesagt: aufhören. Und da hat er seine Trillerpfeife rausgeholt, hat er gepfeifen und hat das Kommando gegeben, alle Mann hierher. Dann mussten alle Mann – alle Mann hierher – zum Wasser lassen. Dann hab’ ich da gelegen und – alle Mann hierher – und die haben Wasser gelassen. Das war eine große Sauerei, was sie gemacht haben, diese Jungs, in meinem Alter dazu. Die haben mir das Fürchten beigebracht, diese Jungs. Ich höre heute von Regierungsleuten – war letzstens einer da im Fernsehen. Er hat gesagt: „Ich hatte mit der ganzen Sache nichts zu tun. Ich war zu jung, dass ich damit irgendetwas zu tun gehabt habe. Ich war nur bei der Hitlerjugend. Das war alles, was ich war.“ Aber die Hitlerjugend hat es in sich gehabt. Das waren die gefürchtetsten Leute damals für uns. Die gefürchtetsten Leute.

¹⁶ Diese Hinweise verdanke ich dem Interview mit G., das Alexander Dalhouski führte. Im Ghetto in Dolginowo, Bezirk Wilejka wurden am 12.04.1942 neunhundert und im Juni 1942 zweitausend Juden erschossen. (Nationalarchiv in Minsk: Bestand 4, Verzeichnis 29, Akte 112, S. 456-457; B. 845, V. 1, Akte 63, S. 17; Nationalarchiv in Russland: B. 7021, V. 89, Akte 7, S. 27-35, 105) Vgl. auch den Aufsatz von Alexander Dalhouski in diesem Band.

¹⁷ Vgl. dazu auch Christian Gerlach, *Kalkulierte Morde*, Hamburg 1999, S. 131.

¹⁸ Vgl. den Antrag von Helmuth Bauer an die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, Ms. 2004, S. 2.

¹⁹ Das Interview mit Wladimir S. führte Alexander Dalhouski (Weißrussland) durch.

In der Tat wird die HJ von ihren früheren Mitgliedern zumeist als Organisation der Spielgemeinschaft, als Ort der Begegnung mit Kindern und Jugendlichen aus anderen gesellschaftlichen Schichten geschildert, als etwas veränderter Wandervogel-Verband, meistens unpolitisch, nicht rassistisch, allerdings mit militärischem Drill, Waffenausbildung und hierarchischer Ordnung. Wie diese Organisation aus der Perspektive der rassistisch Verfolgten, hier eines jugendlichen Zwangsarbeiters, wahrgenommen wurde und was dies über die Kultur in den nationalsozialistischen Jugendverbänden aussagt, findet sich nicht in der wissenschaftlichen Literatur über die HJ.²⁰

Auch andere berichten Ähnliches, so die russische Zwangsarbeiterin Taissa T., die auf dem Lande arbeitete, untergebracht in einem Lager:

Das war so ein Dorf, nicht so wie unsere Dörfer. Dort gab es Häuser mit zwei Etagen, die Straßen waren sehr sauber und gepflastert, aber die Bevölkerung war irgendwie, na ja, sehr unfreundlich. Wir hatten keinen Kontakt zu ihnen. Ich weiß nicht, wie sie zu uns standen. Aber immer wenn wir zur Arbeit gingen oder von der Arbeit kamen, sahen wir diese Jugendlichen und Kinder, die über uns lachten, mit Steinen nach uns warfen und uns auch als „Schweine“ bezeichneten. Wir wagten es nicht, ihnen irgendetwas zu erwidern, wir hatten Angst, dass, wenn wir etwas sagen, man uns bestrafen würde.

Oder der italienische Militärinternierte Vinicio M., allerdings sehr ambivalent, denn ein aggressiver HJ-ler wurde von einem deutschen Soldaten scharf zurückgehalten:

Vinicio M.: Nachdem ich mich erholt hatte, ging es weiter mit meiner Lagerkarriere. Ich sollte auf einer Schreibstube bei der Firma S. eine Krankenliste für das Rote Kreuz schreiben. Auf dem Weg dahin begleitete mich ein Soldat. Ein Junge kam uns entgegen und spuckte mir ins Gesicht: „Du Italiener“. Der deutsche Soldat schlug ihn mit dem Gewehrkolben weg, und immer, wenn wir uns später trafen, haben wir uns zugewinkt.

2.6 Von Butterbrot und anderen Hilfen

Vinicio M. hat wie viele andere Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen innerhalb des Elends, der Angst und zum Teil demütigender Arbeiten wie Latrinen-Säuberungen, Putzen usw. auch positive Erfahrungen mit deutschen Arbeitskollegen und mit dem Kommandanten des Lagers der deutschen Firma gemacht:

²⁰ Das gilt z.T. auch für die Arbeiten von Nori Möding und mir zur Hitler-Jugend bzw. zum BdM: Nori Möding und Alexander von Plato: Siegernadeln. Jugendkarrieren in HJ und BDM, in: Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert. Hg. vom Deutschen Werkbund e.V. und dem Württembergischen Kunstverein Stuttgart. Darmstadt/Neuwied 1986, 292-301; Nori Möding: „Ich muß immer irgendwo engagiert sein. Fragen Sie mich bloß nicht, warum.“ Überlegungen zu Sozialisationserfahrungen von Mädchen in NS-Organisationen. In: Lutz Niethammer und Alexander von Plato (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet Band 3) (256-304), Berlin 1985; Alexander von Plato: The Hitler Youth Generation and its role in the post-war Germany States. In: Mark Roseman (Hg.): Generations in Conflict. Youth Rebellion and Generation Formation in Modern Germany 1770-1968, Cambridge 1995 (210-226).

Dann gab es einen weiteren Schritt in meiner Lagerkarriere. Ich schrubte den Fußboden beim Kommandanten, der tippte mit einem Finger die italienischen Namen auf eine Schreibmaschine, alles falsch, und regte sich auf. Dann sollte ich helfen und schrieb bis Mitternacht die Namen. Der Kommandant gab mir ein großes Stück Brot als Lohn, das ich nachts alleine aß. Da ich seit langem nicht ein so großes Stück Brot gegessen hatte, habe ich mich daran überfressen, so dass ich Magen- und Atembeschwerden bekam. Der italienische Lagerarzt Dr. D. merkte schnell, was mit mir los war, und steckte mir zwei Finger in den Hals, so dass ich mich übergeben musste.

Der französische Zwangsarbeiter Elie P. war bei der OT eingesetzt und hatte wegen mangelhafter Verpflegung immer Hunger. Auf diesem Hintergrund ist verständlich, wie sehr ihn ein Mädchen beeindruckte, bei deren Familie er und ein Kamerad Kartoffeln zu ergattern hofften. Es war kurz vor Weihnachten des Jahres 1944, und es wurden Kekse gebacken. Das Mädchen schaute sie an

und ging in den Keller. Als sie zurückkam, gab sie uns Kartoffeln in unsere Tasche, und der Junge kam mit einem Butterbrot mit Leberwurst. Sie hat uns die Kekse in die Tasche gesteckt. Also das ist etwas, was ich nicht vergesse. (Sehr bewegt).

Solche Erfahrungen legen Spuren zu den Verhaltensweisen von „normalen“ Deutschen, über die – im Gegensatz zu den meisten Schilderungen über Wachmannschaften – mehr ambivalente Geschichten erzählt werden, die von Aggressionen, Beschimpfungen und Wegsehen über kleine Hilfen²¹ bis hin zu Schutz vor Übergriffen von „fanatischen“ Nazis oder von SSlern²², Freundschaften und selten sexuellen Kontakten²³ oder gar Liebe reichen.

Ein anderer Topos ist der von den hilfreichen Ärztinnen oder Ärzten. Die Russin Maria K. schildert beispielsweise solche ärztliche Hilfe nach einer schrecklichen Vorgeschichte: Ihr Vater war Kulak (Bauer auf einem größeren Stück Land) gewesen und Mitte der 1930er Jahre während der Kulakenverfolgung in Russland von seinem Hof vertrieben worden. Als ihr Großvater vor Hunger gestorben war, versteckte sich die Familie an einem See, wo sie zunächst durch Fischen überlebte und einen neuen kleinen einsamen Hof mit Gemüseanbau aufbaute. Später ging die Familie in eine Kleinstadt in Südrussland. Mit 14 Jahren wurde Maria K. nach Deutschland zur Zwangsarbeit deportiert, arbeitete in einer Fabrik und kam nach einer Denunziation durch einen Meister, der ihr nachstellte, in ein Straflager bei Düren. Unglücklicherweise arbeitete sie ganz nah bei der Stadt, als Düren am 16. November 1944 durch Bombardierung fast vollständig zerstört wurde. Sie wurde von einer Bombe getroffen.

21 So gab es während mehrerer Projekte mit Besuchsprogramm in einigen Städten Anfragen nach den Adressen bestimmter Deutscher, die geholfen hätten: Zwei Mal konnten wir für das Hagener Historische Centrum auch solche Treffen vermitteln.

22 So unter anderem die Interviews mit Maria K. (Russland), Josef. B. (Ukraine, heute in Deutschland) oder mit Julijana.P. (Serbien/Montenegro).

23 So sagte z.B. ein ukrainischer Zwangsarbeiter in Kiew: „Die deutsche Frau war leicht zu haben“, der aber zugleich betonte, dass seine frühere Verachtung, je älter er geworden wäre, einem größeren Verständnis für diese Frauen gewichen sei; denn auch diese Frauen seien im Krieg allein und jung gewesen.

Ich wurde wach von meinem Blut. Es war kalt und wegen der Kälte konnte ich die Schmerzen ertragen. Ich habe um mich herum nur Blut gesehen. Ich habe dann (deutsche) Soldaten kommen sehen und habe sie gebeten, mich zu erschießen. Ich hätte es nicht ertragen, ohne Bein. (Denn die Bombe hatte ihr ein Bein abgerissen. Sie wurde in einem Hospital bei Euskirchen operiert.) Die Nonne hat immer gesagt: „Unser Dr. S., der hat dich operiert, und das ist ein sehr guter Doktor. Dann wirst du noch laufen.“ Das Hospital in Euskirchen und die Baracken wurden auch durch Bombenangriffe teilweise zerstört.

Nach der Befreiung durch Amerikaner und Engländer wurde sie in mehreren deutschen Krankenhäuser behandelt, bekam ein Holzbein und eine Krücke. Nach ihrer Heimkehr musste Maria K. ohne Ausbildung 40 Jahre mit Kriminellen in einer Kartonagenfabrik arbeiten, ist aber glücklich verheiratet und hat eine Tochter sowie einen Enkelsohn. Sie lebt heute mit ihrem Mann in der Ukraine.

Ihre Geschichte ist eine der schrecklichsten mir bekannten Lebensgeschichten einer zivilen Zwangsarbeiterin, die überlebt hat: Als Kind verschleppt, Schwerstarbeit verrichtend, sexuell belästigt, ein Bein verloren, das Haus der Eltern verbrannt, der Vater gefallen, sie selbst nach dem Krieg als mögliche Landesverräterin behandelt wie eine Kriminelle, mit denen sie ohne Ausbildung mit einem Holzbein und auf Krücken arbeiten musste. Auch eine Beinprothese konnte sie nicht bekommen. Diese erhielt sie – so widersprüchlich sind manchmal persönliche Lebensgeschichten – bei einem Besuch 1993 in Deutschland in der Stadt ihrer Zwangsarbeit von einem jungen Unternehmer, dessen Betrieb damals noch nicht einmal existierte.

Der Topos von den hilfreichen Ärztinnen und Ärzten findet sich nicht nur bei Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen oder nationalsozialistischen Verfolgungen. Man denke nur an die vielen Geschichten von russischen Ärztinnen, die deutschen Soldaten in der Kriegsgefangenschaft halfen.

Georg K., ein Kriegsgefangener, erzählt viele Episoden über das elende Leben im Lager, darunter auch sehr viele, fast immer ambivalente Erzählungen über das Verhalten der deutschen militärischen Bewachung. Ein Beispiel:

In dem Lager gab es einen (sowjetischen) Feldscher Michael. Das ganze Lager kannte ihn. Eines Tages sah er, wie ein deutscher Wachsoldat einen Gefangenen schlug, ging hin und fragte: „Warum schlägst du ihn, was hat er dir getan? Er lebt ja kaum noch!“ Und der Wachsoldat zog die Pistole und erschoss den Feldscher. Das war 1943. Der Tod dieses Feldschers, der sehr vielen geholfen hatte, brachte dieses Lager in Bewegung. Alle haben im Lager Blumen gepflückt – die Deutschen zwangen uns, im Lager Blumen anzubauen. In der Krankenbaracke stellten sie für diesen Feldscher einen Sarg auf, in den sie ihn hineinlegten, mit Blumen schmückten und an dem sie eine Ehrenwache hielten. Davon erfuhr der Lagerkommandant, Hauptmann Lipp, ein Hauptmann, ein Militär. Er kam erregt angelaufen: „Was geht hier vor?“, blieb vor dem erschossenen russischen Soldaten stehen und zog seine Mütze mit der deutschen Kokarde. Er befahl, den russischen Gefangenen mit militärischen Ehren, genauer mit den elementaren soldatischen Ehren, zu beerdigen. Und so wurde er auch begraben.

Den Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen zumeist heimlich hingelegte Butterbrote, Zigaretten, ausrangierte Hemden usw. spielen eine große Rolle in den Erzählungen von Deutschen und erscheinen in den meisten Kontexten als spätere „Exkulpationsgeschichten“ und übertrieben. Wenn solche Erlebnisse allerdings auch von Zwangsarbeitern berichtet werden – und zwar nicht selten –, dann zeigen sie mindestens zweierlei: Es sind für die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen wichtige Erinnerungen, weil „Butterbrote“ in der Situation von Hunger, Einsamkeit, Angst und Bedrohung als Balsam für Leib und Seele erlebt wurden, deshalb auch besonders erinnert werden. Aber sie zeigen auch, dass es solche kleinen Hilfen oder Gesten von Deutschen gab, wobei besonders Frauen erwähnt werden. Vielleicht entspringt die Betonung solcher Geschichten auf beiden Seiten auch der Hoffnung auf oder einem Wunsch nach Menschlichkeit unter inhumanen Bedingungen. Dori Laub, amerikanisches Mitglied dieses Projekts und historisch arbeitender Psychoanalytiker, betont demgegenüber, dass zu untersuchen sei, inwieweit besonders positive Bilder auf Deutschland bzw. auf Deutsche bei Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen auf „Schuldabwehr“ zurückzuführen seien. So würde er z.B. die Aussage eines Russen interpretieren, der die Zeit in Deutschland als „die schönste seines Lebens“ bezeichnete – wobei er „vergessen“ würde, dass mehrere Millionen seiner Landsleute den Tod fanden.²⁴ Das wäre eine mögliche Interpretation; andere bieten sich ebenfalls an: Es war die Jugendzeit der Befragten, einige von ihnen hatten brutale sowjetische Verfolgungen hinter sich, manch ein Zwangsarbeiter hat sich in Deutschland verliebt, wurde später als Landesverräter behandelt usw. Das sind nur einige Gründe, warum sich die Zwangserfahrung in Deutschland relativieren könnte.

2.7 Flucht und Sabotage

Eine weitere Spur führt zu einer merkwürdigen, zunächst fast bedeutungslos erscheinenden Nebengeschichte, die unseren Blick auf unterschiedliche Bewertungen in der Nachkriegszeit und auf die verschiedenen Erzählkulturen in den einzelnen Ländern lenkt: „Die Flucht in die Wälder“. Viele Roma, viele Weißrussen²⁵ und andere Osteuropäer berichten, dass sie sich in den Wäldern ihres Heimatlandes versteckten, als klar wurde, dass sie von der Wehrmacht oder der SS verschleppt oder getötet werden sollten. Zuhause auf bekanntem Terrain ist dies eine plausible Verhaltensweise, aber wenn man den Erzählungen folgt, dann wurde diese Flucht in die Wälder auch in Deutschland oder den besetzten Regionen versucht – in diesen unbekannt Gebieten fast immer ohne Erfolg. Überlegungen zur Flucht, deren Vorbereitung, zumeist ohne wirklichen Vollzug, spielt m. E. in den Erzählungen von Osteuropäern auch in

²⁴ In Gesprächen mit mir am 17. und 18. August 2007.

²⁵ So u.a. das Interview mit dem Belorussen Iwan G. aus Baranowitschi (jetzt Weißrussland, früher Polen), Zwangsarbeiter in Salzgitter, floh mehrfach, um bei einem Bauern unterzukommen. Nach 1945 wurde er zur Roten Armee verpflichtet, dann zu einem Metallwerk bei Gorki und kam erst 1948 in seinen Heimatort, nun Weißrussland, zurück. Auch die Roma Marija G. aus Postawy floh in die Wälder, weil ihr der Dorfälteste dies nahe gelegt hatte – aber vergeblich: Sie wurde Zwangsarbeiterin (Holzfällerin) bei Smolensk. Vgl. hierzu auch den Beitrag von Alexander Dalhouski über Weißrussland sowie den Artikel von Imke Hansen und Alesja Belanovich ebenfalls über Weißrussland in diesem Band. Diese Flucht in die Wälder scheint – so Alexander Dalhouski – mit der agrarischen, wenig industrialisierten Herkunft zusammenzuhängen.

Deutschland während des Krieges insgesamt eine größere Rolle als in den Akten. Das mag daran liegen, dass die Flucht noch in der Planungsphase aufgegeben wurde, das kann aber auch den Grund haben, dass die Flucht nach einer schnellen Rückkehr durch die deutsche Seite vertuscht wurde.

So erzählt der Rotarmist Georg K., der kurz vor Kriegsende aus dem Lager Stuckenbrock zu fliehen versuchte, erwischt, aber nicht erschossen wurde:

Wir haben lange darüber nachgedacht, was wohl geschehen war. Erst vor einigen Jahren, als ich mir die Archivadokumente des 236. Lagers anschauen konnte, fand ich ein Buch, in dem Strafen für Kriegsgefangene eingetragen waren. Unter den Eintragungen fand ich meinen Namen und auch den meines Freundes Mischa R. Und dort stand: 14 Tage strenger Arrest für das Verlassen des Arbeitsplatzes. Wir waren aber auf der Flucht aufgegriffen worden. Ich denke, es ist vielleicht eine Art Widerstand, wenn unsere Flucht als einfaches Verlassen des Arbeitsplatzes eingestuft worden war. Für Flucht wären wir erschossen worden, für das unerlaubte Verlassen des Arbeitsplatzes erhielten wir 14 Tage strengen Arrest und blieben am Leben. Solche Dinge geschehen.

Eine andere Möglichkeit der Erklärung dieser Differenz zwischen Aktenüberlieferung und mündlicher Erzählung in Sachen Flucht mag darin liegen, dass in der Sowjetunion der Nachkriegszeit den früheren Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen der Generalverdacht des Landesverrats entgegenschlug und sie deshalb ihre Widerständigkeit mit Flucht belegen wollten. Das würde aber nicht erklären, warum auch außerhalb der Sowjetunion, zum Beispiel bei Roma Jugoslawiens, solche Fluchtgeschichten häufig erzählt werden.

Der spätere Verdacht auf Landesverrat könnte auch eine Erklärung dafür sein, warum es doch relativ viele Berichte über kleinere und größere *Sabotageakte* durch Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen aus Osteuropa in der deutschen Industrie gibt; denn auch Sabotage demonstrierte ihre Widerständigkeit in Deutschland.

Solche Erzählungen wie die von der „Flucht in die Wälder“ haben aber sicher eine längere Tradition und Form – sie werden nicht erst im Zweiten Weltkrieg entstanden sein und dürften dort eine größere Wiederkehr erlebt haben, wo nationale oder ethnische Minderheiten längere, sich wiederholende Unterdrückungen erduldet hatten oder marodierende Armeen die Einheimischen ausplünderten und bedrohten. Solche Traditionen schufen eigene Erzählmuster über Bedrohung, Überfall, Ausplünderung, Ermordung, aber auch über Fluchten, Überlistungen des übermächtigen Feindes, Freundschaft, Solidarität, Selbstbehauptung oder sogar über die überraschende Hilfe aus dem Feindeslager.

2.8 Ambivalente Bombardierungserfahrungen

Was die Russin Maria K. über Bombardierungen erzählt, ist nicht untypisch: Viele Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, die in Städten bzw. in der Industrie arbeiten mussten, erlebten die Bombenangriffe der Alliierten sehr ambivalent: Einerseits waren diese Luftangriffe Anzeichen für die baldige Niederlage Deutschlands und die eigene Befreiung, andererseits wurden sie selbst von den Bomben verbündeter Staaten ihrer Heimatländer bedroht – zumeist stärker als die einheimische deutsche Bevölke-

rung. Viele berichten, dass sie nicht wie die Deutschen in Bunker oder Keller flüchten durften. So wurden beispielsweise in einer Firma in Westfalen mehr als die Hälfte der italienischen Militärinternierten in ihren Baracken von Bomben getötet. Es sei ein furchtbarer Anblick gewesen, viele seien bei lebendigem Leibe verbrannt worden, erzählen überlebende italienische Militärinternierte wie Vinicio M. Solche Geschichten finden sich in den Darstellungen anderer Gruppen ebenfalls.

Aber es gibt auch Erzählungen, in denen die Bombardierungen die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen und die deutsche Bevölkerung gegen die Alliierten zusammen führten. Ein Beispiel dafür liefert die Erzählung der serbischen Zwangsarbeiterin Zdenka N., die 1944 in Belgrad verhaftet worden war und über das Lager Maribor nach Dresden zur Zwangsarbeit deportiert und dort bei der Post eingesetzt wurde. Sie war in einem „Quasi-Lager“ in einem Mietshaus untergebracht, konnte sich aber relativ frei bewegen. Bei Beginn der Angriffe auf Dresden am 13. und 14. Februar 1945 war sie am Bahnhof und konnte den offiziellen Schutzkeller aufsuchen, musste ihn aber in Rauch und Flammen verlassen und durch die heißen Straßen zwischen brennenden Häusern fliehen. Sie sieht die britischen und amerikanischen Bomber-Piloten wie die deutschen Einwohner Dresdens auch, nämlich als lebensbedrohende Feinde, die „sinnlos“, das heißt ohne strategischen Zweck, zigtausende von Zivilisten umgebracht und eine Kulturstadt zerstört hätten. Zdenka N. beschreibt allerdings auch ihre Arbeitsbedingungen ähnlich wie die der deutschen Kolleginnen im Krieg, sie sei sogar „mit Respekt“ behandelt worden. Das waren Bedingungen, wie sie bei zivilen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen in der Industrie selten anzutreffen waren.

Viele Deutsche gerade auf dem Lande erklären allerdings, dass Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen auf Höfen als Hilfe angesehen wurden, wenn der Mann oder Sohn an der Front waren. Deshalb und bei guter Arbeit seien sie anerkannt gewesen. Manche dieser Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen hätten sich manchmal sogar mit den Deutschen identifiziert. So auch Frau S., die behauptet, dass ein polnischer Kriegsgefangener, der faktisch die Rolle des Gutsverwalters übernommen hätte, ein britisches Besatzungsmitglied erschlagen hätte, der mit dem angeschossenen Bomber auf dem Rückweg von Berlin in der Nähe ihres Dorfes abgestürzt war – eine erschreckende Erzählung.²⁶

Solchen Berichten über die guten Beziehungen zwischen Deutschen und Zwangsarbeitern bzw. Zwangsarbeiterinnen widerspricht eine andere Strömung der in diesem Projekt Befragten, besonders diejenigen, die in Lagern gewesen waren.

2.9 Widersprüche im NS-System

In den Interviews werden auch Spuren gelegt für die Untersuchung von *Widersprüchen im NS-System*, die Zwangsarbeit betreffend: Vor allem die Organisation Todt findet in diesem Zusammenhang Erwähnung. Die OT wird zwar als besonders hart geschildert, was die Arbeitsbedingungen oder die wechselnden bzw. mobilen OT-Lager betrifft, zugleich aber dürften diese Arbeit und die Mobilität der Lager mehr als in der Industrie, vermutlich aber weniger als bei einem Teil der Bauern, einen gewissen Schutz mit sich gebracht haben.

26 In einem Interview aus dem Jahr 1986.

So beschreibt der französische Zwangsarbeiter Elie P., Jahrgang 1921, Jungkatholik aus der Champagne, die besonderen, aber nicht erlaubten Bewegungsmöglichkeiten bei der OT:

Manchmal war der Ausweis der Organisation Todt, weil wir so mobil waren und an verschiedenen Orten eingesetzt wurden, wie eine Art Passierschein. Aber das ist vielleicht ein- oder zweimal passiert; es war sehr riskant.

Auch die rassistische Verfolgung soll dort mindestens zeitweilig der ökonomischen Rationalität nachgeordnet worden sein – jedenfalls nach Berichten einiger Überlebender.

Es gibt auch Widersprüche innerhalb anderer Behörden und Organisationen oder zu oberen NS-Organen, die in den Erzählungen unserer Interviewpartner deutlich werden, so in den *frühen* Konzentrationslagern auf deutschem Boden²⁷, als der Verfolgungsapparat noch nicht so klar von der SS beherrscht war wie später. Die Interviews zeigen auch Unterschiede zwischen den deutschen Verwaltungen in den besetzten Gebieten, also zwischen den zivilen, den militärischen oder denen der SS. Zwischen diesen Verwaltungen bestanden nicht so sehr Widersprüche im Grad ihrer rassistischen oder politischen Verfolgungstätigkeit, sondern vielmehr in den Konkurrenzen, was die Ausnutzung der Arbeitskräfte dieses Landes für die eigenen Dienste oder für den Einsatz im Reich selbst betrifft.²⁸

Unterschiede in der Organisierung der Arbeit gab es auch zwischen den Ämtern in den mit dem deutschen Reich verbündeten Staaten und den besetzten Ländern (siehe unten), zwischen der Arbeit in der Industrie oder auf dem Lande, zwischen den Geschlechtern und zwischen der Kriegspolitik in West- und in Osteuropa, wo der Rassismus der nationalsozialistischen Besatzungspolitik besonders zum Tragen kam.

2.10 Unterschiedliche Bedingungen in Deutschland, verschiedene Wege nach der Befreiung – unterschiedliche Verarbeitungen

Die Interviews zeigen deutlich, dass und wie unterschiedlich die Zwangsarbeit nach 1945 verarbeitet wurde, je nachdem ob man auf dem Lande in besetzten Gebieten der Sowjetunion aufgegriffen und nach Deutschland transportiert wurde oder ob man aus den städtischen Zentren kam. Vor allem jene Gespräche, die von unseren Kolleginnen aus Woronesch geführt wurden, legen die Frage nahe, ob sich in der ländlichen russischen Provinz die Kirche, religiöse Inhalte und christliche Werte stärker behauptet hatten als in den Großstädten, wo sich in sowjetischen Schulen die Inhalte der KPdSU-Politik stärker durchgesetzt haben sollen. Auf die Zwangsarbeit bezogen könnte dies auch heißen, dass alte, eher positive Bilder über Deutschland (noch) vorherrschend waren oder dass versöhnlichere Haltungen gegenüber den Deutschen auch nach dem Krieg zu beobachten sind.

Bei früheren sowjetischen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen findet sich auch stärker als bei jenen aus anderen Ländern eine größere Bereitschaft, zwischen „Mensch“ und „System“ zu unterscheiden – auch bezogen auf die Deutschen des

²⁷ Vgl. meinen Aufsatz über Erinnerungen an die Zwangsarbeit in Deutschland in diesem Band.

²⁸ Vgl. dazu – wie insgesamt zur Ukraine – die Aufsätze aus der Ukraine von Gelinada Grinchenko aus dem Osten und der Mitte sowie von Tetyana Lapan aus dem Westen der Ukraine in diesem Band.

Dritten Reiches, obwohl die offizielle sowjetische Sprache während des Krieges nach 1941 die Deutschen nur als Faschisten bezeichnete. Jedenfalls zeigt sich bei Durchsicht der übersetzten Interviews, dass es eine Häufung von eher positiven Geschichten über die kleinen Leute in Deutschland, über einfache deutsche Soldaten oder über vorsichtig auftretende, aber hilfreiche Kommunisten in den Interviews aus der Sowjetunion gibt. Vermutlich wird hier die Erfahrung in Deutschland vor der Folie der Erfahrungen in der sowjetischen Diktatur interpretiert, insbesondere ihrer Heimkehr, anlässlich derer sie dem Generalverdacht ausgesetzt waren, sie seien Kollaborateure gewesen.²⁹

Eine noch stärkere Rolle als in der schriftlichen Überlieferung spielen die unterschiedlichen Wege in ihre Heimat oder in die Emigration nach der Befreiung in den mündlichen Berichten der früheren Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen. Viele, besonders Jüdinnen und Juden, wählten den Weg der Emigration nach Israel, in die USA oder in andere Immigrationsländer; die meisten von ihnen wussten, dass die gesamte oder große Teile ihrer Familie umgekommen oder in alle Winde zerstreut waren, oder sie befürchteten den Antisemitismus in Deutschland oder in Osteuropa.³⁰ Karl B. beispielsweise schildert die furchtbare Einsamkeit, die ihn befiel, als er aus dem KZ Mauthausen nach der Befreiung mit Hunderten anderer auf dem Prager Bahnhof saß und nacheinander fast alle Kameradinnen und Kameraden aufgerufen und von ihren tschechischen Verwandten abgeholt wurden. Nur er blieb übrig, niemand konnte ihn mehr abholen.

In den Ländern der Sowjetunion kamen die meisten zivilen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in so genannte Filtrierlager, wo man sie prüfte, ob sie kollaboriert oder sogar Landesverrat begangen hatten. Diese Haltung der Behörden verfolgte sie noch jahrelang, auch wenn sie schließlich doch in ihre Heimat zurückkehrten, und bestimmte in vielen Fällen ihre Ausbildung oder ihren weiteren beruflichen Werdegang. Manche mussten wieder als Soldaten „Dienst schieben“³¹, andere noch Jahre an anderen Stellen der Sowjetunion unter Bedingungen arbeiten, die einer Zwangsarbeit nahe kamen.

Als beispielsweise Maria K. nur mit einem Bein nach Hause kam, war

das Haus verbrannt. Die Familie war nicht mehr im Haus. Im Krieg. Die Deutschen haben das besetzt, und als die Deutschen weggingen, haben sie es verbrannt. Mein Vater ist im Krieg gefallen. (...) Im Dorf war eine Kolchose, und ich bin zu dem Vorsitzenden gegangen und hab' gesagt: „Ich möchte eine Arbeit haben. Können Sie mich vielleicht zu einem Buchhalterkurs schicken

²⁹ Diese unterschiedlichen Verarbeitungen und deren Gründe werden in den Schlusskapiteln dieses Aufsatzes noch einmal aufgenommen.

³⁰ Für diese Wege der Heimkehr in die Sowjetunion gibt es eine Reihe von Beispielen. Geradezu anarchische Widerständigkeit zeigt die Lebensgeschichte von Konstantin A. aus Weißrussland. Er wurde als junger Mann verhaftet und nach Deutschland gebracht, weil er einem deutschen Offizier eine Pistole geklaut hatte. In Deutschland selbst saß er ebenfalls wegen Flucht und Diebstahls in einem Straflager, nach der Befreiung bei den Amerikanern desgleichen; schließlich wurde er an die Sowjetunion ausgeliefert, wo er erst 1948 in seinen Heimatort zurückkehrte. Drei Jahre hatte er als Schreiber außerhalb arbeiten müssen.

³¹ So wurde Iwan G. aus Baranowitschi (jetzt Weißrussland, früher Polen), Zwangsarbeiter in Salzgitter, nach 1945 erst zur Armee verpflichtet, dann zum Metallwerk Gorki und kam erst 1948 in seinen Heimatort, nun Weißrussland, zurück.

oder so was?“ Er antwortete: „Weißt Du was? Wir haben so viele Soldaten, die von der Front zurückgekehrt sind, die waren im Krieg, die haben gekämpft. Und Du bist eine Faschistin. Du warst in Deutschland.“ Er sagte: „Die haben das verdient, einen Beruf zu haben. Du kriegst nichts!“ Er hatte ein Dokument von mir aus dem Kölner Krankenhaus gehabt. (...) Das hatte ich diesem Kolchosen-Vorsitzenden vorgelegt, diese Papiere aus Deutschland. Das einzige, was ich hatte. Und der hat das einfach zerrissen. Sagte: „Wir brauchen Dich nicht!“

So hart traf es die meisten Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen auch in Osteuropa nicht, aber dennoch hatten sie neben der eigentlichen Verfolgung wesentliche Jahre ihrer Ausbildung oder ihres Berufs verloren, hatten ihre Familie nicht gesehen, das Aufwachsen ihrer Kinder nicht gesehen. Einige waren sogar schwer traumatisiert.

Diese unterschiedlichen Wege in die alte oder neue Heimat prägten natürlich auch die Verarbeitung dieser Zeit in Deutschland. Dazu unten mehr.

3. Unterschiede in der Vielfalt

Innerhalb der Vielfalt springen dennoch einige große strukturelle Unterschiede in der Behandlung der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen ins Auge: Der bedeutendste ist der zwischen Juden und Roma einerseits und den übrigen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen andererseits; dann noch einmal der Unterschied zu den Kriegsgefangenen und natürlich der Unterschied zwischen den Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen aus West- und aus Osteuropa.

3.1 Sklavenarbeit: Teil der Tötungsmaschine

War insbesondere der Antisemitismus in Mitteleuropa bis hinein ins späte 19. Jahrhundert überwiegend religiös motiviert, so benötigte der „moderne Rassismus“ des Nationalsozialismus diesen Hintergrund kaum mehr, obwohl er auf dessen Muster aufbauen konnte – nun aber ging es um die „Wertigkeit“ der Rassen, um die per se berechnete Herrschaft einer Herrenrasse über eine vorgeblich minderwertige, um die Errichtung eines Reiches, basierend auf einer rassistisch reinen Volksgemeinschaft. Der Zweite Weltkrieg hatte diese rassistische Zielsetzung schon zu Beginn, entwickelte seine ganze Brutalität der Unterdrückung „minderwertiger Rassen“ und ihrer Vernichtung aber vor allem nach 1941 in Ost- und Südosteuropa.

Unsere Befragungen von Roma zeigen allerdings extreme Unterschiede: Es gibt zwar vor allem Berichte wie die des zitierten Reinhard F. über die Verfolgung bis zur Vernichtung in den Todeslagern, aber auch andere, die zeigen, dass sich Roma manchmal auf erstaunliche Weise dem Zugriff der SS entzogen und untertauchten³². Dritte wurden in irgendwelche unwirtliche Gegenden, in denen die Roma sich selbst überlassen wurden, verschleppt. Vierte blieben vor Ort und wurden unter demütigenden Behandlungen zu Zwangsarbeiten herangezogen; Fünfte wurden nicht einmal als „wert befunden“, in Deutschland Zwangsarbeit zu verrichten.³³ Es wurden auch bos-

³² Darauf wies schon Christoph Thonfeld in seinem Aufsatz „The International Forced Labourers Documentation Project – Preliminary Results (Ms.) 2006 hin.

³³ Interview mit Andrei C. aus Moldawien oder Michail B. (History workshop Minsk im Juli 2007). Diesen Hinweis verdanke ich Christoph Thonfeld (ebd., 3).

nische Roma befragt, die sowohl vor 1945 als auch danach verfolgt wurden und in den Bürgerkriegen Ende des vergangenen Jahrhunderts der erneuten Verfolgung und der drohenden Ermordung durch eine Flucht nach Deutschland entgingen und als „Geduldete“ in Berlin untergebracht wurden. In ihren Berichten vermischen sich die Verfolgungen, und ihr Verhältnis zu Deutschland heute ist nicht nur von diesen verschiedenen anderen Verfolgungen der Nachkriegszeit überlagert, sondern auch von ihrer jetzigen Situation: einerseits dankbar und jede Kritik vermeidend, andererseits verängstigt, da sie ihre „Duldung“ immer wieder beantragen müssen. Es sind bedrückende Biografien.³⁴

Die deutschen Juden, die den Holocaust überlebten und die wir befragten, hatten zumeist schon einige Jahre der sich verschärfenden Verfolgung seit 1933 hinter sich – vom Berufsverbot, dem Verweis von allgemeinen Schulen und anderen Ausbildungsplätzen über die Reichspogromnacht (Reichskristallnacht) und das Tragen des Judensterns bis hin zur Zwangsarbeit vor Ort oder im Ghetto und die Deportation in Konzentrationslager, um nur die wichtigsten Stationen zu nennen. Diese Stationen der Verfolgung wurden in weitaus schnellerer Abfolge in anderen Ländern durchgesetzt, nachdem die deutsche Wehrmacht in Osteuropa den Vormarsch organisierte und Juden bzw. Roma der Sklavenarbeit und der Vernichtung preisgab.

Manche Juden, die in der Vorbereitung dieses Projektes während der vergangenen Jahre mit uns sprachen, hatten befürchtet, dass das besondere Schicksal der rassistisch verfolgten Juden oder auch der Sinti und Roma im allgemeinen Chor der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen untergehen oder verharmlost werden könnte.³⁵ Aber das Gegenteil ist der Fall: Die besondere Härte der Verfolgung von Juden und so genannten Zigeunern hebt sich in den Befragungen mit aller Schärfe ab von derjenigen der Haupttendenz der zivilen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen.

Die meisten KZ-Häftlinge, die zur Sklavenarbeit in KZ gezwungen oder an Betriebe außerhalb verkauft oder vermietet worden waren, begriffen diese Arbeit zumeist als einzige Chance für das Überleben. Für sie war das Herauskommen aus dem brutalen Lagerleben in eine noch so harte Arbeit eine Möglichkeit, durchzukommen und der Selektion zum Tode zu entgehen.³⁶

Zivile Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen – ich wähle absichtlich starke Kontrastbeispiele –, die beispielsweise auf dem Lande in einem bäuerlichen Betrieb arbeiten mussten, wo man sie noch einigermaßen gut behandelte, sie jedenfalls nicht zu Tode trieb, hatten nur selten ähnlich schreckliche Lagererfahrungen in dieser Bedrohlichkeit und Brutalität gemacht, hatten den Krieg meist nur kurz erlebt und kamen mit dessen unmittelbaren Schrecknissen erst dann wieder in Berührung, als die deutschen Rückzugsefekte in die Gebiete kamen, in denen sie Zwangsarbeit ver-

34 Vgl. dazu den Aufsatz von Birgit Mair in diesem Band.

35 So fragten jüdische Überlebende in Minsk Christoph Thonfeld und mich 2005 im Museum des Minsker Ghettos, ob in Deutschland eine Untersuchung über Zwangsarbeit gemacht würde, weil die Deutschen dabei besser dastünden und der Holocaust damit vergessen gemacht werden könne. Damals konnten wir die Fragestellerinnen überzeugen, dass sich nach den Erfahrungen in den Befragungen das Gegenteil zeige: Das Schicksal der Sklavenarbeiterinnen und -arbeiter hebe sich deutlich ab von dem der Masse der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, und auch die Zwangsarbeit von Juden und Roma als Teil der Tötungsmaschinerie würde überdeutlich.

36 Vgl. vor allem den Artikel aus Israel von Margalit Bejarano und Amija Boasson sowie die Artikel aus den USA von Dori Laub und Johanna Bodenstab sowie von Sara Ghitis und Ruth Weinberger in diesem Band.

richten mussten. Wenn sie in Fabriken der Großstädte arbeiteten, hatten sie allerdings – wie erwähnt – die Schrecken der Bombardierungen, häufig ohne den Schutz von Bunkern, erleben müssen. Auf dem Lande hatten sie die Bombengeschwader mit gemischten Gefühlen über sich hinweg ziehen sehen, wurden aber nicht bombardiert. Viele unter ihnen waren ganz froh, dass sie den Krieg als Soldaten oder in Kampfgebieten nur kurz oder gar nicht erlebt hatten, es sei denn, sie waren „Politische“ oder besonders überzeugte Patrioten.

Ganz andere Erfahrungen machte beispielsweise ein polnisch-stämmiger Jude, Roman K.³⁷, der aus einer Familie stammte, die zwar jüdisch war, aber ihr Judentum nicht besonders praktiziert hatte. Er wurde 1940 mit seiner ganzen Familie nach Lodz abgeschoben, wohnte aber noch außerhalb des Ghettos. Noch im selben Jahr wurden alle abgeholt und in Waggonen verfrachtet. Er wurde von Vater, Mutter und zwei Schwestern getrennt, die er niemals wiedersah, und kam in ein „Judenlager“ in der Nähe von Krakau, das von SS-Kommandos bewacht wurde. In einer Baukolonne musste R. für die „Siemens-Bau-Union“, die Umschlagsbahnhöfe für die Wehrmacht bzw. die Reichsbahn baute, arbeiten. 1940 versuchte er zu fliehen, kehrte aber nach einigen Tagen wieder ins Lager zurück, da es dort trotz der zu erwartenden Bestrafung „sicherer (!) als draußen“ sei – angesichts des Antisemitismus in Polen. 1942 kam er in ein Lager bei Radom, dann in ein drittes in der Nähe, wo er Wasserminen pressen musste.

Wasserminen aus (dem Sprengstoff) Pigrin³⁸. Ich weiß nicht, ob Sie die Zusammensetzung von Pigrin kennen. Das ist ein ganz giftiger Stoff, ein gelbes Pulver. Und jeder, der an diesen Pressen gearbeitet hat, der hat es bloß drei Wochen, höchstens vier Wochen ausgehalten und dann war er Kandidat des Todes. (...)

Roman K. kam zunächst auf den Bau und damit nicht mit der tödlichen Substanz in Berührung. Aber:

Dieses Lager hat jeden Monat neue Menschen bekommen. Es war immer ein Transport von tausend, tausendfünfhundert Leuten, und die wurden in einem Monat sozusagen verheizt.

Alle diese Menschen hätten die Hoffnung gehabt, durch Arbeit zu überleben – vergeblich.

Die letzten vierzehn Tage, als keine Transporte mehr kamen, wurde alles, was da war, alles was noch zur Verfügung stand an Menschenmaterial, an diese Pressen gebracht. Auch ich musste die letzten vierzehn Tage diese Pressen bedienen. Und nach vierzehn Tagen wurde das Lager evakuiert, und wir kamen nach Buchenwald. Als ich in Buchenwald ankam, war ich von oben bis unten so gelb wie eine Zitrone durch diese Wirkung dieses Sprengstoffpulvers.

³⁷ Interview durchgeführt von Alexander von Plato.

³⁸ Oder Pikrin – beide Namen kennzeichnen Sprengstoffe.

Von Buchenwald ging es noch nach Groß-Rosen, in eine Waggonfabrik, dann auf den Marsch in die CSR, das Gepäck der sie bewachenden SSler schleppend. Auf diesem Todesmarsch wurden viele erschossen, die nicht mehr laufen konnten. In der CSR wurde er im Mai 1945 von der Roten Armee und der Zweiten Polnischen Armee befreit und marschierte mit den Sowjets in der SBZ ein. Von seinen 40 Verwandten fand er niemanden mehr; seine engere Familie ist wohl schon 1940 umgebracht worden. Er selbst blieb in der SBZ/DDR, baute dort einen privaten Fuhrbetrieb auf, engagierte sich spät in den jüdischen Gemeinden, auch überregional.

Ein anderes Beispiel, das neben furchtbaren Erlebnissen auch Solidarität von politischen Mithäftlingen zeigt: Der damals junge Karl B. kam aus der Tschechoslowakei; seine Familie floh nach der Annektierung des Sudetengebietes nach Prag, wurde dann ins Ghetto Litzmannstadt (Lodz) befohlen.³⁹ Dort versuchte die Familie unter elenden Bedingungen durch Arbeit zu überleben. Alle mussten schwer arbeiten.

Ich selbst bin auch bei dieser Arbeit zusammengebrochen. Und da hab ich das erste Mal eine gewisse Solidarität kennengelernt, eine Solidarität, von Kommunisten (obwohl er selbst Jungzionist war). Eine jede Person, die da war, hat gearbeitet in siebzig Arbeitsstätten verschiedener Richtungen. Es waren also Schneidereien, und Schuhe aus Stroh hat man hergestellt, und ein Sattlerressort und ein Tischlerressort. Ich selbst war am zweiten Arbeitsplatz, nachdem ich eine Nagelfabrik verlassen hatte, in einer Tischlerei, wo man Granatkisten für die Flak hergestellt hat. Wie gesagt, die ganze Ghettobevölkerung war in Arbeit, und das war das Problem: Kann man sich durch die Arbeit retten und den Krieg überdauern oder ist das auch vergeblich? Es war vergeblich, denn im Jahre 1944, im August, hat man das ganze Ghetto liquidiert, da waren noch 60.000 Personen da von an die 200.000.

Die anderen waren vor Hunger umgekommen oder zur Vergasung deportiert worden. Der Hunger war furchtbar: Auch sein Vater, seine Mutter und sein jüngerer Bruder starben noch im Ghetto. Er selbst wurde nach Auschwitz deportiert, wo er mit Hilfe kommunistischer Illegaler überlebte – sogar den Todesmarsch.

Nach dem Krieg ging er in die Tschechoslowakei zurück, arbeitete in einer staatlichen Behörde und verließ 1968 nach dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes die CSSR und siedelte sich mit seiner Familie in Deutschland an.

Die *Vergeblichkeit der Hoffnung, durch Arbeit zu überleben*, ist eines der Grundthemen derjenigen Juden und Roma, die überlebten. Sie selbst hätten Glück gehabt, aber die große Masse der anderen hätte vergeblich gehofft. Die meisten verhungerten, landeten im Gas oder wurden erschossen. Ein großer Teil von ihnen wurde umgebracht, ohne jemals Zwangsarbeit verrichtet zu haben; die männlichen sowjetischen Juden seien überwiegend sofort erschossen worden, während man Frauen und Kinder Wochen später umbrachte. „Es war eben auch der größte Kindermord der Geschichte“, wie Ulrich Herbert jüngst auf einem Wiener Vortrag zusammenfasste.⁴⁰ Alle

³⁹ Vgl. vor allem Andrea Löw: Juden im Getto Litzmannstadt. Lebensbedingungen, Selbstwahrnehmung, Verhalten, Göttingen 2006.

⁴⁰ Ulrich Herbert: Arbeit und Vernichtung. Über Konvergenzen und Widersprüche nationalsozialistischer Politik, Vortrag in der Arbeiterkammer Wien am 27. Juli 2007 im Rahmen der Holocaust Studies Ta-

anderen europäischen Juden, die sich in deutscher Gewalt befanden, „vielleicht ein Drittel insgesamt – das ist aber nur eine Schätzung – wurde für kürzere oder längere Zeit zur Zwangsarbeit für die Deutschen herangezogen“.⁴¹

Es gab in den jüdischen Familien Diskussionen oder Streit darüber, ob man auswandern sollte oder nicht, bis es zu spät war. Es waren wohl eher die Jüngeren, die für die Auswanderung plädierten.

Karl B.: *Mein Vater fühlte sich eigentlich in dieser Gegend (um das Thermalbad Teplitz herum) sehr wohl, es war auch eine sehr interessante Stadt, und ich denke auch heute noch mit Wehmut und großer Freude an die verlorene Heimat. (Pause) Mein Vater war 1938 patriotisch eingestellt und hat deshalb etwas versäumt, wofür er sich selbst später große Vorwürfe gemacht hat, nämlich die Auswanderung zu betreiben, wie es seine Schwester getan hat. Die konnte im Jahre '39 nach Amerika auswandern, das konnte mein Vater eben nicht, weil er es versäumt hatte, vor dem Oktober 1938 dem amerikanischen Konsulat ein Affidavit (Bürgerschaft eines Bürgers des Aufnahmeandes für einen Einwanderer) vorzulegen.*

Irgendwann war es dann zu spät, so dass innerhalb und außerhalb dieser Familien die sorgenvolle Frage aufkam und durch die Gerüchte über Vernichtungslager verstärkt wurde: Wenn wir nicht einmal in Ghettos durch Arbeit überleben können, wenn alle Gebiete „judenfrei“ gemacht werden sollen, wo sollen wir dann noch leben können? Und noch später: Oder will man uns überhaupt leben lassen? In der Tat gab es in der Nazi-Politik zunehmend keinen anderen Platz als im Lager und keine Region, in die man Juden hinein lassen wollte. Die Raumordnung Osteuropas, entsprechend dem „Generalplan Ost“, sah eine „Dezimierung und Vertreibung“ von Polen und später von Russen vor, die nur noch als Zwangsarbeiter für niedere Arbeiten bleiben durften, aber Juden tauchten in dieser Raumordnung gar nicht mehr auf, so Ulrich Herbert: Die ganze Politik habe auf eine nur vorübergehende Ghettoisierung und Zwangsarbeit von Juden gezielt bis zu deren weiteren Deportation nach Osten. Sukzessive habe sich bei der NS-Führung die Überzeugung durchgesetzt, dass „eine Deportation wohin auch immer jedenfalls zur massiven Verminderung der jüdischen Population führen werde.“⁴² Aber wohin hätte man sie schicken sollen, wenn sie überall ausgewiesen wurden? Letztlich zu einer gewaltigen und massenhaften Tötung. Am 20. Januar 1942 wurde diese Meinung auf der Wannseekonferenz quasi offiziell, während man zu gleicher Zeit die sowjetischen Kriegsgefangenen zur Zwangsarbeit heranzog. Rassismus bzw. Antisemitismus ist also die wesentliche Triebfeder für die scheinbare Irrationalität, arbeitsfähige Menschen zu töten, statt sie arbeiten zu lassen.

All dies ist der Hintergrund, sind die Erfahrungen, mit denen Juden und Roma, die die Sklavenarbeit überlebten, fertig werden mussten: Sie und ihre Verwandten sollten als Juden, als Zigeuner ermordet werden, nicht als feindliche Soldaten, nicht als politische oder religiöse Gegner, sondern wegen einer rassistischen Zuordnung, die nicht

gung „Arbeit und Vernichtung“. Die Vorträge dieser Tagung sind im Original zu hören und zu sehen unter http://www.vwi.ac.at/aktagung/starttagung_ak.htm.

41 Ebd.

42 Ebd.

nur jedem Toleranzpostulat moderner Verfassungen und der meisten westeuropäischen Gesellschaften widersprach, sondern darüber hinaus in ein bis dato einzigartiges industrielles Morden führte.

Die von uns befragten Juden und Roma beiderlei Geschlechts gehörten zu den wenigen, die überlebten, dafür mussten sie nach dem Krieg allein, ohne die meisten ihrer Verwandten weiterleben. Das war ebenfalls anders als bei allen anderen Verfolgengruppen, die von ihren Familien aufgefangen werden konnten.

Die meisten der Holocaustüberlebenden versuchten, wenn sie nicht in tiefe Depression und den Folgen ihrer Traumatisierungen versanken, „normale Leben“ zu führen, häufig mit einem besonderen Lebenshunger, der beispielsweise in den DP-Lagern⁴³ zu einer extrem hohen Geburtenrate führte. Viele gingen, da sie nicht in Deutschland oder Osteuropa leben wollten, nach Israel, in die USA, nach Lateinamerika, Kanada oder andere Immigrationsländer, wo sie Probleme mit Sprache und Ausbildung hatten. Unter denjenigen, die blieben, wurde ihre jüdische Herkunft eher zurückhaltend nach außen gezeigt, manche unserer Befragten aus Deutschland und Osteuropa verschwiegen es und begannen erst in den 1990er Jahren nach den Umwälzungen im sowjetischen Einflussbereich, ihrem Judentum nachzuspüren oder es zu praktizieren, andere fühlten sich gerade wegen des Faschismus und wegen des sozialistisch-kommunistischen Widerstandes in ihren sozialistischen Anschauungen bestärkt. Auch von anderen Folgen wird berichtet, wie zum Beispiel von einer weiteren Traumatisierung, gesundheitlichen Langzeitschäden, schwierigen Beziehungen mit dem anderen Geschlecht, Schweigen über die eigenen Erfahrungen sogar in den Familien. Viele der jüngeren Überlebenden fühlten sich zu alt, um nach „diesen Erfahrungen noch einmal die Schulbank zu drücken“ und versuchten, direkt in Berufe einzusteigen.

Eine strittige Frage auch unter uns Autorinnen und Autoren ist die, ob Sklavenarbeit und Holocaust zu einer *Säkularisierung des Judentums* geführt habe. Es gibt offensichtlich zwei Haupttendenzen in dieser Frage: Manche der befragten Juden fühlten sich nach der Verfolgung mehr als Juden denn zuvor und haben sich auch wieder dem religiösen Judentum zugewandt, manche aus dem Realsozialismus erst spät, nämlich nach dem Zusammenbruch des sowjetischen Systems. Die Juden der anderen Tendenz sind offensichtlich durch Verfolgung, Tod der Eltern und jüdischen Lehrer, Herausreißen aus den früheren jüdischen Zusammenhängen und durch Emigration sowie den Aufbau einer Existenz in neuer Umgebung vom Judentum entfernt worden, mindestens vom orthodoxen Judentum.

Christoph Thonfeld beschreibt in einem Aufsatz, dass bei befragten Juden eine „kognitive Dissonanz“ zu beobachten sei, so als ob ihre damaligen Erlebnisse und heutigen Beurteilungen nicht auf einen Nenner zu bringen seien.⁴⁴ Dori Laub und Johanna Bodenstab zeigen, dass viele der traumatisierten Überlebenden in Parallelwelten leben, in der Wirklichkeit ihrer Erinnerungen und in der Realität ihres heutigen Lebens: „Häufig gibt es keinen Wunsch, Brücken zwischen diesen parallelen und voneinander getrennten Leben zu bauen. Die Welten müssen von den Überlebenden auseinander gehalten werden, damit sie leben können.“⁴⁵

43 DPs = Displaced Persons.

44 Vgl. dazu den Aufsatz von Christoph Thonfeld über England in diesem Band.

45 Vgl. ihren Aufsatz „Wiederbefragt“ in diesem Band.

Nahezu alle befragten Jüdinnen und Juden sind geschlagen mit den Fragen „Warum gerade ich? Warum bin ich durchgekommen? Warum andere nicht?“, die manchmal in die Vorstellung von einer „Überlebensschuld“ münden. Die Frage „Warum wurden wir verfolgt?“ wird zwar selbstverständlich mit dem „Weil ich Jude bin oder dazu gemacht wurde“ beantwortet, aber manchmal wird diese Antwort als besonders schrecklich empfunden, manchmal fast als Trost, weil sie keine Schuld impliziert, sondern ausschließlich den Rassismus der Nazis demonstriert.

3.2 Kriegsgefangene

Die sowjetischen Soldaten, die in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten und Zwangsarbeit verrichten mussten, bekamen auch 60 Jahre später keine Entschädigung aus Deutschland. Sie galten als Soldaten, und die waren von der Entschädigung ausgenommen, auch die ca. 800.000 weiblichen Kriegsgefangenen. Im Krieg wurden ihnen gegenüber die Bestimmungen der Genfer Konvention nicht eingehalten, anders bei den meisten englischen und amerikanischen Kriegsgefangenen. Die offizielle damalige Begründung war, die Sowjetunion hätte die Genfer Konvention nicht unterzeichnet. Französischen und jugoslawischen Kriegsgefangenen gegenüber galt die Konvention mit Einschränkungen. Die meisten polnischen und französischen Kriegsgefangenen sowie die Italienischen Militärinternierten wurden in den Zivilstatus versetzt und zur Zwangsarbeit herangezogen, von den Rotarmisten nur einige Tausend; dennoch mussten mehr als zwei Millionen von ihnen Zwangsarbeit verrichten.

Die Versorgung und Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen war – wie eingangs beschrieben – besonders im ersten Jahr vom Juni 1941 bis zum Frühjahr 1942 so katastrophal, dass ca. zwei Millionen von ihnen starben. Erst danach wurden sie millionenfach zur Zwangsarbeit in Deutschland eingesetzt und etwas besser ernährt, anfangs vor allem zum Aufbau der Lager, in denen sie dann hausen mussten, und zum eigenen Selbsterhalt. Im Rahmen dieses Projektes wurden immerhin 23 Kriegsgefangene befragt. Ein Beispiel für diejenigen, die dieses erste Jahr überlebten und von uns befragt werden konnten, ist Georg K. Er hat diese Phasen nicht nur überlebt, sondern hat sich auch später für die Interessen der sowjetischen Kriegsgefangenen gegenüber Deutschland eingesetzt, sowohl in der Sowjetunion als auch danach in Russland. Überdies ist er – wie einige unserer russischen Gesprächspartner – ein großer Erzähler. Georg K. wurde zwei Mal gefangen genommen:

Bei Jelnia geriet ich zum zweiten Mal in Kriegsgefangenschaft, kam in das Lager Wjasma. Es war eines der schrecklichsten Lager, ein befestigtes Lager zwar, doch die Bedingungen unterschieden sich nur wenig von denen im Feldlager. Nach zwei oder drei Wochen war ich ein Dystrophiker, ich schwankte im Wind. Der Winter begann, November, es war kalt und wir lebten in ungeheizten Räumen einer alten Kaserne. Hier erfuhr ich, dass es Menschenfresserei nicht nur in Büchern gibt. In diesem Lager gab es Fälle von Menschenfresserei. (...) Zum Frühlingsanfang begannen die sowjetischen Truppen eine neue Offensive, auch in Richtung Wjasma, und die Deutschen begannen, das Lager zu evakuieren. Ich geriet in den ersten Zug aus diesem Lager. Man fuhr uns nach Minsk, in ein Lager, das tragische Berühmtheit erlangt hatte, in das Lager Masjukovschina. Es war in einer ehemaligen Kaserne eingerichtet, ringsum Stacheldraht und Wachtürme mit Maschinengewehren. An die erste Zeit

meines Aufenthaltes dort kann ich mich nicht mehr erinnern, ich kam halb bewusstlos an. Ich erwachte in einem mit Stacheldraht abgetrennten Block für Typhuskranke. Viele waren an Typhus erkrankt, nur wenige haben überlebt. Hunger und Typhus taten das ihre.

Später wurde Georg K. nach Deutschland in das Stalag Stuckenbrock transportiert. Je näher das Kriegsende rückte, desto freundlicher wurden die deutschen Soldaten der Wachmannschaften.

„Georg, schreib mir ein Papier, dass ich als Wachmann euch gegenüber loyal war, dass ich euch nicht geschlagen, nicht schikaniert habe. Sicher, ich war gezwungen, euch zu bewachen, doch ansonsten aber war ich euch gegenüber loyal.“ – „Wozu brauchst du solch ein Papier?“ – „Nachher kommen die Euren, der Krieg ist zu Ende ...“ - das war bereits Anfang 1945 - „... oder die Alliierten kommen, und dann kann ich ihnen das Papier zeigen und mich entlasten.“ Wir begannen Ablasszettel zu schreiben. Natürlich veränderte sich damit auch das Verhältnis der Deutschen zu uns. So entstanden merkwürdige Formen des Widerstandes, die nirgends aufgeschrieben, nirgends fixiert worden sind.

Georg K. war und ist wie viele der sowjetischen Befragten bis heute stolz darauf, als Soldat im Großen Vaterländischen Krieg die Deutschen besiegt zu haben. Aber auch bei ihm findet sich die erwähnte Unterscheidung zwischen „Mensch“ und „System.“

Die russische Zivilarbeiterin Taissa T.⁴⁶ berichtet von den Unterschieden zwischen den Zivilarbeiterinnen im Dorf und in der Fabrik und zu den französischen Kriegsgefangenen, die anders behandelt worden seien als die sowjetischen.

Zu dem Zeitpunkt (am Ende des Krieges) haben wir alle überhaupt nichts gewusst. Wir waren ein verschlossener Kreis. Wir hatten mit niemandem gesprochen, kannten nur unsere Arbeit und unsere Baracken. Sie hatten uns nirgendwo hin gelassen, weil das Werk eben ein Kriegswerk war..., und deshalb überwachten sie uns auch. Aber die, die bei den Bauern arbeiteten, die durften frei herumlaufen und sich mit allen unterhalten.

Sie erzählt auch von ihrer Freundschaft zu einem französischen Kriegsgefangenen. Sie musste in Deutschland in einer Fabrik arbeiten, die in der Nähe eines Dorfes neu aufgebaut worden war, wurde in dieser Fabrik und im dazugehörigen Lager bis kurz vor Kriegsende „nicht gut“ behandelt. Das änderte sich ab dem März 1945:

Man erlaubte ihr und ihren Kolleginnen plötzlich, in den Wald zu gehen, um Beeren zu sammeln. Der Vorgesetzte, *der Herr sein wollte und wir seine Sklaven, der ist ganz und gar still geworden.* Sie durften auch mal in das Nachbardorf gehen, wo es eine Kneipe und andere, französische Kriegsgefangene gab.

⁴⁶ Taissa T. wurde von den Kolleginnen der Gesellschaft Memorial in Moskau befragt. Sie stammt zwar aus der Ukraine, lebt aber heute in Pensa in Russland.

Diese gefangenen Franzosen gingen frei durch das Dorf. Und unsere Mädchen begannen, sich mit diesen Kriegsgefangenen anzufreunden. (...) Im März '45 hatte ich den Franzosen schon kennen gelernt. Wie haben wir uns eigentlich unterhalten? (Sie lacht.) (...) Im Mai hörten wir plötzlich das Dröhnen von Flugzeugen und Feuer und dann, und dann passierte etwas Unglaubliches. Plötzlich kamen Panzer, Motorräder und alles. Die Amerikaner hatten das Dorf schon besetzt, da, wo die Franzosen waren (seufzt), und die Franzosen liefen hinter den Panzern her... Und dann kamen sie zu uns gelaufen. Unsere Siedlung dröhnte auch schon, und sie besetzten sie, die Polizisten waren weg, alle waren weg, wir waren ganz allein (seufzt). Und die Franzosen kamen zu uns, in unsere Baracken gelaufen ... Oh, und wir haben uns umarmt und geküsst, wir waren frei. Und dann haben die Amerikaner den Speiseraum besetzt und begannen, so eine Musik zu spielen, so eine, die die Amerikaner für gewöhnlich haben: tam, tam, tam, ta,... irgendwie so..., na, so eine fröhliche Musik, zum ersten Mal haben wir Trommeln (Schlagzeug) gehört.

Taissa T. wurde Ende Mai zurück in die Ukraine gebracht, war eine derjenigen, die nur eine kurze Zeit untersucht wurden, fand im Gegenteil überall Verständnis. Sie studierte, wollte Französisch-Lehrerin werden, aber man sagte ihr:

„Weißt du, bei uns wird Französisch eigentlich ziemlich selten gelehrt, im Wesentlichen gibt es Deutsch.“ – Oje, Deutsch will ich nicht! Das will ich nicht! Bis heute blieb mir das als so eine schimpfende Sprache in Erinnerung – (auf Deutsch:) ‚Hände hoch und Schwein rein!‘ Das konnte ich nicht, das wollte ich nicht. Ich konnte Deutsch nicht ausstehen, nein, nein, weder Deutsch noch die Deutschen, ich konnte nicht! „Ich will Französisch.“ – „Aber Französisch ist sehr selten und wo, in welchen Städten? Bei uns lernt man im Wesentlichen Deutsch.“

3.3 Sklaven- und Zwangsarbeiter aus verbündeten und besetzten Ländern

Im Osteuropa der Nachkriegszeit wurden die Unterschiede verwischt, die während des Krieges in der Behandlung zwischen jenen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen bestanden, die aus mit Deutschland verbündeten Staaten oder aus „Feindstaaten“ kamen. Aber die Unterschiede waren groß: Heute gibt es beispielsweise eine Debatte in Bulgarien, das mit Deutschland verbündet war, darüber, ob der Status als verbündetes Land dazu geführt habe, dass hier weniger Juden oder Roma ermordet wurden als in besetzten Ländern.⁴⁷ Allerdings mussten sich von 1942 bis 1944 alle jüdischen Männer zwischen 20 und 46 Jahren in Bulgarien zur Zwangsarbeit melden. Sie wurden in Arbeitsgruppen eingeteilt (100 bis 300 Personen), die zu zwölf so genannten Bataillons zusammengefasst wurden. Juden mussten auch in Bulgarien den Judenstern tragen, ihre Bewegungsmöglichkeiten wurden eingeschränkt, ihre Unternehmen weitgehend geschlossen. Der vom Deutschen Reich forcierte Beschluss zur „Aussiedlung“ von Juden „in den Osten“ sei zwar – nach den Akten des Außenamtes – schließlich in Bulgarien angenommen, aber 1943 nur schleppend umgesetzt wor-

⁴⁷ Vgl. den Aufsatz von Ana Luleva über Bulgarien in diesem Band.

den.⁴⁸ Anders war dies jedoch in den Gebieten Thrakien und Makedonien, die Bulgarien im Krieg zugesprochen worden waren.⁴⁹

Aus Bulgarien kamen auch relativ wenige Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen; Zwangsarbeit in Deutschland mussten vor allem die dort lernenden Studentinnen und Studenten verrichten, die nicht mit der profaschistischen Politik ihrer Regierung einverstanden waren.

Inwieweit ein Land eine eigenständige Politik gegenüber dem deutschen Reich behauptete, dürfte nicht allein daran gelegen haben, ob es mit Deutschland verbündet war oder nicht; denn in dem „Schutzstaat“ Slowakei wurden auch *wegen* dieses Status' seit 1942 ca. 57.600 slowakische Juden von slowakischen Behörden nach Polen deportiert, von denen vermutlich nur 800 nach dem Krieg zurückkehrten.⁵⁰ Die meisten Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen aus der Slowakei hatten zwar zunächst besondere Rechte und wurden auch von den slowakischen Arbeitsämtern nach Deutschland vermittelt, aber die Forderungen des Deutschen Reiches wurden im Verlaufe des Krieges immer drängender und die Slowaken verloren mehr und mehr ihre besonderen Rechte.

Ob das Auswärtige Amt und die SS ihre Politik gegenüber Juden in einem verbündeten Land durchsetzen konnten, lag vermutlich hauptsächlich daran, welche strategische Bedeutung dieses Land für die militärische und politische Führung des Dritten Reiches hatte, welche Durchsetzungsmöglichkeiten daher bestanden und wie stark die Eliten dieses Landes ihrerseits eine antisemitische Politik oder wenigstens elementare Rechtsvorstellungen gegenüber Juden und Roma einhalten wollten.⁵¹ Je weiter der Krieg voranschritt, desto mehr Widerspruch gab es auch in den Regierungen oder Eliten anderer verbündeter Staaten gegen die „Judenpolitik“ des Dritten Reiches.

Einen weiteren Sonderfall repräsentieren – wie beschrieben – die italienischen Militärinternierten, aber auch diejenigen französischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, die unter dem Vichy-Regime des Marschall Petain entsprechend der

48 Der bulgarische König soll in einem Gespräch mit dem deutschen Außenminister Ribbentrop nur der Abschiebung bolschewistisch-kommunistischer Elemente zugestimmt haben. Die 25.000 Juden dagegen wolle er im eigenen Land in KZ zusammenfassen lassen, da er sie für den Straßenbau benötige. Ribbentrop habe geantwortet, dass „nach unserer Auffassung in der Judenfrage die radikalste Lösung die allein richtige sei“. (Akten zur deutschen Auswärtigen Politik Serie E, Bd. V, Nr. 273, zitiert nach: <http://www.holocaust-chronologie.de/glossar.html> [Stand 27.07.2007]).

49 Von den 20.000 Juden, die ausgesiedelt werden sollten, sei bis März 1943 die „Aussiedlung“ von zunächst 20.000 Menschen nur angeordnet worden, in erster Linie Nicht-Bulgaren aus den annektierten Gebieten, aus Makedonien 7.240 und aus Thrakien 4.219 Juden. Aus dem eigentlichen Bulgarien sollten 6.000 Juden, zur Hälfte aus Sofia, deportiert werden. „Der Entschluss zur Aussiedlung nach den Ostgebieten kam erst nach mancherlei Widerstand zustande“, heißt es in den Außenamtsakten. Erst kürzlich sei im bulgarischen Parlament ein Antrag eingebracht worden, die Deportationen einzustellen, „da das Schicksal, das die Juden in den deutschen Ostgebieten erwarde, die elementarsten Gebote der Menschlichkeit verletzte“. (Ebd.; Serie E, Bd. V, Nr. 275) Am 7. April 1943 berichtet das Auswärtige Amt an das Reichssicherheitshauptamt (RSHA), dass die bulgarische Regierung sich darauf eingelassen hätte, 4.000 jüdischen Kindern die Einreise nach Palästina zu gestatten, ebenso die Durchreise rumänischer jüdischer Kinder – trotz gegenteiliger Äußerungen gegenüber den Deutschen. „Diese Beobachtungen passen gut in den Rahmen einer allgemeinen Abkehr von strengen Judenmaßnahmen, die sich auch in den anderen Südostgebieten zeigt.“ (Ebd., Serie E, Bd. V, Nr. 282).

50 Siehe den Aufsatz von Viola Jakschowa über die Slowakei.

51 Solche Ambivalenzen werden auch in der dänischen Politik deutlich.

Verträge mit dem Deutschen Reich nach Deutschland gehen mussten.⁵² Dazu gehörte auch Elie P., der mit 13 Jahren eine Ausbildung als Apothekenhelfer begann, obwohl er sehr musikalisch war und eigentlich Profisaxofonist werden wollte.

Ich habe Anfang Februar 1943 meinen Einberufungsbescheid zur Arbeit bei der Organisation Todt bekommen. Aber ich bin nicht sofort aufgebrochen. Ich habe versucht zu bleiben. Nur hat die Stadtverwaltung uns leider keine Lebensmittelmarken gegeben.

Der zweiten Einberufung in den größeren Nachbarort Soissons folgte er, weil seine Eltern hofften, dass er dann nicht nach Deutschland müsste. Als Christ glaubte er, dass dies eine Bewährung seines Glaubens sei. Aber er musste dann doch nach Deutschland zur Organisation Todt (OT) und musste beim Wiederaufbau der zerstörten Mohnetalsperre arbeiten.

Wir waren der Leitstelle der OT in H. unterstellt. Sie schickte auch unseren Lohn nach Frankreich. Wir bekamen nur 15 Mark, der Rest ging an unsere Familien.

Die Arbeit war hart, das Lager unangenehm, die Verpflegung knapp:

Böse war, dass wir bei der OT nur eine Suppe am Tag bekamen. Ein Liter Suppe mit einer kleinen Ration Brot. Hier haben wir enorm gelitten, vor allem unter dem Hunger. Ich habe außerdem unter der Härte der Arbeit gelitten, unter der mehr oder weniger schlechten Behandlung durch die Leiter der OT, die ziemlich harte Menschen waren, ziemlich rüde. Dann auch sehr unter der Kälte im Winter, unter den Wohnbedingungen in den Baracken – das war natürlich das Schicksal aller deportierten Arbeiter. Jeder war gleich. (...) Am 2. Dezember wurde unser Lager (durch Bomben) völlig zerstört. Als wir aus unserem Unterschlupf kamen ... Wir haben das Feuer gelöscht. Einige Kameraden sind verbrannt. Es gab 17 Tote.⁵³

Es habe passiven Widerstand in Form von möglichst ineffektiver Arbeit oder sogar Sabotage gegeben: *Immerhin sind 15.000 unserer Kameraden wegen Sabotage oder offenem Widerstand erschossen oder umgebracht worden.*

Bei Kriegsende hielten er und seine katholischen Kameraden eine Dankesmesse ab. Danach kehrte er nach Hause zurück, arbeitete als Apothekenhelfer, *dann unter anderem als Kinodirektor und Musikschulleiter.*

Später hatten er und all jene, die aus dem Vichy-Frankreich verpflichtet wurden, große Mühe, ebenso als Zwangsarbeiter anerkannt zu werden wie die aus dem besetzten Frankreich. Es gäbe noch heute

⁵² Vgl. dazu den Aufsatz von Anne-Marie Granet-Abisset.

⁵³ H. wurde deshalb so stark bombardiert, weil es ein Zentrum der stahl- und der metallverarbeitenden Industrie war mit den Klöckner-Humboldt-Deutz-Werken, ähnlich wie Essen, wo die Krupp-Werke angesiedelt waren.

einen verborgenen Widerstand gegen unsere Anerkennung. Wenn es darum geht, ein Gesetzesprojekt zu machen, dann passiert irgendetwas. Peng! - dann gibt es so etwas wie eine Mauer (...), weil es die Vichy-Regierung im Dienst von Hitler war, die uns Arbeiter nach Deutschland – zum Feind – geschickt hat. (...) Aber wir haben unseren Anteil an der Résistance, am Widerstand. Wir haben passiven Widerstand geleistet – mit mehr oder weniger gewichtigen Mitteln, aber wir waren widerständig. Wir sind also gezwungenermaßen gefahren – verpflichtet, in manchen Fällen sogar bei Razzien verhaftet, aber mit der Bedrohung unserer Familien und der Unmöglichkeit, irgendwo anders zu bleiben.

Hier wird einmal mehr deutlich, wie sehr die lange Jahre versäumte Bearbeitung der Geschichte der Vichy-Regierung sowie der Kollaborationsproblematik zu Lasten der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen aus diesem Teil Frankreichs ging und geht – ein Grundproblem der Erinnerungspolitik und Erinnerungskultur des Nachkriegs-Frankreich.

Anders gelagert ist dieses Problem in Israel, da man hier (ebenso wie jüdische Wissenschaftler in den USA) früher als anderswo auch die Politik der Judenräte in den besetzten Ländern untersuchte, besonders in den Ghettos. Deren Politik gegenüber den Nazis stand unter ungeheurem Druck und war ebenfalls von der Hoffnung getragen, dass Arbeit, unter welchen Bedingungen auch immer, die Ermordung oder die Deportation in die Vernichtungslager verhindern oder bis zu einer Befreiung durch die Alliierten aufschieben könnte – wiederum vergeblich.

4. Zur Validität von Zeitzeugen-Erinnerungen

Es ist in der deutschen, weniger in der anglo-amerikanischen historischen Zunft immer noch strittig, qualitative biografische Forschungen, Erinnerungen und lebensgeschichtliche Selbstdarstellungen zusätzlich zur Aktenüberlieferung zu nutzen, wenn es um die realgeschichtliche Rekonstruktion von Abläufen, Daten und Fakten geht. Auch wir, die Mitglieder dieser Forschungsgruppe zur Zwangsarbeit, meinen, dass Erinnerungen vor allem Quellen sind, um etwas über die *verarbeitete* Geschichte, *weniger über „Realgeschichte“* zu erfahren. Dort entfaltet diese Methode ihre hauptsächliche Stärke – also beispielsweise dann, wenn es um die Nachwirkungen bestimmter Erfahrungen, so u.a. von traumatischen Erlebnissen aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges, um die Nachwirkungen von Sozialisationen wie in jüdischen Milieus, um die Erziehung und deren Folgen, etwa in den Jugendverbänden, geht.

Gerade weil wir bei der Vorbereitung dieses internationalen Dokumentationsprojektes die Stärken der Oral History weniger in der realhistorischen Rekonstruktion der Zwangsarbeit sahen, sondern vielmehr in der Untersuchung der *verarbeiteten* Geschichte, in der Bearbeitung der *Folgen* bestimmter Erlebnisse auch der Zwangsarbeit für die weitere Biografie, müssen wir uns etwas korrigieren und ihre Bedeutung auch für die Rekonstruktion realhistorischer Abläufe anerkennen. Die früheren Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen konnten sich nämlich erstaunlich präzise an Namen der Firmen und an die Orte, an Fakten und Ereignisse, manchmal sogar mit Daten erinnern. Das dürfte einerseits daran liegen, dass diese Phase in Deutschland in einem

klar eingrenzbarer Abschnitt ihres Lebens stattfand und eine große Bedeutung hatte, andererseits daran, dass sie wegen der Möglichkeit der Entschädigung die Rahmenbedingungen eruieren mussten und sich deshalb mit anderen Personen austauschten. Außerdem hatten viele schon zuvor Anträge um Anerkennung zum Beispiel an sowjetische Instanzen gestellt.

Auch ein großer Teil besonders der frühen KZ-Forschungen basiert auf Erinnerungen bzw. auf Berichten von Augenzeugen und *musste* sich anfänglich auf persönliche Erinnerungen stützen, weil ansonsten nur Materialien und Akten der staatlichen oder der SS-Stellen, also der Täterseite, überliefert worden wären. Später, mit den zunehmenden Einzelforschungen, konnten diese subjektiven Erinnerungen, die ja in großer Zahl aufgenommen und ausgewertet wurden, in wesentlichen Teilen bestätigt werden. Außerdem führten sie Historiker auf die Fährte vieler anderer Fragestellungen und regten so weitere Forschungen an entsprechend dem erwähnten „heuristischen Wert“ der Zeitzeugenberichte. Ähnliche Bedeutung hatten Erinnerungen für die Schaffung von Namens- und Totenlisten der Verfolgten und Ermordeten der NS-Diktatur (und der sowjetischen) in West- und Osteuropa, für die Erforschung der Kriegsgefangenenlager in verschiedenen Ländern⁵⁴, für die Untersuchung der sowjetischen Lager in verschiedenen Sowjetrepubliken⁵⁵ z.B. durch die Gesellschaft Memorial in Nachfolgestaaten der Sowjetunion (übrigens auch der sowjetischen Besatzungszone in Deutschland⁵⁶), für die Migrationsforschung in allen betroffenen Ländern und für viele andere Bereiche der zeithistorischen Forschung.

Aber gerade weil es große Unterschiede in der Forschung über die Sklaven- und Zwangsarbeit je nach Quelle geben kann, gibt es auch Unterschiede je nach Interesse, nach Generation, je nach politischer oder religiöser Orientierung, nach Zugehörigkeit zu (ethnischen) Gruppen oder sogar nach Identifikation mit bestimmten Gruppen oder Opfern bzw. Tätern.

Allgemein lassen sich die Erfahrungen mit subjektiven (Erinnerungs-)Quellen zusammenfassen: Je enger die Berichte mit dem eigenen Erleben verknüpft sind, je konkreter die Fragen und Antworten, je dichter an dem Ereignis, je enger mit der eigenen Biografie verbunden, desto valider sind die Aussagen.⁵⁷ Umgekehrt gilt: Je abstrakter die Fragen sind, je weiter weg vom persönlichen Erleben, je weniger verknüpft mit der eigenen Biografie, desto weniger valide im Sinne realhistorischer Rekonstruktion sind subjektive Erinnerungszeugnisse wie Befragungen, Tagebücher, Fotoalben, Briefe usw.

Allerdings gilt auch: Bei unsicherer Quellenlage, bei unterschiedlichen methodischen Ansätzen, bei zugleich starkem Legitimations-, Rechtfertigungs- und Exkulpa-

54 Vgl. die zahlreichen Veröffentlichungen des Instituts für Kriegsfolgenforschung in Graz (Österreich).

55 Siehe die mehrbändige Lagerdokumentation der Gesellschaft Memorial.

56 „Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945 bis 1950“, Reihe hg. von S. Mironenko, L. Niethammer, A. v. Plato (Koordination) in Verbindung mit V. Knigge und G. Morsch, Berlin 1998; Band 1 hg. von Alexander von Plato, Band 2 von Ralf Possekel.

57 Beispielsweise nützt es nichts, Dresdner Bürger oder ausländische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen nach der allgemeinen Zahl der Bombentoten zu fragen, die sie gar nicht persönlich beurteilen können. Aber es war außerordentlich nützlich, mit den Dresdner Augenzeugen die Namen der Toten in den Nachbarwohnungen und Häusern zu erfragen und damit die „Todesrate“ in den am meisten betroffenen Straßen zu ermitteln. Vgl. meinen Artikel „Erinnerungen an ein Symbol. Die Bombardierung Dresdens im Gedächtnis von Dresdnern“, in: BIOS 2007, 123-137.

tionsdrang oder hoher emotionaler, politischer oder religiöser Identifikation (auch mit Opfern von Verfolgungen) werden mit hoher Wahrscheinlichkeit jeweils passende Ergebnisse entstehen und gegeneinander behauptet. Eine Vielzahl von Befragungen zum selben Ereignis oder zu ähnlichen Verfolgungsabläufen hilft hier sicherlich weiter.

Wesentlich ist immer, dass verschiedene Quellen und unterschiedliche methodische Ansätze – sofern möglich – genutzt werden. Wenn eine Methodenvielfalt angewendet wird, wenn Kontexte und die Einflüsse verschiedener Erinnerungskulturen berücksichtigt werden, dann gewinnen die Ergebnisse beider, sowohl der Oral History wie der klassischen historischen Forschung, eine hohe Plausibilität.

Für die Untersuchung der subjektiven Verarbeitung von verschiedenen Aspekten historischer Prozesse sind allerdings subjektive Zeugnisse die Hauptquellen.

5. Erinnerungskulturen

5.1 Erzählformen

Die Erzählungen der Sklaven- und Zwangsarbeiter unterscheiden sich nicht nur nach dem quasi objektiven Grad der Verfolgung und der Art bzw. den Branchen ihrer Arbeiten in Stadt oder Land, sondern sind auch geprägt von den Herkunftskulturen, aus denen sie stammen oder in die sie zurückkehrten. In der Fülle unserer Interviews finden sich zwar starke individuelle Unterschiede in der Erzählkunst, aber es scheint auch narrative bzw. literarische Muster je nach Herkunftskultur zu geben: so im Verhältnis von Bildhaftigkeit und Aussage, von besonderem Beispiel und allgemeiner Bedeutung, von speziellem Vorbild und einer allgemeinen Moral, besonderer Sinnfälligkeit und pädagogischem Ziel. In einer historiografischen Zusammenfassung wie dieser kann nur darauf hingewiesen werden, dass die von uns zusammengetragenen lebensgeschichtlichen Erzählungen auch für die Literaturwissenschaften, die Linguistik, die Autobiografieforschung oder die Ethnologie ein reicher Schatz sind – nicht nur für die Geschichtswissenschaften.

Es gibt unter unseren Interviewpartnern regelrechte Geschichtenerzähler, bei denen manchmal schwer zu entscheiden ist, ob für sie die Erzählkunst oder die wahrhaftige Information im Vordergrund steht oder beides. Nach meiner Durchsicht der Interviews nicht nur dieses Projektes gibt es eine Häufung solcher Erzählkünstler besonders in Osteuropa und darin wieder in russischer Sprache. Dafür wenigstens ein Beispiel aus den vielen, um anzudeuten, was gemeint ist, ein Beispiel dafür, wie ein russischer Kriegsgefangener und Zwangsarbeiter versucht, die trockene und äußerst knappe Aufzählungen dessen, was ihm wesentlich scheint, durch eine Besonderheit auf literarische Weise lebendig werden zu lassen:

Georg K.: Das halbe Leben passt in dreißig Minuten. Welche Erlebnisse aus der Gefangenschaft im Minsker Lager soll ich erzählen? Es gab erstaunliche Fluchtversuche mit Militärautos. Waffen wurden in das Lager geschmuggelt, um einen Aufstand vorzubereiten. Sowjetische Flugblätter tauchten auf, und im Lager erschien eine handgeschriebene Zeitung, an der z.B. der Schriftsteller Zlobin mitgemacht hatte. Es gab vieles, aber ich möchte von einem Spatzen erzählen. Ich lag in der Baracke unmittelbar neben der Tür. Durch die Tür kam ein Spatz herein geflogen, setzte sich in eine Ecke, und aus der Ecke direkt auf

meine Hand. Ich spürte das Zittern und die Wärme des Vogels. Und ich dachte: „Mir, einem starken großen Menschen, ist es schon schwer – wie mag es diesem kleinen Spatzen hier ergehen?“ Die Mitgefangenen schauten neidisch zu mir herüber: Das Fleisch war mir direkt in die Hand geflogen. Ich aber ließ den Spatzen wieder frei. Einmal „Tsachip“, zur Tür hinaus flog er davon, und weg war er. Vielleicht hat dieser Spatz uns gezeigt, dass wir überleben werden, dass wir all diese Schwierigkeiten besiegen und die Gefangenschaft überleben werden, denn noch haben wir Kraft, um anderen zu helfen.

Die Herkunftskulturen unserer Befragten bieten nicht nur eigene literarische Vorbilder oder Helden- und Opfer-Epen oder Mythen nationaler Verteidigung, die Verarbeitungsraster oder Muster für Erzählungen aus der nationalsozialistischen Verfolgung und Zwangsarbeit bildeten (wie Geschichten aus der jüdischen Diaspora oder ganz anders: aus dem Vaterländischen Krieg Russlands gegen die napoleonische Besetzung). Darüber hinaus machten die Gesellschaften und die Regierungen der Heimatländer den heimkehrenden oder in die Emigration getriebenen, aber gerade befreiten Sklaven- und Zwangsarbeitern beiderlei Geschlechts sehr unterschiedliche „Verarbeitungsangebote“: Diese reichten von fundamentaler Unterstützung, besonderen Vorteilen bei der täglichen und der gesundheitlichen Versorgung sowie besonderen Solidarorganen, in denen auch Zeugnis abgelegt wurde, über Gleichgültigkeit in der allgemeinen Nachkriegsnot bis hin zur Ablehnung wegen des Generalverdachts, alle Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen seien Kollaborateure oder gar Landesverräter gewesen.

Auf diese unterschiedlichen Grade der mitfühlenden Anerkennung oder schroffen Ablehnung gab es natürlich explizite oder auch implizite Reaktionen bei den Betroffenen. So ist mir beispielsweise bei Interviews mit früheren sowjetischen Kriegsgefangenen in Deutschland aufgefallen, dass es bei Offizieren das Erzählmuster gibt, kampfunfähig, halb vergraben oder bewusstlos gewesen zu sein, als man in Gefangenschaft geriet, so dass man seine Pistole nicht mehr einsetzen oder Selbstmord begehen konnte. Denn es gab, so erläutern einige an anderer Stelle des Interviews, den Befehl zumindest für Offiziere, eine Kugel für sich selbst aufzuheben, lieber zu sterben, als in Gefangenschaft zu gehen.

Es entwickelten sich bekanntermaßen auch „Opfergruppen“ in der Nachkriegszeit, in denen man vom Schicksal anderer erfuhr, Erzählungen hörte, selbst berichtete, sich und das eigene Schicksal sowie die eigene Erzählung mit anderen verglich. Dies führte sicherlich zu einer Beeinflussung der eigenen Erzählung oder gar zu Übernahmen der Geschichten anderer (was übrigens nicht heißt, dass sie deshalb „Falsches“ berichten). Außerdem gab und gibt es Konkurrenzen zwischen den verschiedenen Opfern der nationalsozialistischen Diktatur⁵⁸, später auch und besonders zu den Opfern der sowjetischen. Diese Opferkonkurrenz bestand in den einzelnen Ländern sehr unterschiedlich – eben entsprechend dem jeweiligen politischen System und besonders je nach dem Grad der Ablehnung oder Zustimmung, den die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in den Gesellschaften und durch die Politik erfuhren, aber auch

58 Vgl. meinen Aufsatz „Opferkonkurrenten?“, in Elisabeth Domansky und Harald Welzer (Hg.): Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit, Tübingen 1999, 74-92. Auf Englisch unter dem Titel „Victims competition?“ in: International Journal on audio-visual Testimony – Fondation Auschwitz Bruxelles, December 1998, 7-14.

je nach dem Feind- oder Verbündeten-Status, den dieses Land gegenüber dem Nationalsozialismus eingenommen hatte.

Für Deutschland kann man sagen, dass „Auschwitz“ die Messlatte, das Symbol für den schlimmsten Grad der Verfolgung wurde, was dazu führte, dass alle anderen sich daran maßen und sich gegenüber den überlebenden Juden aus den Vernichtungs-KZ manchmal als „Opfer zweiter Klasse“ empfanden, wie die von der Wehrmachtjustiz verurteilten Deserteure oder diejenigen, die nach dem Krieg in sowjetischen Speziallagern eingesessen hatten, ohne Nazis gewesen zu sein. Der Messlattenpunkt Auschwitz führte auch dazu, dass die Geschichten über die eigene Verfolgung häufig implizit, manchmal auch explizit mit der Bedrohung durch Vernichtungs-KZ verglichen wurden und werden.

Der Staat Israel und die dortigen Gedenkstätten und historischen Institute unterstützten die Überlebenden des Holocaust, die häufig Sklavenarbeiten zu verrichten hatten, Zeugnis (testimonies) über ihre Verfolgung unter anderem deshalb abzulegen, um den Holocaust zu erforschen, die Erinnerung an die Ermordeten wach zu halten und ihnen ein Denkmal zu setzen; außerdem hatte es bei vielen Überlebenden die Reaktion des Schweigens auf die tödlichen Bedrohungen, Demütigungen, Verluste von Verwandten gegeben. Ihnen sollte durch die Beispiele anderer Mut gemacht werden, ihre Geschichte zu erzählen. Seit mehr als 30 Jahren arbeitet Yad Vashem in Jerusalem. Auch in den USA sind in den letzten drei Jahrzehnten eine Fülle von Befragungen durchgeführt worden, wie die des Fortunoff Archives an der Yale University, des Holocaust Memorial Museums in Washington und der Shoah Foundation Spielbergs in Los Angeles. All dies hatte sicherlich das Selbstbewusstsein der Opfer erhöht und damit auch die Bereitschaft, vom eigenen Schicksal zu berichten. In Deutschland wurden in jeder Gedenkstätte und in jeder Geschichtswerkstatt Interviews mit Holocaust-Überlebenden geführt, viele historische Institute führten Befragungen durch (auch das unsrige an der Fernuniversität in Hagen), oder private Personen wie die Filmerin Loretta Walz schufen ganze Videobestände, in diesem Fall mit ehemaligen „Ravensbrückerinnen“.⁵⁹

Es entwickelte sich weltweit eine Kultur des Zeugnisablegens über die Shoah (eine Kultur der Testimonies), die sich um die Verfolgung drehte, eine Erzählkultur der „Opferung“ (im Sinne des englischen sacrifice). So bedeutsam diese Kultur für die Erforschung des Holocaust, für eine jüdische Selbstversicherung und für die Verurteilung der Täter war⁶⁰ und ist, so entwickelte sich dennoch mehr und mehr die Befürchtung, dass es eine Beschränkung der Überlebenden auf ihren Opferstatus geben könne, die der Vielfalt ihres früheren und späteren Lebens nicht gerecht würde. In diesem Dokumentations- und Forschungsprojekt ist die Verfolgungsgeschichte Teil der gesamten Biografie. Das war nicht unstrittig, weil es die Besorgnis gab, Vor- und Nachgeschichten könnten die zentrale Stellung der Verfolgung durch den Nationalsozialismus in den Befragungen verwässern. Das stimmte schon deshalb nicht, weil von unseren Erzählern und Erzählerinnen selbst die Verfolgungsgeschichte häufig zu ihrer späteren Biografie in Beziehung gesetzt wird – sei es wegen gesundheitlicher Spätfol-

59 Vgl. Loretta Walz: Und dann kommst du dahin an einem schönen Sommertag. Die Frauen von Ravensbrück, München 2005; oder auch ihren Film „Die Frauen von Ravensbrück“, der 2006 einen Grimme-Preis erhielt.

60 Siehe hierzu den Aufsatz von Dagmar Knellessen über die Zeugen und Zeuginnen im Auschwitz-Prozess 1963 bis 1965 in Frankfurt am Main in diesem Band.

gen, sei es wegen späterer Schwierigkeiten, Beziehungen einzugehen oder über ihre Verfolgungsgeschichte zu sprechen. Auch die in der Verfolgung erlernten Fähigkeiten werden immer wieder erwähnt, zum Beispiel die Fähigkeiten, die eigenen Schwächen und Stärken, die man im Lager gewonnen hatte, einschätzen zu können oder andere, spätere Lebenskrisen an den früheren Schrecken messen zu können und in ihrer wirklichen, das heißt hier geringeren Bedeutung zu sehen und Ähnliches mehr.

Es hatte vor dem Beginn unseres Projektes auch die Befürchtung bestanden, die Nachkriegserfahrungen in den Diktaturen Osteuropas könnten sich in den Vordergrund drängen und die Shoah relativieren. In der Tat hat sich zwar manchmal diese Relativierung gezeigt, weil frühere osteuropäische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen eben zwei Diktaturerfahrungen zu verarbeiten hatten, aber zugleich wurde die Verfolgungsgeschichte im Nationalsozialismus nicht verwässert. Im Gegenteil: Wenn jemand – wie die erwähnte Maria K. – in der Sowjetunion nach 1945 als frühere Zwangsarbeiterin wegen des Verdachts auf Landesverrat keine Berufsausbildung machen durfte und mit ihrem Holzbein zusammen mit Kriminellen 40 Jahre in einer Kartonagenfabrik arbeiten musste, dann wird nach meinen Erfahrungen die Bedeutung der Verfolgung im Nationalsozialismus durch die Ungerechtigkeit in der Sowjetunion eher verstärkt. Aber ich verstehe, dass es hier unterschiedliche Ansichten geben kann, und es zeigen sich ja auch in manchen Ländern Osteuropas heute Tendenzen, die nationalsozialistische Diktatur gegenüber der sowjetischen zu bagatellisieren – weniger allerdings in den privaten Erzählungen, wie unser Projekt demonstriert, als in öffentlichen Museen und Medien.

5.2. Flickenteppich der Erinnerungskulturen zum Zweiten Weltkrieg

Im kulturellen Gedächtnis oder genauer: in den kulturellen Gedächtnissen der verschiedenen Länder Ost- wie Westeuropas, Amerikas oder Israels sowie der Immigrationsländer spielen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in der Nachkriegszeit sehr unterschiedliche Rollen. Je nachdem welche Möglichkeiten der Artikulationen ihnen gegeben wurden, welche Anerkennung oder Ablehnung sie erfuhren oder wie sich ihre Erfahrungen mit denen anderer vermischten oder von ihnen dominiert wurden wie von der Shoah oder vom heldenhaften Sieg der Sowjetunion im Großen Vaterländischen Krieg, verschoben sich Gewichte in den Erinnerungen der Zeitzeugen und in ihren nachträglichen Beurteilungen der Zwangsarbeit im Nationalsozialismus.⁶¹

In den Länder der früheren Sowjetunion⁶² herrschte jahrzehntelang die staatlich festgelegte „Vergangenheitspolitik“⁶³ vor, die die heroische Rolle der Roten Armee,

61 Vgl. dazu vor allem die Aufsätze von Irina Scherbakowa (Memorial Moskau) und Anna Reznikowa (Memorial St. Petersburg) oder auch von Alexander Dalhouski (Weißrussland).

62 Zu Russland vgl. für diesen Zusammenhang – neben den Beiträgen in diesem Band – Jörg Osterloh: Die Lebensbedingungen und der Arbeitseinsatz von Kriegsgefangenen im „dritten Reich“ und in der Sowjetunion, in: Hans-Christoph Seidel und Klaus Tenfelde (Hg.): Zwangsarbeit im Europa des 20. Jahrhunderts. Bewältigung und vergleichende Aspekte, Essen 2007, S. 155-186. Vgl. auch „Ostarbeiter“ – „Остарбайтеры“, Weißrussische Zwangsarbeiter in Österreich, Sonderband 2, Graz und Minsk 2003 und – über Weißrussland hinaus bedeutsam – Christian Gerlach: Kalkulierte Morde, Hamburg 1999. Vgl. zu Russland auch die Arbeiten von Pavel Poljan zur Zwangsarbeit, besonders: Жертвы двух диктатур: Жизнь, труд, унижение и смерть советских военнопленных и оstarбайтеров на чужбине и на родине, Moskau 2002 oder ders.: Die Erinnerungen an die Deportationen während der deutschen Besatzung in der Sowjetunion, in: Seidel und Tenfelde (Hg.), a.a.O., S. 59-74, Im selben

der kommunistischen Partisanen und politischen Führung der KPdSU und ihrer befreundeten Parteien im Großen Vaterländischen Krieg gegen das Deutsche Reich hervorhob. So verstehbar diese Haltung nach dem Sieg über einen als übermächtig empfundenen Aggressor auch ist, so sehr fielen damit weniger heroische Elemente dieses Krieges unter den Tisch: die diktatorische Herrschaft, die ungeheuren Verluste von Soldaten der Roten Armee beispielsweise oder die Verbrechen bei ihrem Vormarsch in andere Länder vor allem Osteuropas. Unter diese Dominanz des heroischen Kampfes wurde aber auch die Vernichtung der europäischen Juden subsumiert; und die Leidensgeschichten der sowjetischen Kriegsgefangenen⁶⁴ wurden ebenso vernachlässigt wie die der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, wenn sie nicht sogar als potentielle Landesverräter behandelt wurden.

Den Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen wurde durch die sowjetischen Regierung unter Stalin jegliche Anerkennung versagt. Fast alle durchliefen nach ihrer Heimkehr so genannte Filtrierlager zur Untersuchung einer möglichen Kollaboration in Deutschland, wurden aber nach kurzer Zeit freigelassen; andere mussten erneut Zwangsarbeit verrichten und kamen erst später nach Hause, dritte mussten gleich weiter in der Roten Armee dienen, manchmal für Jahre, vierte wurden in Straflager gesteckt. Der Direktor des Staatlichen Archivs der Russischen Föderation in Moskau, Sergej Mironenko, schätzt, dass nicht mehr als 10 Prozent der heimkehrenden Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen länger als drei Monate in Filtrier-, Arbeits- oder Straflagern zubringen mussten, mehr waren es wohl in der Roten Armee oder in der verordneten Arbeit entfernt vom eigenen Zuhause.⁶⁵ Aber die meisten hatten schon bei der Heimkehr gespürt, dass sie prinzipiell der Kollaboration oder des Landesverrats verdächtigt wurden, und waren tief enttäuscht und besorgt.

Aber auch die Länder Mittel- und Osteuropas, die Zwangsarbeiter anerkannten oder wenigstens nicht als Kollaborateure verdächtigten, haben sie in den Erinnerungskulturen marginalisiert. Es herrschten die Kulturen der Heldenverehrung kommunistischer Kämpfer und Partisanen vor.

Im Gegensatz zur Sowjetunion wurden die heimkehrenden polnischen Kriegsgefangenen sowie Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen nicht als mögliche Landesverräter und Kollaborateure behandelt⁶⁶, ähnlich war es in der Tschechoslowakei

Band von Seidel und Tenfelde auch Tanja Penner: Zwangsarbeit im Donbass unter stalinistischer und nationalsozialistischer Herrschaft, 1929 bis 1953, S. 227-252.

63 Dieser Begriff von Norbert Frei scheint mir am besten geeignet, die Politik mit der Geschichte zu benennen. Vgl. Norbert Frei: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996.

64 Zu den sowjetischen Kriegsgefangenen vgl. die Pionierarbeit von Christian Streit: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945. Stuttgart 1978. Zur Zwangsarbeit Ulrich Herbert: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches. Berlin/Bonn 1985; Mark Spoerer: Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz, Stuttgart/München 2001; Hans-Christoph Seidel und Klaus Tenfelde (Hg.), a.a.O. Zur Entschädigungsdebatte vgl. Lutz Niethammer: Von der Zwangsarbeit im Dritten Reich zur Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, in: „Gemeinsame Verantwortung und moralische Pflicht“. Abschlussbericht zu den Auszahlungsprogrammen der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, hg. von Michael Jansen und Günter Saathoff, Göttingen 2007, S. 13-84.

65 Mehrfach in Gesprächen mit dem Autor.

66 Vgl. allgemein zur Heimkehr nach Sklaven- und Zwangsarbeit den Beitrag von Christoph Thonfeld in diesem Band ebenso wie den Bericht von Piotr Filipkowski (KARTA) zu Polen.

(damit auch in der gerade wieder aufgelösten Slowakischen Republik⁶⁷, dem ehemaligen Verbündeten des Deutschen Reichs). In Jugoslawien wurde ein Teil der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen sogar den Partisanen in verschiedener Hinsicht gleichgesetzt, allerdings war dies im Slowenien der frühen Nachkriegszeit anders: Im dortigen Dachau-Prozess wurden gerade befreite Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter wie Kollaborateure oder Täter verurteilt.⁶⁸ Ansonsten herrschte ein Stolz im sozialistischen Jugoslawien, über das nationalsozialistische Deutschland gesiegt zu haben, der zumeist auch Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen einbezog, während in der Sowjetunion der Stolz auf Soldaten *gegen* die Anerkennung der Kriegsgefangenen, Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen als Verfolgte des Nationalsozialismus gestellt wurde.

Zum sowjetischen Einflussbereich im Osteuropa der Nachkriegszeit gehörten aber nicht nur Staaten, die mit der Sowjetunion im Krieg gegen das Deutsche Reich verbunden waren, sondern auch jene, die zuvor mit dem Deutschen Reich gegen die Sowjetunion Krieg geführt hatten, wie Bulgarien, die Slowakei, Kroatien und andere.⁶⁹ Das Erstaunliche ist nun, dass auch in diesen Ländern das dominante Bild von der heroischen sowjetischen Armee und der kommunistischen Partei durchgesetzt wurde und jahrzehntelang die Geschichtspolitik bestimmte. Der Erfolg dieses kommunistischen „Masternarrativs“ in Kroatien, Bulgarien usw. oder auch in der besetzten und geteilten Slowakei ist meiner Ansicht nach nicht allein dadurch zu erklären, dass dort nach 1945 Parteien an die Macht kamen, die mit der Sowjetunion verbündet waren, sondern auch dadurch, dass nach einer kurzen, aber durchaus harten Bestrafungsphase eine verdeckte, fast heimliche nicht-offizielle Amnestie der früheren Gegner durch die herrschende Ideologie und Staatspraxis stattfand. Das hieß, dass auch die früheren Feinde in diesen Staaten leben und sogar eine begrenzte Karriere machen konnten, wenn sie sich nicht offen für eine andere Sicht auf die Geschichte aussprachen oder einsetzten. Gerade das vorherrschende Geschichtsbild der heroischen Soldaten und kommunistischen Partisanen erlaubte also einen inneren Frieden in diesen früheren Feindstaaten der Sowjetunion – zumindest für eine begrenzte Zeit von ein oder zwei Generationen.

Nicht nur in Osteuropa herrschte in den ersten Jahrzehnten der Nachkriegszeit ein Bild auf die Geschichte des Zweiten Weltkrieges vor, das von der Heroik des Krieges gegen das nationalsozialistische Deutsche Reich und des Widerstandes gegen den Faschismus bestimmt war. Auch in den meisten westeuropäischen Ländern dominierten ähnliche Vorstellungen, denen einige weniger heroische Seiten untergeordnet wurden. In Frankreich beispielsweise bestimmten jahrzehntelang die Rolle der Exil-Regierung de Gaulles oder die Aktionen der Résistance das Bild der französischen Erinnerungskultur. Die Masse der Franzosen hatte jedoch unter der deutschen Besatzung oder im Vichy-Frankreich des Marschall Petains leben und sich arrangieren müssen, die wenigstens davon als Widerständler. Kollaboration, Anpassung und Opportunismus eignen sich aber wenig zum Ausbau einer wieder zu gewinnenden natio-

67 Siehe die hier abgedruckten Artikel von Šárka Jarská (Tschechien) und Viola Jakschowa (Slowakei).

68 Siehe dazu vor allem die Artikel von Monika Kočevár über Slowenien, von Christian Schoelzel über Kroatien und von Barbara Wiesinger über Serbien.

69 Vgl. dazu unter anderem die Aufsätze von Ana Luleva zu Bulgarien, von Viola Jakschová zur Slowakei und von Christian Schölzel zu Kroatien.

nalen Identität.⁷⁰ Noch schwerer waren in dieses Bild Mittäterschaft und Kollaboration bei der Vernichtung der französischen Juden zu integrieren. Auch hier half das „Masternarrativ“ von der Résistance und der Exilregierung – ungewollt oder nicht – jenen, die mit den deutschen Besatzern kollaboriert, Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen oder sich angepasst hatten. Erst spät gab es – nach einigen frühen Bestrafungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit – eine Auseinandersetzung mit der Kollaboration in Frankreich. Aber bis heute werden beispielsweise bei den Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen Unterschiede gemacht zwischen jenen, die aus dem besetzten Frankreich nach Deutschland transportiert worden waren, und jenen, die mit französischen Papieren aus dem Vichy-Frankreich nach Deutschland verbracht worden waren. Die ersten werden wie Nazi-Opfer oder als Angehörige des Widerstandes behandelt, die zweiten nicht.

Ähnliche Widersprüche gab es in anderen Ländern Westeuropas, beispielsweise in Dänemark, wo es Bündnisse mit Nazi-Deutschland gab, in Norwegen, dessen erzwungene Kollaborationsregierung unter Quisling generell den Namen für Kollaborations-Regimes lieferte, oder in Belgien. Besonders bemerkenswert ist Italien, das immerhin bis zum gesonderten Waffenstillstand vom 8. September 1943 Verbündeter des Deutschen Reiches war, aber dennoch in der Nachkriegszeit die Niederwerfung des Mussolini-Faschismus und den Widerstand betonte, obwohl der Widerstand relativ schwach entwickelt war und König Vittorio Emanuele III. und die neue Regierung zunächst flüchten mussten. Die eigentlich heroische Leistung zeigte die große Masse der italienischen Soldaten, die sich dann nicht an die Seite der Deutschen Wehrmacht stellte, was ihnen fast überall vom deutschen Militär angeboten worden war, sondern die Gefangenschaft wählten und als „Italienische Militärinternierte“ Zwangsarbeit in Deutschland und in besetzten Gebieten leisten musste. Aber ihre Geschichte wurde, gemessen an der Geschichte des Widerstandes, der Absetzung Mussolinis und der Kriegserklärung an Deutschland, ebenfalls marginalisiert.⁷¹

In Spanien beginnt man erst in jüngerer Zeit die Geschichte des Franco-Regimes und seiner Opfer aufzuarbeiten, nachdem jahrelang nach dem Tode Francos und nach dem Übergang zu einer Demokratie unter einer konstitutionellen Monarchie die Geschichte der Opfer des Bürgerkrieges und der Diktatur kaum bearbeitet worden war. Das soll nun nach Verabschiedung des so genannten Erinnerungsgesetzes im Spanischen Parlament am 12. Dezember 2006 anders werden.⁷²

Österreich wird zumeist in diesem Zusammenhang vergessen, obwohl jeder oder jede zehnte zur Zwangsarbeit nach Deutschland verbrachte Person in Österreich ar-

70 Vgl. den Beitrag von Anne-Marie Granet-Abisset in diesem Band und auch ihre Studie: ‘Témoins et témoignages en situation limite’, in: Wievioka, A. et Mouchard, C. (Hg.): *La Shoa, oeuvres et témoignages*, o.O. 1999, S. 189-202. Allgemein: Helga Bories-Sawala: *Franzosen im „Reichseinsatz“*. Deportation, Zwangsarbeit, Alltag – Erfahrungen und Erinnerungen von Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern, Frankfurt a. M., Bern, New York, Paris, Wien 1996.

71 Bereits früh: Claudio Sommaruga: *Cifre della resistenza degli ufficiali italiani internati nei lager nazisti*, in: “Quaderni di storia contemporanea”, VI (1986), S. 21-38; jünger: Gabriele Hammermann: *Gli internati militari italiani in Germania, 1943-1945*, trad.it. il Molino, Bologna 2004. Vgl. auch den Beitrag von Doris Felsen und Viviana Frenkel in diesem Band.

72 Vgl. dazu Walther L. Bernecker und Sören Brinkmann: *Kampf der Erinnerungen. Der Spanische Bürgerkrieg in Politik und Gesellschaft 1936-2006*, Heidelberg 2006. Siehe auch den Aufsatz von Mercedes Vilanova zu Spanien in diesem Band.

beiten musste,⁷³ insgesamt mindestens eine Million.⁷⁴ Das KZ Mauthausen mit allen seinen Nebenlagern und dem berüchtigten Steinbruch war eines der schlimmsten KZ für Sklavenarbeit; außerdem gab es Verfolgungsorgane, die von österreichischen SSlern geführt wurden, wie die Leitung der Euthanasieprogramme durch das „T4“⁷⁵. Österreich konnte sich jahrzehntelang hinter der schon früh von den Alliierten in Moskau initiierten und dann auch vertretenen Politik verstecken, das Land sei das erste Opfer der nationalsozialistischen Expansion gewesen. Erst die Auseinandersetzung um die Vergangenheit des österreichischen UN-Generalsekretärs (1976 bis 1981) und Bundespräsidenten (1986 bis 1992) Kurt Waldheim in den Jahren 1986/87 führte zu einer differenzierteren Sicht.

In Deutschland selbst waren jahrzehntelang besonders die Sklaven- und Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen ebenfalls nicht anerkannt und mussten noch länger vergeblich um Entschädigung kämpfen, ebenso wie die „Politischen“ oder die verurteilten ehemaligen Deserteure, die ebenfalls oft Zwangsarbeit leisten mussten. Es dauerte fast eine Generation, ehe sich hier Änderungen anbahnten und zwei Generationen, ehe Anerkennung und Entschädigung politisch durchsetzbar waren.⁷⁶

Demgegenüber gab es hohe Anerkennungen in Israel, den USA und – begrenzt – auch in Immigrationsländern mit eigenen Formen der Organisation und Erinnerungspolitik.

Zusammengefasst heißt dies: Europa erscheint noch heute, betrachtet man die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg, den Holocaust, den Widerstand oder auch an die Kriegsgefangenen sowie an die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, wie ein bunter Flickenteppich: Frühere Frontstellungen aus dem Krieg wirken nach, die verschiedenen politischen Systeme und Nachkriegsgesellschaften haben unterschiedliche Erinnerungskulturen in verschiedenen regionalen Räumen herausgebildet, die mit dem Kalten Krieg an Schwung gewannen, und die jeweiligen Regierungen haben mit der Geschichte und den Erinnerungen an den Krieg „Vergangenheitspolitik“ betrieben. Die Erinnerungskulturen auch in Westeuropa sind viel gespaltenere, als es die „Geschichtspolitik“ der Nachkriegszeit nahelegen. Ihr Hauptnarrativ vom antifaschistischen Krieg und Widerstand war – um es zu wiederholen – sehr erfolgreich gerade deshalb, weil es die weniger heroischen Seiten des Krieges, die Kollaboration und die Beteiligung an Verbrechen verdeckte und damit den Nachkriegsgesellschaften eine zumindest oberflächliche Aussöhnung ermöglichte. Aber unterhalb dieser Geschichtspolitik blieben andere, verdeckte, informelle, besonders familiäre Erinnerungskulturen bestehen und rieben sich nun mit den offiziellen – besonders in Osteuropa, aber nicht nur dort. Und es ist unklar, welche „Erinnerungsbündnisse“ nun zu

73 Stefan Karner, Peter Ruggenthaler und Barbara Stelz-Marx (Hg.): NS-Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie. Die Lapp-Finze AG in Kalsdorf bei Graz, Graz 2004, S. 8. Vgl. zur Zwangsarbeit in Österreich Oliver Rathkolb (Hg.): NS-Zwangsarbeit: Der Standort Linz der Reichswerke Hermann Göring AG Berlin 1938-1945, Wien, Köln, Weimar 2001 (in zwei Bänden). Der zweite Band, von Karl Fallend besorgt, befasst sich mit „(Auto)-Biographischen Einsichten“.

74 So Bertrand Perz auf der Holocaust Studies Tagung „Arbeit und Vernichtung“ der Arbeiterkammer in Wien vom 27. bis 29. Juli 2007 in seiner Einführung am 27. Juli, a.a.O.

75 Die Führung des nationalsozialistischen Euthanasieprogramms war in den entscheidenden Positionen von österreichischen SS-Angehörigen besetzt und hatte ihren Sitz in der Tiergartenstraße 4 in Berlin (daher „T4“).

76 Vgl. die Einleitung der Herausgeber dieses Bandes.

Beginn des 21. Jahrhunderts in Ost- und Westeuropa, im politisch vereinten Europa von neuen Generationen geschlossen werden.

5.3 Kulturelles Gedächtnis oder gespaltene Erinnerungskulturen?

Es gibt also ganz verschiedene Arten von Erinnerungskulturen, in denen die damaligen Erfahrungen der Sklaven- und Zwangsarbeit unterschiedlich zusammengefasst, verarbeitet und kontextualisiert werden, und zwar nicht nur in den einzelnen Staatsführungen, sondern auch innerhalb der Gesellschaften dieser Länder.

Deutschland ist ein Parade-Beispiel dafür: Es ist ein Land mit gespaltenen Erinnerungskulturen, die das Dritte Reich bzw. den Nationalsozialismus, den Krieg und die Sowjetische Besatzungszone bzw. die SED-Diktatur betreffen: unter anderem zwischen Ost und West über Jahrzehnte andauernd⁷⁷, zwischen den Generationen, zwischen Konservativen und der beginnenden Studentenbewegung, zwischen deutschen Kriegsgefangenen und den Opfern des Nationalsozialismus, zwischen jüdischen Überlebenden und Opfern sowjetischer Willkür. Diese Widersprüche haben auch zu unterschiedlichen Opferhierarchien in der DDR und der BRD geführt. Während in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR die kommunistischen Kämpfer gegen den Faschismus besonders geachtet waren, erfuhren die „Nur-Opfer“ geringere Anerkennung und Unterstützung. Im Westen dagegen wurden die kommunistischen Widerstandskämpfer, die die zahlenmäßig stärkste Widerstandsgruppe stellten, in der Nachkriegszeit nicht oder nur begrenzt als Opfer gesehen, manchmal sogar kriminalisiert und nicht selten ohne Entschädigung gelassen. Demgegenüber waren es die Militärs des 20. Juli 1944, die in der BRD eine besondere Würdigung erhielten ebenso wie die christliche Jugendopposition der „Weißen Rose“ in München.

Diese gespaltenen Erinnerungskulturen mit unterschiedlichen Opferhierarchien sind für Deutschland überdeutlich, aber sie sind auch in anderen Gesellschaften zu beobachten oder sogar der „Normalfall“ im 20. Jahrhundert. Sie werden besonders sichtbar dort, wo der Nationalsozialismus in die doppelte Diktaturerfahrung durch Nationalsozialismus und Stalinismus eingebettet wird (wie in fast ganz Osteuropa außerhalb der Sowjetunion, besonders in Polen, im Baltikum⁷⁸, in Tschechien oder auch Ungarn), ganz anders als in Westeuropa oder Israel.

5.4 Internationalisierung des Holocaust – Nationalisierung der Zwangsarbeit?

In dem hier vorgestellten Sklaven- und Zwangsarbeiter-Projekt wurde die These immer deutlicher, dass eine *erstaunliche Internationalisierung der Darstellung der Holocausterfahrung* zu beobachten ist und eine ebenso bemerkenswerte „*Nationalisierung*“ der *Kriegs- und Zwangsarbeitererfahrung*. Die Vorbilder von Yad Vashem oder des Holocaust Memorial Museum in Washington sind auch in Museen und Ausstellungen in Osteuropa zu spüren, wenn es um die Shoah geht. Allerdings gibt es auch in diesem Zusammenhang einige Rücksichtnahmen auf nationale Besonderheiten.⁷⁹

⁷⁷ Noch heute bestehen erhebliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen in der Bedeutung, die der Aufarbeitung des Nationalsozialismus zugeschrieben wird. So die Ergebnisse von Befragungen durch das Allensbacher Institut für Meinungsforschung

⁷⁸ Über Zwangsarbeit in Litauen schrieb Rose Lerer Cohen einen Aufsatz in diesem Band.

⁷⁹ In Budapest beispielsweise wird im Holocaustmuseum eine bemerkenswerte Rücksicht auf die Person und die Regierungen Horty genommen.

Aber es sind besonders die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, die national sehr spezifisch in öffentlichen Präsentationen behandelt werden, auch sehr unterschiedlich in ihrer Klassifizierung als Verfolgte des Nationalsozialismus im Verhältnis zu den kommunistischen Widerstandskämpfern. In manchen Museen des Baltikums und Ungarns wird die sowjetisch-stalinistische Diktatur teilweise ähnlich verurteilt wie die deutsche nationalsozialistische, wenn nicht stärker⁸⁰, was zu manchen Verwerfungen in der Behandlung des Holocaust führt – so dann, wenn zum Beispiel in Budapest Verurteilungen von Kollaborateuren in der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik während der Nachkriegszeit als stalinistische Justizverbrechen behandelt werden.

Unabhängig von der „großen Politik“ in Ost und West nach 1945 war es für alle, die man zur Sklaven- und Zwangsarbeit verdammt hatte, persönlich bedeutsam, ob man sie als Opfer ernst nahm, anerkannte und ihnen half, mit dieser ihrer Vergangenheit fertig zu werden, oder nicht. Denn die Anerkennung als Opfer lindert den Schmerz um das eigene Leiden und die Trauer um die Leidensgenossen. Anerkennung legt die Hoffnung nahe, dass ihr Leiden nicht umsonst war, dass ihre Gesellschaften aus dieser Vergangenheit vielleicht sogar lernen könnten, selbst wenn sie wissen, dass diese ihre Erfahrungen auch für nachfolgende politische Systeme Element der eigenen Selbstdarstellung und Stabilisierung im Positiven wie im Negativen wurden. Anerkennung bedeutet auch, dass es einen Bedeutungsgewinn ihrer persönlichen Lebensgeschichte dann gab und gibt, wenn sich die Zeitgeschichte, die Politik, die Gedenkstätten oder die Lehrerschaft für ihre Erfahrungen interessiert. Man kann umgekehrt ahnen, was es für die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen wie für alle Verfolgten bedeutet, wenn all dies fehlt.

In diesem Sinne haben auch wir dieses Projekt verstanden und hoffen, dass sich durch diese Dokumentation und Forschung die Position derjenigen stärkt, die zur Sklaven- und Zwangsarbeit nach Deutschland und die besetzten Gebiete transportiert worden waren. Ein Denkmal ganz besonderer Art wollten wir schaffen – nicht aus Stein oder Bronze, sondern aus ihren eigenen Erzählungen und Lebensgeschichten.

80 Beispielsweise in den großen nationalen Museen Rigas und Tallins.

„Ein Moment der Freude ... und schmerzvoll“^{*1}

Heimkehr ehemaliger NS-Sklaven- und Zwangsarbeiter² am Ende des Zweiten Weltkriegs

Christoph Thonfeld

Die Heimkehr ehemaliger Zwangsarbeiter war ein sehr komplexer Prozess, der sich teilweise über mehrere Jahre hinzog, von einer Reihe kontingenter Faktoren abhing und sich für manche letztlich nie verwirklicht hat. Die Erinnerung an die Familie und an das Zuhause war für viele während der Zwangsarbeit ein entscheidender emotionaler Bezugspunkt und eine geistige Überlebenshilfe, vielfach durch Pakete und Briefe auch eine praktische. Die Rückkehr dorthin war der innere Fluchtpunkt einer ansonsten größtenteils fremdbestimmten Situation. Dabei hat das Zurückkommen zwar als Ereignis in der lebensgeschichtlichen Rückschau teilweise an Bedeutung verloren, nicht aber in seiner Wirkung als wesentliche Weichenstellung für das weitere Leben. Insofern soll dieser Übergang, der durch den Eintritt ins Erwachsenenalter der meisten Betroffenen während der Zeit der Zwangsarbeit für sie gleichsam zu einer Statuspassage wurde, hier in den Blick genommen werden.

Zwischen totalem Krieg und Zusammenbruch

Spätestens seit der angloamerikanischen Landung in der Normandie und der sowjetischen Sommeroffensive 1944 wurde spürbar, dass Deutschland den Krieg verlieren würde. Dies signalisierte für viele Zwangsarbeiter die Hoffnung aufs Überleben und vielleicht eine Möglichkeit zur Flucht. Im Durcheinander von alliierten Bombardements, Evakuierungen und Produktionsverlagerungen ergaben sich kleine praktische Möglichkeiten zur Flucht.³ Diejenigen, die flohen, versuchten, sich in Wäldern zu verstecken; dabei blieben sie nach Möglichkeit mit anderen Landsleuten oder Leidensgenossen aus anderen Ländern zusammen. Es gab auch solche, die sich aufmach-

* Der folgende Aufsatz erscheint in Kürze in: Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hg.): Hitlers Sklaven. Internationales lebensgeschichtliches Dokumentationsprojekt zur Sklaven- und Zwangsarbeit, Wien (Böhlau Verlag). Vgl. auch die redaktionellen Hinweise zum Beitrag von Alexander von Plato in diesem Heft.

1 Aus der Übersetzung des International Forced Labourers Documentation Project (IFLDP) Interviews mit Andre D. (Frankreich, 23.6.2006), S. 25.

2 Im Folgenden wird aus stilistischen Gründen nur die männliche Form verwendet; es sind aber beide Geschlechter gemeint, sofern dies nicht ausdrücklich anders vermerkt ist.

3 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Galina A. (Memorial, Russland, 19.6.2005).

ten, zu Fuß nach Hause zu gehen,⁴ und dabei große Entfernungen zurücklegten. Sicherlich wurden die meisten wieder gefangen genommen⁵ oder kamen letztlich nicht weiter als bis zum nächsten Bauernhof, wo sie zwar wieder zwangsweise arbeiten mussten, aber möglicherweise unter besseren Bedingungen und bei besserer Ernährung als vorher. Einige wenige schafften tatsächlich den ganzen Weg, aber das bedeutete nicht notwendigerweise das Ende der Schwierigkeiten. Falls ihr Land noch besetzt war, waren sie gezwungen, irgendwo unterzutauchen. Sie konnten hoffen, dass irgendein Angehöriger, Bekannter oder eine Untergrundgruppe ihnen Unterschlupf gewährte oder besorgen konnte. Es gibt Berichte, dass ehemalige Zwangsarbeiter auf diesem Weg selbst Partisanen wurden⁶ – durchaus auch ohne dies vorher beabsichtigt und ohne irgendwelche politischen Ambitionen zu haben.⁷ Für das weitere Schicksal konnte das dennoch einen ganz entscheidenden Unterschied machen, da eine „Widerstandsbiografie“ in den siegreichen und den befreiten Ländern Ost- wie Westeuropas im Gegensatz zu einer „bloßen“ „Zwangsarbeitervita“ hohes Ansehen genoss.⁸ Stellte sich heraus, dass das eigene Zuhause nicht mehr bewohnbar war, weil es entweder zerstört oder jetzt von anderen Leuten bewohnt wurde, wandelte sich die Heimkehr zum Anfang einer neuen Irrfahrt. Ein wichtiger Faktor für die Entscheidung zwischen Bleiben und Gehen war dann, ob Mitglieder der Familie den Krieg überlebt hatten, wo sie gerade waren, in welchem Zustand sie sich befanden und welchen sozialen oder politischen Status sie vor und während des Zweiten Weltkriegs bekleidet hatten.⁹ Und die Heimkehr garantierte keinesfalls, zu Hause willkommen zu sein. Auch diejenigen Flüchtlinge, die endlose Fußmärsche hinter sich hatten und dabei eine oder mehrere Frontlinien durchqueren mussten, wurden schließlich möglicherweise nur als „würdelose Verräter“ empfangen, was besonders im sowjetischen Herrschaftsbereich galt.¹⁰

Moderater war die Situation der Tschechen, obwohl sie ebenfalls mit Diskriminierungen konfrontiert werden konnten, die zudem häufig, wie auch in den meisten anderen Ländern, zusätzlich eine geschlechterspezifische Dimension hatten, wie diese tschechische ehemalige Zwangsarbeiterin berichtet:

*Weil Mädchen, die im Reich waren, ... es war, als ob man ihnen ein Zeichen auf die Stirn eingebrannt hätte, so. Sie galten als minderwertig. Auch wenn sie sich bestens benahmen ... Das hat mich am meisten erniedrigt.*¹¹

4 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Oleksa S. (Educational Initiatives Centre, Ukraine, 24.7.2005).

5 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Valentina S. (Universität Charkow, Ukraine, 22.5.2005).

6 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Jakov A. (Kroatien, 4.7.2005).

7 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Dragica V. (Kroatien, 8.7.2005).

8 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Reshat S. (Mazedonien, 9.12.2005).

9 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Lucja S. (KARTA, Polen, 2.7.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit Anna M. (Memorial, Russland, 25.12.2005).

10 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Jevgenij R. (Universität Charkow, Ukraine, 22.4.2005).

11 Aus der tschechischen Transkription des IFLDP Interviews mit Frau M.U. (Tschechien, 13.12.2005), S. 48. Für die Übersetzung der Passage danke ich Sharka Jarska.

Während des Krieges waren besonders die Jahrgänge 1918 bis 1924 zwangs- bzw. dienstverpflichtet worden, nach offizieller Lesart teilweise zu 10-monatigen Schulaufenthalten, nach denen sie wieder ins „Reichsprotectorat“ zurückkehren und dort arbeiten sollten.¹² Andere wurden sofort zu unbefristeter Zwangsarbeit herangezogen.¹³ Dennoch ergaben sich Möglichkeiten, lange vor Kriegsende in die Heimat zurückzukehren, wenn es auch bedeutete, dort weiter, teilweise als „Heimtschläfer“, dienstverpflichtet zu werden.¹⁴ Aktive Zuflucht zu dieser letzten Möglichkeit versuchten auch polnische Zwangsarbeiter zu nehmen; für sie war es während des Krieges allerdings eher eine halblegale Rückzugsmöglichkeit vor einer drohenden Deportation nach Deutschland.¹⁵

Befreiung und Befreier

Während die Organisation der Kriegswirtschaft und die allgemeine Verwaltung des Dritten Reichs zunehmend zerfiel, eröffneten sich für die Zwangsarbeiter wachsende unkontrollierte Räume, mit allen positiven und negativen Konsequenzen, die dies haben konnte. Viele fielen eskalierender willkürlicher Gewalt, Massakern und Todesmärschen oder fortgesetztem Hunger, Krankheiten und Erschöpfung zum Opfer. Mehr und mehr von ihnen konnten jedoch durch die herannahenden alliierten Truppen befreit werden, wobei es einen entscheidenden Unterschied machen konnte, von welcher der drei Hauptsiegermächte jemand befreit wurde. Grob gesprochen, achteten die Briten bei der raschen Rückführung aller Displaced Persons (DPs) – zum Großteil ehemalige Zwangsarbeiter – aus ihrer Besatzungszone hauptsächlich darauf, ihr dortiges Personal so rasch wie möglich abberufen und die Kosten der Besatzung so gering wie möglich halten zu können. Die US-Amerikaner fühlten sich am ehesten für einen Interessenausgleich zwischen den Siegern, Deutschland und den DPs verantwortlich, der ein längeres – auch finanzielles – Engagement erforderte. Demgegenüber war die Sowjetunion in zweifacher Weise unmittelbarer von dem Problem betroffen, da die ehemaligen Zwangsarbeiter zum großen Teil aus ihrem Herrschaftsbereich stammten und diese dringend als Arbeitskräfte zum Wiederaufbau des durch den Krieg verwüsteten Landes benötigt wurden. Dabei brachte sich die politische Führung selbst in Zwiespalt, da die Repatrianten offiziell unverhohlen als „Feinde des Vaterlandes“ galten. In den Erzählungen ehemaliger Zwangsarbeiter fällt vor allem der starke Kontrast zwischen den positiven Erinnerungen besonders an die amerikanischen Soldaten gegenüber häufigen negativen Erzählungen über sowjetische Soldaten auf. Gleichzeitig waren die westlichen Siegermächte auf der einen und die Sowjetunion auf der anderen Seite peinlich darauf bedacht, die eigenen Kriegsgefangenen aus den Händen des jeweils anderen zurückzubekommen bzw. diejenigen des Gegenübers als Unterpfand für Verhandlungen zu nutzen. Frankreich nimmt insofern eine Sonderstellung ein, weil viele DPs im Land waren. Diese sollten Frankreich umgehend verlas-

12 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Libuse H. (Tschechien, 9.1.2006).

13 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Ladislav M. (Tschechien, 10.1.2006).

14 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Boleslav W. (Tschechien, 20.12.2005).

15 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Lucjan P. (KARTA, Polen, 17.6.2005).

sen, während es in der französischen Besatzungszone damit jedoch keine Eile hatte, weil dies größeren logistischen und organisatorischen Aufwand bedeutet hätte.¹⁶

Zwischen DP-Lager und Repatriierung

Allerdings waren auch die wohlwollenden Befreier nicht an massenhaften unkontrollierten Wanderungsbewegungen interessiert. Für Franzosen, Belgier und Niederländer, die im Westen befreit worden waren, ergab sich die Möglichkeit, sich davon unbeeindruckt trotzdem auf den Heimweg zu machen. Skandinavische Zwangs- und Sklavenarbeiter konnten durch die Intervention des Internationalen Roten Kreuzes teilweise bereits seit der Endphase des Krieges gesondert repatriiert werden.¹⁷ Die Mehrheit der Zwangsarbeiter wurde jedoch zunächst erneut in Sammelunterkünften untergebracht. Hier begann ein durch Tatenlosigkeit, Ungewissheit und Überfüllung der Lager schnell deprimierendes und endlos erscheinendes Warten auf die Rückkehr oder was immer sich als Alternative dazu auftat. Die nunmehr zu DPs gewordenen ehemaligen Zwangsarbeiter versuchten, sich wieder an so etwas wie normales Leben zu gewöhnen. Die meisten unserer Interviewpartner kamen schließlich in Zügen, Lastwagen oder anderen Fahrzeugen nach Hause, die manchmal nur unwesentlich besser ausgestattet waren, als die, in denen sie Jahre zuvor nach Deutschland oder in die besetzten Gebiete gebracht worden waren, allerdings jetzt mit anderen Erwartungen und Emotionen. Bei diesen Transporten war es immer von Vorteil, Bekannte oder Freunde bei sich zu haben, weil die Umstände weiterhin prekär waren, z.B. konnte die Nahrung knapp werden, sobald man den Einflussbereich der UN-Hilfsorganisation UNRRA verließ. Gleichzeitig war auf diese Weise jemand da, mit dem man sich beraten konnte, falls z.B. ein Zug anhielt und entweder Freiwillige für die Arbeit bei den Besatzungsmächten gesucht wurden oder eine Möglichkeit zum Neuaufbau einer Existenz auf Siedlungsland bestand. Eventuell war ja schon zu diesem Zeitpunkt bekannt, dass das eigene Zuhause zerstört und/oder verlassen war. Von Zurückgekehrten gibt es in den Interviews Hinweise, dass ihnen von westlichem Militär- oder Verwaltungspersonal eine mögliche Auswanderung, zumeist in die USA, in Aussicht gestellt wurde, die sie aber ablehnten.¹⁸ Dies spielt vor allem in den Erzählungen von Polen und (West-)Ukrainern eine wichtige Rolle, weil dort die Einbeziehung in den sowjetischen Herrschaftsbereich die stärksten Verwerfungen ausgelöst und gegenüber zurückkehrenden Zwangsarbeitern einen besonderen Legitimationsdruck zur Folge hatte. An solchen Beispielen zeigen sich eindringlich die verschiedenen Formen von Deportation, Befreiung und Rückkehr.

¹⁶ Zur französischen DP-Politik insgesamt s. Rinke, Andreas: *Le grand retour. Die französische Displaced Persons-Politik*, Microfiche-Edition, Hannover 1999.

¹⁷ Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Ruth H. (Norwegen, 6.5.2005).

¹⁸ Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Ivan K. (Pädagogische Staatsuniversität Woronesch, Russland, 15./17.7.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit Iwan G. (RWTH Aachen, Belarus, 31.8.2005). Im Gegensatz dazu wurden solche Angebote von jüdischen Sklavenarbeitern offensiv angenommen.

Heimkehr und die Reaktionen der (Wieder)Aufnahmestaaten und -gesellschaften

Rückkehr in die Sowjetunion

Eine „erste Enttäuschung“¹⁹ erwartete die Heimkehrenden oft bereits an der Landesgrenze. Dabei scheint die sowjetische Repression gegen ehemalige Zwangsarbeiter in der Westukraine besonders gravierend gewesen zu sein, da sich die Filtration der Repatrianten hier stark mit der Bekämpfung der Unabhängigkeitsbewegung und der Suche nach Angehörigen der Wlassow-Armee vermischte.²⁰ In den Überprüfungsverfahren in den sowjetischen Filtrationslagern²¹ hatten allerdings Zwangsarbeiterinnen, die in ländliche Gemeinden zurückkehrten, gute Chancen, eingehenderen Untersuchungen durch die Geheimdienste zu entgehen. Für Stadtbewohner – unter diesen vor allem für Personen mit höheren Bildungs- und Karriereambitionen – waren sie nahezu unausweichlich. Neben einem vorübergehenden Verbleib bei den Besatzungstruppen,²² Einberufungen zur Roten Armee,²³ Umsiedlungen, Verbannungen, Internierungen²⁴ und erneuter Zwangsarbeit, die alle potentiell weitere Entrechtung und Erniedrigung oder sogar Lebensgefährdung bewirkten, sind besonders die Verhöre durch die Geheimdienste zum Symbol fortgesetzter Verfolgung geworden. In den Vernehmungen wurde u.a. versucht, ehemalige Zwangsarbeiter unter Verweis auf ihre prekäre ökonomische, soziale und politische Lage zur Zusammenarbeit zu erpressen. Aber auch ohne diese Erfahrungen gab es Repatrianten, die – selbst wenn sie mehr oder weniger unbehelligt in ihre Heimatdörfer zurückkehren konnten – unter lebenslänglichen Ängsten litten, die eine starke individuelle Verunsicherung und soziales Misstrauen auslösten.²⁵ Besonders aus der unmittelbaren Nachkriegszeit berichten ehemalige Zwangsarbeiter vielfach von Alpträumen, Flashbacks und anderen traumatischen Effekten der Kriegserfahrungen.²⁶ Vor allem osteuropäische Interviewpartnerinnen berichten bei ihren Darstellungen der Rückkehr auch, wie schon unmittelbar nach Kriegsende die häufig anzutreffende Verachtung der Heimatländer für die Rückkehrenden sich als Brutalisierung in den Geschlechterverhältnissen z.B. zwischen den letztlich siegreichen und ganz überwiegend männlichen Rotarmisten und

19 Vgl. die Übersetzung des IFLDP Interviews mit Angela D. (Slowenien, 18.3.2006), S. 3.

20 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Petro G. (Universität Lviv, Ukraine, 5.7.2006).

21 Vgl. z.B. Poljan, Pavel: Deportiert nach Hause. Sowjetische Kriegsgefangene im „Dritten Reich“ und ihre Repatriierung, München/Wien 2001; Goeken, Ulrike: Repatriierung in den Terror? Die Rückkehr der sowjetischen Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen in ihre Heimat 1944-1956, in: Dachauer Hefte, Heft 16, 190-209.

22 Vgl. Goeken, Ulrike: Von der Kooperation zur Konfrontation. Die sowjetischen Repatriierungsoffiziere in den westlichen Besatzungszonen, in: Klaus Dieter Müller, Konstantin Nikiškin und Günther Wagenlehner: Die Tragödie der Gefangenschaft in Deutschland und der Sowjetunion, Köln/Weimar 1998, 315-334, hier: 330 f.

23 Vgl. Naumov, Vladimir; Reschin, Leonid: Repressionen gegen sowjetische Kriegsgefangene und zivile Repatrianten in der UdSSR 1941-1956, in: Müller, Nikiškin und Wagenlehner: Die Tragödie, 335-364, hier: 343.

24 Vgl. Naumov/Reschin: Repressionen, 338.

25 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Raisa B. (Geschichtswerkstatt Minsk, Belarus, 17.8.2005).

26 Vgl. z.B. die Übersetzung des IFLDP Interviews mit Pavel U. (Tschechien, Teilprojekt Slowakei, 21.6.2006), S. 48.

den weiblichen Zwangsarbeitern, die gezwungenermaßen die Verlierer unterstützt hatten, abbildete.²⁷ Dabei wurden die Bedrohungen und Übergriffe bis hin zu Vergewaltigungen durch die zunächst als Befreier wahrgenommenen Soldaten gegen Ende des Krieges, auf dem Rückweg und in den Filtrationslagern oft nur angedeutet, da es den Interviewpartnerinnen zu schwer fiel, direkt darüber zu sprechen.²⁸ Auch späterhin wirkte der „Makel“ der Zwangsarbeit in den Geschlechterbeziehungen noch nach: Das zumeist erzwungene Schweigen isolierte die Betroffenen teilweise selbst von ihren Ehepartnern und konnte zum Scheitern einer Beziehung führen oder beitragen.²⁹ Oder sie wurden durch ihre Biografie zur „Belastung“ für die beruflichen, politischen oder gesellschaftlichen Ambitionen ihrer Partner, was wiederum Beziehungen erschwerte.³⁰ Dennoch blieben Partnerschaften ehemaliger Zwangsarbeiter untereinander vergleichsweise selten; eher suchten sie sich andere Menschen, die selber auch aus verschiedenen Gründen in der Gesellschaft eher marginal positioniert waren.³¹

Heimkehr nach Osteuropa

In Polen wurden nur sehr subtile Sanktionsstrategien gegen ehemalige Zwangsarbeiter entwickelt. In der Regel erlitten sie nach ihrer Rückkehr keine weiteren Benachteiligungen, die mit der Arbeit für Deutschland zusammenhingen, obwohl es vereinzelt vorkam, dass sie dennoch unter Verfolgung oder der Furcht davor zu leiden hatten, ihre Arbeit verloren oder von weiterer schulischer bzw. beruflicher Ausbildung ausgeschlossen wurden.³² Die Zwangsarbeit für Deutschland wurde hierbei allerdings – wie in den meisten Ländern Osteuropas außerhalb der Sowjetunion – eher ein flexibles belastendes Element, das taktisch eingesetzt werden konnte, wenn z.B. jemand im Zusammenhang mit den politischen Unruhen des Jahres 1956 auffiel. Allerdings finden sich auch Berichte einer aktiven Teilhabe der Zurückgekehrten in den kommunistischen Staatsparteien Osteuropas, die zumindest eine gewisse Durchlässigkeit in der politischen Neuordnung erkennen lassen. In den Ländern des ehemaligen Jugoslawien, in dem die siegreichen Partisanen dabei waren, ihre Machtstellung zu sichern, wurde den Repatrianten teilweise auch mit großem Misstrauen begegnet.³³ So gab es vor allem in Slowenien Polizeikontrollen, die aber weder der Logistik noch der Systematik nach dem sowjetischen Filtrationssystem vergleichbar waren. Unabhängig davon kam es in der unmittelbaren Nachkriegszeit zu zahlreichen Rachemorden und unkontrollierten Strafaktionen. Dabei überlagerten sich mehrere Konfrontationslinien;

27 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Regina L. (KARTA, Polen, 2.7.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit Ljudmila T. (Russische Akademie der Wissenschaften, Russland, 11.10.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit Bloeme E. – v. E. (Niederlande, 30.6.2005).

28 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Nadja S. (Deutschland, 2.11.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit Ermine J.-B. (Lettland, 31.8.2005).

29 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Alexandra S. (Pädagogische Staatsuniversität Wornesch, Russland, 7./9.7.2005).

30 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Jekaterina S. (Russische Akademie der Wissenschaften, Russland, 2.8.2006).

31 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Nina D. (Russische Akademie der Wissenschaften, Russland, 14.7.2005).

32 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Jozef S. (KARTA, Polen, 6.7.2005).

33 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Janez B. (Slowenien, 8.8.2005).

besonders virulent wurde die grundlegende ethnische Dimension, die Serben, Slowenen, Kroaten und Bosnier (erneut) gegeneinander aufbrachte. Diese wurde allerdings von gleichermaßen vorhandenen religiösen, politischen und sozialen Spannungen gebrochen oder sogar noch verschärft, je nachdem, ob sie sich analog oder quer zu den ethnischen Konflikten entwickelten oder zumindest so wahrgenommen wurden.³⁴ Es blieb den ehemaligen Zwangsarbeitern wenig mehr, als sich mit der ihnen zugeordneten marginalisierten gesellschaftlichen Position abzufinden, um später einigermaßen unbehelligt leben zu können.

Heimkehr nach Westeuropa

Ähnliches lässt sich für die Rückkehrer nach Westeuropa beobachten. In Ruhe gelassen zu werden war z.B. das Beste, worauf italienische Militärinternierte hoffen konnten. Nachdem sie von der deutschen Armee im Herbst 1943 gefangen genommen worden waren, wurden sie als „Verräter der Achse“ bei der Zwangsarbeit besonders schlecht behandelt. Nach der Rückkehr wurden sie in der Heimat während der Nachkriegsperiode größtenteils ignoriert, weil sie nicht in die zunehmend staatlich und gesellschaftlich dominierende Selbstwahrnehmung eines widerständigen Italien passten. So erging es auch den im Rahmen des Service du Travail Obligatoire nach Deutschland deportierten Franzosen, denen trotz schneller beruflicher und sozialer Reintegration zunehmend – und teilweise bis heute anhaltend – die gesellschaftliche Anerkennung als Opfer des NS- bzw. des Petain-Regimes verweigert wurde. Die besondere Problematik ihrer Situation – von der Kollaborationsregierung des eigenen Landes zur Arbeit für den Kriegsgegner abkommandiert worden zu sein – spiegelt sich in den Erzählungen wider, die vor allem den hohen Rechtfertigungsdruck gegenüber den zahlreichen Kriegsgefangenen und den unter deutscher Federführung Deportierten dokumentieren.

... und gut, sie holten mich ab, ja, das war trotz allem ein Zeichen ... Das waren Kameraden meines Alters, die Widerstandskämpfer waren, die älter als ich waren, ein wenig, aber letztendlich waren sie Widerstandskämpfer. Nein, aber meine Eingliederung wurde ziemlich gut durchgeführt, schließlich aber gab es welche, die uns kritisierten, weil wir nach Deutschland zum Arbeiten gegangen sind; aber das war jetzt so einfach zu sagen, und schwieriger ... 1943, weil ich für meinen Teil, wenn es mir möglich gewesen wäre, nicht dorthin zu gehen, wäre ich nicht dorthin gegangen.³⁵

Noch komplizierter war die Situation für spanische Sklavenarbeiter, die in ihr Land zurückkehren wollten. Da sie in der Regel aus politischen Gründen vor der Franco-Armee geflohen, interniert oder sogar in KZ verbracht worden waren, wurden sie auch nach 1945 unter Franco weiter verfolgt, so dass sie nur illegal einreisen konnten oder im Exil verbleiben mussten, manchmal bis in die späten 1970er Jahre.³⁶ Selbst

34 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Joze B. (Slowenien, 15.9.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit Andrija M. (Serbien und Montenegro, 29.7.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit Milan D. (Serbien und Montenegro, 28.7.2005).

35 Übersetzung des IFLDP Interviews mit Andre D. (Frankreich, 23.6.2006), S. 25 f.

36 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Neus C. (Spanien, 28.4./30.11.2005).

wenn sie nach Kriegsende wieder in ihre Heimatdörfer zurückkehrten, standen sie vielfach unter der potentiellen Denunziationsdrohung missgünstiger oder francistisch orientierter Nachbarn.

Die in Deutschland Gebliebenen

Ein etwas anderes Bild zeichnen jene ehemaligen Zwangsarbeiter, die in Deutschland geblieben sind. Nachdem sie anfangs die unübersichtliche Besatzungssituation, den Schutz der Alliierten und bestehende Kontakte zu ihnen wohl gesonnenen Deutschen zu ihrem Vorteil nutzen konnten, wurden sie mit zunehmender zeitlicher Distanz zum Kriegsende einerseits und der fortschreitenden Re-Installierung deutscher Verwaltungshoheit andererseits mehr und mehr marginalisiert und zum Objekt administrativen Ordnungstrebens. Durch dieses wurden sie schließlich 1951 zu „Heimatlosen Ausländern“ erklärt. Selbst denjenigen, denen eine Integration in die Mehrheitsgesellschaft gelang, wurde nur eine vergleichsweise widerwillige Akzeptanz zuteil. Auch, wenn sie darum bemüht waren, ihre Herkunft und kulturelle Identität nicht allzu sehr zu betonen oder diese sogar aktiv verschwiegen, blieben sie für die Angehörigen ihrer Partner und ihre Nachbarn auf Jahre hinaus vielfach weiterhin darauf verwiesen.³⁷ Dabei brachen sie die Beziehung zu ihrem Heimatland in der Regel nicht bewusst ab, sondern sahen ihre Abwesenheit zunächst als zeitliche und umstandsbedingte Unterbrechung an. Mit den Jahren und Jahrzehnten spielte dann allerdings der Gedanke an Rückkehr als Lebensperspektive eine zunehmend untergeordnete Rolle, während eher kurzfristige, aber oft hoch symbolhafte und mit komplexen Emotionen beladene Heimatbesuche – zumindest in der Rückschau – deren Platz einnahmen. Es gelang ihnen nur spät und schlimmstenfalls gar nicht, aus dem Schatten der Vergangenheit herauszutreten, den sie in der Wahrnehmung vieler Deutscher immer noch verkörperten. Durch die im Alter erneute stärkere Auseinandersetzung mit den zurückliegenden Kriegserfahrungen spielt aber auch die Beschäftigung mit der Heimat mittlerweile wieder eine größere Rolle, teilweise jetzt unter dem Eindruck des herannahenden Lebensendes als Frage nach dem Ort, an dem man beerdigt werden möchte.³⁸

Die Auswanderer

Die ausgewanderten ehemaligen Zwangsarbeiter scheinen ihre Entscheidung zu keiner Zeit bereit zu haben, besonders die jüdischen. Nach Jahren der Erniedrigung und Entrechtung sowie darauf folgenden Jahren der Ungewissheit und des Wartens setzte unter den auswandernden DP's nun allgemeine Aufbruchstimmung ein. Nicht zuletzt von einer mit eigenen, häufig anders gelagerten Erinnerungen und Problemen beschäftigten sozialen Umgebung davon abgehalten, sich allzu sehr mit der eigenen Vergangenheit zu konfrontieren, widmeten sie sich tatkräftig dem Aufbau einer neuen Existenz.³⁹ Dabei versuchten sie aktiv, die Vergangenheit hinter sich zu lassen. Damit geriet aber auch die Beziehung zu ihrem Heimatland in den Hintergrund, was mit

37 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Nadja S. (Deutschland, 2.11.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit Josef B. (Deutschland, 13.12.2005).

38 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Nadja S. (Deutschland, 2.11.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit Josef B. (Deutschland, 13.12.2005).

39 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Charles G. (Bremen Museum, USA, 16.8.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit Harry R. (Bremen Museum, USA, 17.8.2005).

überwiegend erfolgreichen Integrationsversuchen in ihre jeweiligen nationalen Exilgemeinden und/oder die Aufnahmegesellschaft kompensiert wurde. Die Erinnerung an die Heimat ist einer vergleichsweise nüchternen Verbundenheit gewichen, wie auch die Zwangsarbeit insgesamt in recht abgeklärten Formen präsentiert wird.

Heimkehr und Auswanderung von Juden

Jüdische Sklavenarbeiter erlebten die Befreiung häufig wie eine Art Wiedergeburt oder wie diese tschechische Überlebende schildert:

Ich schaffte es. Zu der Zeit ... Alles verläuft wunderbar, ich werde zurückkommen und mein Vater wird für mich sorgen und ich – und mein Leben wird sein, wie es gewesen war. Und die Woge der Energie und die Woge von Hoffnung hat alles überwältigt. Ich war im ersten Lastwagen, der aus Bergen-Belsen rausging.⁴⁰

Gleichzeitig waren ihre Zukunftsaussichten besonders schlecht. Für diejenigen, deren Häuser zerstört und deren Familien ermordet worden waren, stellte die Heimkehr keine Option dar. Zusätzlich war Antisemitismus – quer durch Europa – weiterhin präsent. Wenn Juden dennoch in ihre Heimat zurückkamen, dann fast ausschließlich aus familiärem Zusammengehörigkeitsgefühl. Trotz sogar zunehmender antisemitischer Tendenzen im ehemaligen sowjetischen Einflussbereich seit den späten 1940er Jahren zeigen unsere Interviews aber durchaus einige beeindruckende Nachkriegskarrieren jüdischer Überlebender, bemerkenswerterweise auch in den früheren „Achsenländern“ Bulgarien, Rumänien und Ungarn.⁴¹ Da Juden sich in diesen Ländern von einflussreichen Positionen in Staat und Politik zunehmend ausgeschlossen fanden, waren sie auf Industrie, Handel und Wissenschaft verwiesen. Die Emigration nach Israel wurde hingegen bald mit scharfen Verboten belegt.⁴² Die Existenzbedingungen jüdischer Gemeinden waren dabei alles andere als günstig; insofern sind solche persönlichen Erfolge eher die Ausnahme als die Regel. Aber auch die jüdische Auswanderung von DP-Lagern in Deutschland und Österreich aus ins zumeist westliche Ausland oder nach Palästina bzw. Israel war begrenzt und schwierig, und einige Länder waren besonders gegenüber Juden, die aus Osteuropa kamen, sehr reserviert.⁴³ Durch diese Umstände bedingt, verblieben jüdische DPs nicht unbedingt im ersten Land der Auswanderung, sondern zogen in der unmittelbaren Nachkriegszeit, in den fünfziger Jahren oder sogar noch später, weiter in ein zweites oder auch drittes Land.⁴⁴ Hinzu kam, dass sie vielfach die Einwanderung nach Israel als Fernziel hatten und alle ande-

40 Übersetzung des IFLDP Interviews mit Anita S. (Yale University, USA, 16.10.2005), S. 48.

41 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Liviu B. (Rumänien, 15.6.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit David C. (Bulgarien, 8.6.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit Ede Z. (Ungarn, 11.5.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit Janos W. (Ungarn, 28.4./5.5.2005).

42 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Nandor H. (Ungarn – Teilprojekt Slowakei, 10., 11.7. und 22.8.2005).

43 Vgl. den Vortrag von Suzanne Rutland (Sydney) „Sanctuary for whom? Jewish victims and Nazi perpetrators in post-war Australian migrant camps“ auf der Konferenz „Beyond camps and forced labour“ in London, 11.-13. Januar 2006.

44 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Violette F. (Südafrika, 5.3.2006).

ren Aufenthalte nur als Zwischenaufenthalte gesehen wurden, oder aber umgekehrt, dass sie sich den Lebensverhältnissen der dort entstehenden Pionier- und Siedlergesellschaft, deren Beziehungen zu allen Nachbarländern höchst angespannt waren, nicht gewachsen fühlten.⁴⁵ Meistens folgten die Überlebenden bereits vor oder während des Krieges ausgewanderten Angehörigen oder sie schlossen sich im Exil den Überlebenden ihrer Herkunftsgemeinde, einer anderen jüdischen Gemeinde oder einer anderen Gemeinschaft von Überlebenden an.

Heimkehr von Roma

Auch für Roma war die Rückkehr eine ungewisse Perspektive, weil sie in der Herkunftsgesellschaft nicht unbedingt gern (wieder)gesehen waren und auch ihre Häuser und Familien, wenn auch nicht systematisch, von den Besatzern zerstört worden waren. Ebenso waren sie nicht umfassend und durchgängig zur Zwangsarbeit herangezogen worden. In Mazedonien z.B. waren sie den Repressionen der bulgarischen Besatzer ausgesetzt gewesen, die sie willkürlich zur Zwangsarbeit, meistens für Bauvorhaben, verschleppten, sie aber in der Regel nach wenigen Monaten wieder zurückkehren ließen. Dies nutzen manche von ihnen, um sich den Partisanen anzuschließen.⁴⁶ Die Verfolgung während des Zweiten Weltkrieges scheint für Roma keine so ungewöhnliche Erfahrung gewesen zu sein, dass sie notwendig einen biografischen oder sozialen Bruch ausgelöst oder einen Neubeginn danach erfordert hätte. Sie kehrten zumeist zu den Überlebenden einer Roma-Gemeinde zurück oder gründeten eine neue und versuchten, ihr Leben wie vorher zu leben, was selbst unter den stark veränderten politischen Vorzeichen durchaus – in Ost- wie Westeuropa – eben auch fortgesetzte Diskriminierung bedeuten konnte. Es kam allerdings auch vor, dass sie z.B. in der Sowjetunion erneut deportiert wurden, weil ihr Lebensstil sowie ihr kultureller und religiöser Hintergrund mit dem sowjetischen Kommunismus nur bedingt kompatibel war und blieb.⁴⁷ Besonders im Fall bosnischer Roma, die vor den Bürgerkriegen der 1990er Jahre in den Ländern des ehemaligen Jugoslawien unter anderem nach Deutschland geflohen sind, schieben sich die neuerlichen Kriegs- und Verfolgungserfahrungen vor die Erinnerungen an Zwangsarbeit und Zweiten Weltkrieg oder aktualisieren sie in verändertem Kontext.⁴⁸ Zusätzlich wird die Erinnerung in diesen Fällen teilweise nachhaltig dadurch gebrochen, dass Deutschland als das Land früherer Verfolgung nunmehr Sicherheit vor gegenwärtiger Gewalt bietet, wenn auch mit einer zwiespältigen Haltung den Flüchtlingen gegenüber.

Erinnerung und Verarbeitung von NS-Zwangsarbeit zwischen Heimkehr und Auswanderung

Die ehemaligen NS-Zwangsarbeiter, die ihre Heimkehr oder ein neues Zuhause lange ersehnt hatten, waren nach dem Krieg länderübergreifend zumeist neutral bis ablehnend empfangen worden. Während sich in diesem Rahmen sehr heterogene Pfade von

45 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Zoltan G. (Yale University, USA, 16.12.2005).

46 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Redzep E. (Mazedonien, 23./26.12.2005).

47 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Konstantins C. (Lettland, 29.8.2005).

48 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Omer A. (Bosnien, 16.5.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit Osman H. (Bosnien, 23.7.2005).

Rückkehr und Auswanderung nachzeichnen lassen, zeigen sich dennoch einige verallgemeinerbare Tendenzen. Die Heimkehrer versuchten, sich nach dem Krieg als ehemalige Zwangsarbeiter zu organisieren, so weit die politischen Rahmenbedingungen dies zuließen. Dadurch entstanden Erinnerungsgemeinschaften, die deutliche Spuren in der jeweiligen individuellen Repräsentation hinterließen. Allgemein zeichnet sich bei ihnen eine starke biografische Rückbindung an die Vorkriegs- oder Kriegszeit ab. Die Zwangsarbeit erinnern sie dabei überwiegend als Verlust von Lebenschancen. Es mehren sich aber in neueren Untersuchungen die Stimmen von Überlebenden, die unterhalb des Zwangsrahmens von Verschleppung und Ausbeutung auf den individuellen Orientierungsgewinn und lebensgeschichtlich bedeutsamen Erfahrungszuwachs verweisen, der ihnen vom Durchstehen dieser existentiellen Gefährdung geblieben ist.⁴⁹ Besonders in Gesellschaften, in denen die Betroffenen erneut mit Repression konfrontiert waren, konnten sich die Verhaltensmuster aus der Zeit der Zwangsarbeit als hilfreich erweisen. Vereinzelt kommen gar Hinweise auf die beruflichen Vorteile, die sich später aus der erzwungenen Tätigkeit in Deutschland ergeben hätten.⁵⁰ Die große Mehrheit der ehemaligen Zwangsarbeiter wünschte, nach Hause zurückzukehren, auch wenn es ernste Warnungen vor negativen Folgen gab. Entschieden sie sich dennoch, in Deutschland zu bleiben oder auszuwandern, so geschah dies hauptsächlich aus Angst vor Repressionen in der Heimat, aus ökonomischen oder politischen Gründen oder schlicht, weil sie einen ausländischen Lebenspartner gefunden hatten.⁵¹ Während die Bindung an die Heimat für die in Deutschland Gebliebenen weiter wichtig blieb, versuchten sie sich dennoch möglichst schnell und unauffällig zu integrieren. Dieses Bemühen zeigten generell zwar auch die Rückkehrenden, ihnen wurde jedoch der Erfolg vielfach versagt. Die in Deutschland Gebliebenen neigten, wie auch die ausgewanderten ehemaligen Zwangsarbeiter, eher zu einer landsmannschaftlichen Organisation. Die Zwangsarbeit gewinnt für sie in der Rückschau tendenziell den Stellenwert eines schicksalhaften Eingriffs, mit dem ein möglichst pragmatischer Umgang gesucht wurde. Ihr Verbleiben im Land jahrelanger Unterdrückung und Ausbeutung resultierte in der Regel aus gewachsenen persönlichen Beziehungen oder einem Arbeitsangebot nach Kriegsende. Die Ausgewanderten wollten eher eine klare Trennung vom Land der Zwangsarbeit und einen Neubeginn durch Weiterwanderung. Sie versuchten in der Aufnahmegesellschaft noch stärker als die in Deutschland Gebliebenen, sich aktiv zu assimilieren; dabei half es ihnen durchaus, sich mit politischen und kulturellen Verarbeitungsangeboten, die ihnen dort für ihre persönliche Vergangenheit gemacht wurden, auseinanderzusetzen und sich diese teilweise anzueignen. Das Zurücktreten der Beziehung zum Herkunftsland führte dabei dazu, dass sie viele Vorkriegs- und Kriegseindrücke von dort bzw. aus Deutschland lange konservierten, die wiederum in den gegenwärtigen Erzählungen stark nachwirken. Sie scheinen aber insgesamt besser im Gastland angekommen zu sein als die in Deutschland Verbliebenen. Die Zwangsarbeit hat für sie so eher den Charakter eines Sprungbretts in ein neues Leben angenommen. Während schließlich die Roma

49 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Jurij C. (Pädagogische Staatsuniversität Woronesch, Russland, 4.4.2006).

50 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Michail B. (Geschichtswerkstatt Minsk, Belarus, 16.8/5.10.2005).

51 Vgl. die Dokumentation des IFLDP Interviews mit Nadja S. (Deutschland, 2.11.2005); Dokumentation des IFLDP Interviews mit Josef B. (Deutschland, 13.12.2005).

sich kaum als Opfer organisiert, wenig öffentlichkeitswirksame Anstrengungen für Entschädigungen unternommen und auch nur in geringem Maße nach außen wahrnehmbare Erinnerungsgemeinschaften gebildet haben, war bzw. ist dies alles unter jüdischen Überlebenden stark vertreten und für sie teilweise bis heute Identität stiftend oder doch zumindest prägend geworden bzw. geblieben.

Wiederbefragt.

Erneute Begegnung mit Holocaust-Überlebenden nach 25 Jahren*

Dori Laub und Johanna Bodenstab

Einleitung

Dieser Essay basiert auf unserer Teilnahme an Interviewsitzungen mit Holocaust-Überlebenden im Rahmen des Hagener Internationalen Sklaven- und Zwangsarbeiter Befragungsprojektes. Ein wichtiges Ziel unseres Teilprojektes bestand darin, Überlebende aufzuspüren, die bereits in den späten 1970er und den frühen 1980er Jahren von Dori Laub interviewt worden waren und aus deren Interviews das Fortunoff Video Archiv an der Universität Yale entstand. Wir wollten eine vergleichende Untersuchung zwischen den frühen und den kürzlich durchgeführten Zeugenaussagen durchführen. Leider erschwerte uns die dazwischen vergangene Zeit das Auffinden der früheren Interviewpartner sehr: Viele sind mittlerweile verstorben, zur Pflege zu ihren Kindern gezogen oder so krank, dass sie kein Interview mehr geben können. Schließlich waren unter den 20 Überlebenden, die im Herbst 2005 und im Frühjahr 2006 interviewt wurden, acht, die vorher bereits von Dori Laub interviewt worden waren.¹

Wenn wir uns die Verschiebungen und Unterschiede zwischen den beiden Interviewfolgen ansehen, zwischen denen mehr als 25 Jahre lagen, werden drei Aspekte deutlich, in denen wesentliche Veränderungen stattgefunden haben. Der *erste* ist das Holocaust-Bewusstsein. Eine Reihe von Hinweisen markiert in den letzten Interviews, dass in den vergangenen 30 Jahren in den Vereinigten Staaten eine wesentliche Veränderung im öffentlichen Bewusstsein in Hinsicht auf den Holocaust stattgefunden hat.

* Der folgende Aufsatz erscheint in Kürze in: Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hg.): *Hitlers Sklaven. Internationales lebensgeschichtliches Dokumentationsprojekt zur Sklaven- und Zwangsarbeit*, Wien (Böhlau Verlag). Vgl. auch die redaktionellen Hinweise zum Beitrag von Alexander von Plato in diesem Heft.

1 Die früheren Interviews von Eva B. (HVT-1), Leon W. (HVT-2), Shifra Z. (HVT-11), Helene R. (HVT-15), Zoltan G. (HVT-35), Sidney G. (HVT-38), Ralph F. (HVT-110), Leo G. (HVT-158) liegen heute im Fortunoff Video Archiv der Universität Yale. Ursprünglich waren sie im Rahmen des Filmprojektes über Holocaust-Überlebende aufgenommen worden. Auch von Joseph K. (HVT-61) und Zahava S. (HVT-301) können frühe Interviews gefunden werden, aber sie wurden nicht von Dori Laub geführt. S. auch Laub, Dori und Nanette C. Auerhahn (Hg.): *Knowing and Not Knowing the Holocaust*. (= *Psychoanalytic Inquiry*, Band 5, Number 1, 1985); Laub, Dori und Nanette C. Auerhahn: *Failed Empathy – A Central Theme in the Survivor's Holocaust Experience*. In: *Psychoanal. Psychol.*, 6 (1989), 377-400; Laub, Dori: *Bearing Witness or the Vicissitudes of Listening*. In: Felman, Shoshana und Dori Laub: *Testimony. Crises of Witnessing in Literature, Psychoanalysis, and History*. New York und London 1992, 57-74; Laub, Dori: *An Event without a Witness, Truth, Testimony, and Survival*. In: Felman und Laub, a.a.O., 75-92 und Laub, Dori: *Testimonies in the Treatment of Genocidal Trauma*. In: *Journal of Applied Psychoanalytic Studies*, Band 4, Nr. 1, Januar 2002, 63-87.

Diese Veränderung bildet nicht nur einen gesellschaftlichen Kontext für die Erzählungen der Überlebenden, der im öffentlichen Raum zuvor nicht vorhanden war, sondern hat auch die Fähigkeit der Interviewten beeinflusst, Zeugnis abzulegen, weil sie heute zu ihrer Identität als Überlebende und Zeitzeugen stehen.

Der *zweite Unterschied* ist ein biografischer. Ihre Aussagen machten die Interviewten an zwei unterschiedlichen Punkten ihres Lebens. In den späten 1970er und frühen 1980er Jahren waren sie in ihren Berufen oder Geschäften gut etabliert, ihre Kinder waren im College oder standen kurz vor dem Auszug, um woanders zu studieren. Heute sind die Interviewten Rentner mit erwachsenen Kindern und in den meisten Fällen auch Enkelkindern. Es scheint, als habe sich die Fähigkeit, sich auf ihre Vergangenheit zu beziehen, mit dem Alter verändert. Überraschenderweise sind die Erinnerungen in den meisten Fällen nicht mit dem Alter verschwommen oder haben altersbedingte Verluste erlitten. Nur Sidney G. brachte die Reihenfolge der Lager durcheinander, in denen er inhaftiert war, was uns gegen Ende des Interviews klar wurde, als wir uns die Dokumente ansahen, die er mitgebracht hatte. Eher war die Vergangenheit jetzt viel lebendiger in unseren Interviewten als zum Zeitpunkt unseres ersten Interviews. Diese Veränderung ist aus einem psychoanalytischen Blick besonders interessant, weil sie darauf hindeuten könnte, dass es unseren Interviewten gelungen ist, ihre oftmals sehr traumatischen Erfahrungen im Laufe ihres Lebens besser zu integrieren. Selbstverständlich ist dieser lebenslange Prozess des „Durcharbeitens“ mit dem sozialen „Klima“ verwoben, das die Überlebenden umgibt, aber es spricht auch für die Intensität ihrer Erinnerungen und die emotionale Kraft der meisten Gesprächspartner, die mit einer entsetzlichen Vergangenheit leben. Das Interview mit Ralph F. ist das einzige, das abgekürzt werden musste, weil die emotionale Wirkung den Überlebenden zu überwältigen drohte.

Der *dritte Vergleichspunkt* ist die Dynamik des Interviews selbst. Da beide Interviewfolgen von derselben Person durchgeführt wurden, lassen sich Veränderungen beziehungsweise eine Weiterentwicklung der Technik beobachten. Natürlich ist der Ausgang eines Interviews immer davon abhängig, inwieweit es dem Interviewer gelingt, dass sich der Interviewte auf das Gespräch einlässt, sowohl durch Fragen als auch durch sein Zuhören. Aber neben diesen Variablen gibt es in den letzten Gesprächen ein dem Interview zugrunde liegendes Verständnis des Interviewers von der „Zeugenaussage“ als Erzählform, das zur Zeit der ersten Videointerviews mit den Holocaust-Überlebenden noch nicht existierte, ein Verständnis, das sich über viele Jahre des Interviewens, des Theoretisierens und der Supervision entwickelt hat.

In dem vorliegenden Beitrag werden wir diese Elemente der Veränderung weiter ausführen, die sich in der Praxis überschneiden und verbinden. Die erzählerischen Umgestaltungen, die über die letzten 25 Jahre stattgefunden haben, sollten nicht nur einem dieser Faktoren auf der Seite des Interviewers zugeschrieben werden. Sie sind eher eine Folge komplexer Veränderungen nicht nur der Gesellschaft, in der die Interviewten leben, sondern auch in deren Leben und können selbst im Verlauf des Interviews noch stattfinden.

Veränderte Erzählungen. Verschiebungen im Kontext eines sich entwickelnden öffentlichen Diskurses über den Holocaust

Vor 25 Jahren haben unsere Interviewten aus einer relativen Isolation heraus gesprochen, während ihre Zeugenaussagen heute im Zusammenhang eines viel weiter gefassten Diskurses stehen. Es lässt sich nicht abgrenzen, in welchem Ausmaß das erhöhte öffentliche Bewusstsein über den Holocaust unseren Interviewten geholfen hat, ihre Identität als Holocaust-Überlebende zu formen, und in welchem Ausmaß die Aussagen der Überlebenden geholfen haben, dieses öffentliche Bewusstsein über den Holocaust überhaupt erst zu wecken. Mit Sicherheit kann allerdings gesagt werden, dass eine Wechselwirkung besteht. Institutionen wie das Holocaust Memorial Museum in Washington oder das Museum of Jewish Heritage in New York, akademische Institute wie das Genocide Studies Program der Universität von Yale oder das Strassler Family Center for Holocaust and Genocide Studies der Clark University existierten zur Zeit unserer ersten Interviews nicht, von Interview-Initiativen wie dem Fortunoff Video Archiv an der Universität von Yale oder Steven Spielberg's Shoah Foundation ganz zu schweigen. Das Interesse dieser Institutionen gilt nicht nur dem Holocaust als historischem Ereignis, als einem Paradigma eines Genozids oder der jüdischen Katastrophe, sondern insbesondere auch den Überlebenden selbst als Augenzeugen dieser Geschichte. Auch wenn Historiker noch immer über die Relevanz von Überlebendenberichten für ihre Forschung und für die Geschichtsschreibung des Holocaust diskutieren,² stützen sich viele öffentliche und jüdische Schulen in den Vereinigten Staaten auf die persönlichen Berichte von Überlebenden, wenn sie „den Holocaust unterrichten“.

Tatsächlich erwähnen einige der von uns Interviewten, dass sie regelmäßig von Schulen eingeladen werden (Helene R., Sidney G., Shifra Z. – auch Joseph K.). Sie erleben die Begegnungen mit jungen Menschen als befriedigend und verleihen ihrer Hoffnung Ausdruck, dass zukünftige Generationen aus diesem Unterricht Einsichten sammeln, um weitere Genozide zu verhindern. Allem Anschein nach sind sie überzeugt, einen wichtigen Beitrag zur Zukunft zu leisten, wenn sie ihre Vergangenheit erzählen. Ihre Erfahrung wird also nicht nur durch das entgegengebrachte Interesse, sondern auch durch die kollektive Bedeutung aufgewertet.

Unsere Interviewten sind als Überlebende „gefragt“, zugleich haben sie auch mehr Interesse an sich selbst als Überlebende. Shifra Z. engagiert sich in einem Komitee,

2 Während Historiker wie Raul Hilberg und Lucy S. Dawidowicz Zeugenaussagen von Überlebenden als unzuverlässige Quellen ansehen, hat Saul Friedländer als Überlebender und Historiker seine Arbeit zwischen Geschichte und Erinnerung angesiedelt (eine kurze Diskussion dieser Position s.: Young, James E.: *Between History and Memory. The Uncanny Voices of the Historian and Survivor*. In: *Passing into History: Nazism and the Holocaust beyond Memory*. In Honor of Saul Friedländer on his Sixty-Fifth Birthday. Edited by Gulie Ne'eman Arad. (= *History and Memory. Studies in the Representation of the Past*. Band 9, Nr. 1 und 2, Herbst 1997. Omer Bartov (Inside, Outside. In: *The New Republic*. April 10, 2000) und Christopher Browning (Nazi Policy, Jewish Workers, German Killers. Cambridge, New York, Melbourne 2000) haben ebenfalls versucht, eine Methode zu entwickeln, die es ihnen erlaubt, die Berichte Überlebender einzubinden, ohne die Genauigkeit ihrer Forschung in Gefahr zu bringen. 2000. S. auch Jan T. Gross' exemplarische Studie über die Ermordung der Juden des polnischen Dorfes Jedwabne (Neighbors. The Destruction of the Jewish Community in Jedwabne, Poland 2002). Für eine sehr skeptische Diskussion über die Diskurse von Historikern und Überlebenden s. auch Annette Wieviorka (Wieviorka, Annette: *The Era of the Witness*. Translated from the French by Jared Stark. Ithaca and London 2006, 96-144). Hier wird das sich herausbildende Bewusstsein für den Holocaust und die es begleitenden Diskussionen in den Vereinigten Staaten beschrieben.

das jährliche Gedenkfeiern für die ermordeten Juden organisiert und hilft, das Holocaust-Denkmal in New Haven instandzuhalten. Leon W. hat eine sorgfältig recherchierte Denkschrift verfasst, um seine persönliche Erfahrung in der Geschichte des Lodzer Ghettos zu verankern. Eva B. ist aktives Mitglied einer Organisation von überlebenden Kindern. Alle Interviewten machen sich Sorgen, dass der Holocaust mit ihrem Tod in Vergessenheit geraten könnte. Sie spüren die Notwendigkeit, ihre Geschichte aufzeichnen zu lassen. Sie wollen Teil der Zukunft sein, in die Geschichte eingehen, aber sie haben auch das Bedürfnis dazuzugehören, und sie spüren, dass das am besten in der Gemeinschaft mit anderen befriedigt wird. Es scheint eine besondere Verbindung unter Überlebenden zu geben, geschmiedet durch die gemeinsame Erfahrung des Holocaust. In dieser Hinsicht sind Organisationen Überlebender, die soziale Ereignisse und gemeinsame Feste an Feiertagen ausrichten, eine große Unterstützung und eine Art Ersatzfamilie. Das ist über die Jahre immer wichtiger geworden, da es unter den Überlebenden ein geschärftes Bewusstsein dafür gibt, dass sie Spezies einer „aussterbenden Gattung“ sind.

In gewissem Ausmaß ist das Interesse unserer Interviewten an sich selbst als Überlebende sicherlich auch durch Fragen ihrer Kinder und Enkelkinder ausgelöst worden. Die Holocaust-Forschung richtet ihr Augenmerk nun auch auf die „Zweite Generation“; das hat es vor 25 Jahren noch nicht gegeben. In vielen Fällen übertrugen die Eltern ihre Traumata auf ihre Kinder, die sie ausleben. Dieses Problem hat nicht nur interessante neurobiologische Forschungen ermöglicht, sondern auch psychoanalytische Literatur³ und Kunstwerke von Angehörigen der Zweiten Generation⁴. Einige der von uns Interviewten haben versucht, ihre Kinder vor ihrer Holocaust-Erfahrung zu schützen. Leo G. sagte aus, er habe sehr große Angst vor der emotionalen Wirkung, die seine Erfahrungen auf seine Kinder und Enkelkinder haben könnte. Deswegen zögert er, sie damit zu belasten. Bis zum heutigen Tag kämpft er mit ihren wiederkehrenden Fragen, da er sich nicht sicher ist, ob er ihnen seine Geschichte vermitteln kann und ob sie ihn verstehen werden. Auf der anderen Seite steht Zoltan G., der mit einer seiner Töchter zu uns kam und nicht zögerte, in ihrer Gegenwart eine sehr ausführliche Beschreibung seiner schrecklichen Erfahrungen in Auschwitz abzugeben.

Zweifellos sind unsere Gesprächspartner als Überlebende selbstbewusster geworden. Das heißt nicht, dass sie mit ihrer Vergangenheit jetzt besser zurechtkommen als zur Zeit der ersten Interviews. Aber sie müssen die Realität ihrer Erfahrung während des Holocaust nicht mehr hinterfragen. Zeugnis abzulegen ist zu einem respektierten gesellschaftlichen Diskurs geworden, der seine individuelle Ausprägung in der persönlichen Stimme eines Individuums auf der Reise nach Selbstentdeckung findet. In der letzten Interviewserie sind diese persönlichen Stimmen jedoch manchmal vom historischen Diskurs übertönt worden. Die Erinnerung an die persönliche Erfahrung wurde durch die sie überwältigende historische Erzählung umhüllt. Das trifft besonders auf das Interview mit Leo W. zu, der im Verlauf des Schreibprozesses seiner eigenen Memoiren offensichtlich viel Forschungsarbeit über die Geschichte des Ghettos von Lodz geleistet hat. An manchen Stellen mischt sich in seiner Erzählung das Wissen,

3 Bergmann, Martin and Jucovy, Milton (Hg.): *Generations of the Holocaust*. New York 1990.

4 Spiegelman, Art: *Maus. A Survivor's Tale*. New York 1986 und Spiegelman, Art: *Maus. A Survivor's Tale II: And here my troubles began*. New York 1991.

das er sich durch seine Studien angeeignet hat, mit dem Wissen seiner Erfahrung. An anderen Stellen scheint die überwältigende historische Erzählung die Funktion eines Schildes innezuhaben, das ihn vor seinen persönlichen Erinnerungen schützt. In solchen Momenten befand der Interviewer, er müsse Leon W. wieder auf seine persönliche Erzählung zurücklenken. Es war, als müsse ein Schutzmantel wieder und wieder gelüftet werden, bis es Leon W. gelang, sich auf seine Vergangenheit in einer intimeren Weise zu beziehen, die weniger durch den historischen Diskurs bestimmt wird.

Veränderungen im Leben der Interviewten und ihre Wirkung auf die Erzählung

Bisher haben wir die Zeugenaussage in ihrer Resonanz auf die gesellschaftlichen und historischen Umstände angesprochen, in denen sie entsteht. Doch da wir das Zeugnis nicht nur als ein Produkt seiner Zeit, sondern auch als einzigartige Erzählung einer persönlichen Erfahrung auffassen, müssen wir uns ebenso mit den biografischen Faktoren beschäftigen, die zu den erzählerischen Verschiebungen und den Veränderungen der narrativen Gestalt als Ganzer beitragen.

Ein Vergleich der beiden Zeugnisse von Leon W. zeitigt ein überaus komplexes Beispiel solcher Verschiebungen. Sein erstes Zeugnis – das als zweites Videointerview gilt, das überhaupt je von einem Holocaust-Überlebenden gemacht wurde –, dauerte etwa eine Stunde und berührt die meisten Aspekte seiner Erfahrungen nur leicht, ohne sie näher zu beschreiben. Es umgeht die Erfahrung von vier Jahren im Ghetto von Lodz. Die einzige Erinnerung, die er ganz darlegt, ist der Hunger, den er in diesen Jahren erlitten hat, und wozu dieser ihn getrieben hat: „Die Tage war Hunger das einzige Gefühl.“ Nachts stand er auf und schnitt sich heimlich eine Scheibe Brot von der Ration seiner Schwester ab. Rückblickend mochte er kaum glauben, dass er je zu einer solchen Tat fähig gewesen sein konnte, und fühlte sich extrem schuldig. Niemand aus seiner Familie hat überlebt, auch die bestohlene Schwester nicht. Sein letztes Interview dauerte zweieinhalb Stunden. Er hatte gezögert, sich darauf einzulassen, da er gebrechlich ist und Angst hatte, sein Erinnerungsvermögen könne ihn im Stich lassen. Als der Interviewer, Dori Laub, ihn auf die gestohlenen Brotrationen ansprach, sagte Leon W., dass es seine Mutter gewesen sei, von der er sie gestohlen habe, denn als Jugendlicher sei er davon überzeugt gewesen, seine Eltern seien unangreifbar, sein Diebstahl könne ihnen nichts anhaben. „Es würde ihnen nicht schaden.“ Auch wurde deutlich, dass das Bestehlen der Mutter noch sein kleinster Brotdiebstahl im Ghetto war. Nachts fischte er Brote durch die offenen Fenster von einem Regal, auf das die für die Ghettobewohner frischgebackenen Brote zum Abkühlen gelegt wurden. Als jemandem auffiel, dass Brote verschwanden, wurden die Fenster vergittert. Leon musste seine Methode verfeinern: Nun befestigte er ein Messer an einem Stock, um die Brote durchzuschneiden und sie scheibenweise durch die Gitterstäbe zu ziehen. Er betonte, dass er nicht zu seinen eigenen Gunsten gestohlen hätte, sondern um seine ganze Familie zu ernähren. Als er in einer der Ghettobäckerien arbeitete, füllte er heimlich einen Beutel mit Mehl, den er am Ende der Schicht herausschmuggelte und seiner Mutter mitbrachte. Das machte er so lange, bis man ihn erwischte. Nach kurzer Inhaftierung wurde er zum „Fäkalisten“ degradiert, musste die Außentoiletten des Ghettos sauber halten und die Exkremamente zur Grube abtransportieren.

Die Veränderungen, die in den beiden Videointerviews aufgezeichnet wurden, sind in der Tat bemerkenswert: Eine Verschiebung von der Schwester zur Mutter hat stattgefunden; die Erfahrung des Hungers ist unmittelbarer; die Strategien, an Nahrung zu kommen, sind viel durchdachter und weniger auf ihn selbst bezogen. Dies wird von einer ausgeprägten Veränderung in der Haltung des Überlebenden zu seinen eigenen Handlungen begleitet: Im ersten Interview gibt er sich schmallippig und scheint niedergedrückt von seiner Scham. Im letzten Interview spricht Leon W. dagegen von sich als vom Brotdieb mit Freude, und er ist stolz auf seine Gerissenheit.

Es ist durchaus möglich, diese bemerkenswerte Veränderung als Anzeichen der sich wandelnden öffentlichen Haltung gegenüber dem Holocaust zu interpretieren, die wir bereits kommentiert haben. Während sich Leon W. im ersten Interview als jemanden beschreibt, der von seinem Hunger um den Verstand gebracht wird und seine Familie bestiehlt – eine persönliche Tragödie –, sieht er im letzten Interview seinen Diebstahl recht locker, hat dieser sich doch als Teil der Geschichte des Ghettos von Lodz in einen Akt des Widerstands verwandelt. Der Brotdieb ist zu einer historischen Figur geworden und hat den Überlebenden von seiner Scham befreit. Eine neue narrative Freiheit hat sich für Leon W. aufgetan, und er kann von seinen Diebstählen im Ghetto viel ausführlicher berichten.

Doch beruht sein geschärftes Bewusstsein des historischen Diskurses auch auf den Studien, die er parallel zum Schreiben seiner Memoiren betrieben hat. Seit seiner Pensionierung hat Leon W. mehr Zeit, über seine Vergangenheit nachzudenken. Ein weiterer Aspekt seines fortgeschrittenen Alters ist die Fähigkeit, auf sich selbst als jungen Mann zurückzublicken, der er nicht mehr ist. Nichts davon traf zu, als er Ende der 1970er Jahre seinen ersten Zeugenbericht ablegte. Die mit einem Abstand von 25 Jahren aufgezeichneten Interviews lassen uns Blicke auf dieselbe Person in verschiedenen Lebensabschnitten werfen. Allgemein gesagt gilt dies für alle Interviewten: Sie sind in der Zwischenzeit näher ans hohe Alter gerückt. Das bedeutet auch, dass sich ihre Position innerhalb der Familie verändert hat: Ihre Kinder sind erwachsen, es gibt eine Generation von Enkelkindern, und einige haben ihre Partner nach vielen Ehejahren verloren (Helene R., Eva B.). Unserem Eindruck nach haben sich diese biografischen Umstände auch auf die Art niedergeschlagen, wie sich die Interviewten auf die Vergangenheit beziehen.

Der Unterschied macht sich in der narrativen Gestalt ihrer Interviews bemerkbar. Verändert haben sich das zugrunde liegende Verhältnis zur eigenen Vergangenheit und die emotionale Beteiligung an der eigenen Zeugenaussage. In gewissem Ausmaß hat das sicherlich mit einer anderen Zeitökonomie in der Rentenphase zu tun, deren verlangsamtes Tempo mehr Zeit für Kontemplation bietet. Außerdem wird man durch den Anblick seiner Kinder und Enkelkinder an sich selbst in einem jüngeren Alter erinnert und kann sich anders auf seine Eltern beziehen, selbst wenn man weiß, dass man selbst ein Alter erreicht hat, das sie nicht mehr erleben durften (Leon W.). Es ist bekannt, dass für ältere Menschen die Unterscheidung zwischen Vergangenheit und Gegenwart nicht mehr so relevant ist. Diese Tendenz ist nicht notwendigerweise ein Zeichen für Desorientierung oder mentale Verwirrung. Es ist eher so, dass die Gegenwart für die Vergangenheit im Alter durchlässiger wird, was in jüngeren Jahren nur selten zutrifft. Während die Vergangenheit einen größeren Teil ihres Alltagslebens einnimmt, gewährt ihnen ihre neue familiäre Situation Gelegenheiten, die Vergangenheit emotional durchzuarbeiten.

In den frühen Interviews schienen die Überlebenden von mächtigen, noch nicht kontextualisierten Fragmenten ihrer eigenen Vergangenheit bombardiert zu werden, was ihnen im Verlauf ihrer Erzählung nicht ganz bewusst wurde. Beim Ablegen ihrer Zeugenberichte schien es, als könnten die Grenzen zwischen der Vergangenheit und dem Leben zur Zeit des Interviews beschädigt werden oder sich sogar ganz verflüchtigen. Affekte kamen sehr viel unerwarteter, sie wühlten die Interviewten auf und verwirrten sie; meine Gesprächspartner distanzieren sich von der Erzählung und steuerten so gut wie nichts zu ihrem Fortgang oder ihrer Ausschmückung bei.

Die Erinnerungen waren fesselnd in ihrer Unmittelbarkeit, voller Farbe und verdunkelten doch alles: Ein belgischer Gefangener, der sein Essen gegen Tabak eintauscht, nur um ihn auf einmal aufzurauchen und sich dann in der Latrine aufzuhängen (Zoltan G.); ein Freund, der seine Pulsadern kurz vor der Befreiung aufschneidet, aber von dem überlebenden Zeugen bandagiert wird, der ihm nicht erlaubt zu sterben (Leon W.); das Vergnügen, als einer der deutschen Aufseher nach der Befreiung von Lagerinternierten erschossen wird (Leon W.), und die Freude beim Anblick der Leiche eines von alliierten Bomben getöteten SS-Mannes; eine Mutter, die zu ihrem Sohn sagt, der ohne Familie aus dem Ghetto hätte fliehen können: „Komm mit uns. Wenn wir sterben müssen, so sterben wir zusammen.“ (Die ganze Familie wurde nach Auschwitz deportiert.) (Zoltan G.); die unbändige Wut nach dem Krieg, der übermächtige Wunsch zu töten (Zoltan G.).

In diesen frühen Erzählungen scheint die Zeit auf Eis zu liegen. Es ist, als würde alles gleichzeitig stattfinden. Eine Erzählperspektive, die die geschilderten Ereignisse in die Vergangenheit verweist, fehlt. Der Zuhörer geht mit einem rohen Gefühl davon: Es geht alles immer weiter, als ob es nie geendet hätte. Zugleich bleibt ein die Erzählung durchdringender Eindruck großer Verwundbarkeit. Die Überlebenden scheinen im Bombardement ihrer Erinnerungsfetzen zu stehen. Ihre Zeugenberichte legen sie unter enormem Druck ab, als würden sie geduckt vor dem Bombenhagel weglaufen. Sie scheinen keine Zeit zu haben: Sie eilen durch ihre eigenen Erfahrungen hindurch, als wollten sie die Berührung minimieren und Gefühle und Reflexionen vermeiden. Es ist, als würde Anhalten, Umhersehen, Fragen erneut zum tödlichen Ausbluten führen. Es würde ein ganzes Leben dauern, ihre Geschichten zu erzählen. In ihren Leben gibt es keine solche Zeit.

Es gibt zahllose Erwähnungen von körperlichem Verfall, Tod, Leichen, Verschwinden, Schlägen in der Öffentlichkeit und öffentlichen Erhängungen, aber Entsetzen und Trauer, von denen man erwarten würde, dass sie solche Beobachtungen begleiten, sind nichts als Worte – ohne emotionalen Widerhall auf die Erfahrungen, auf die sie sich beziehen.

Überlebende sind sich ihrer eigenen Distanz bewusst und beschreiben, dass sie während des Großteils ihrer Verfolgung in einem entrealisierten Zustand gelebt haben. Sie hatten das Gefühl, dass sich dies alles nicht wirklich zutragen könne. Sie lebten betäubt in einer Zwielflichtzone. Selbst die Befreiung war ein Nicht-Ereignis: „Ich glaube nicht, dass ich überglücklich war, am Leben geblieben zu sein“, sagte Leon W.; und als er gefragt wurde, was er im Moment der Befreiung gedacht habe, gab er zur Antwort: „Essen“. Für ihn war Hunger die alles beherrschende, alles betäubende Empfindung. Die Distanzierung überdauerte den Krieg. Viele Überlebende sprechen von ihren Parallelleben, ihrer Doppelsexistenz: Auf der einen Seite gelingt es ihnen, hier und jetzt zu funktionieren und ihr Leben zu leben, wenngleich freudlos,

auf der anderen Seite sind sie noch immer „dort“, bleiben Gefangene der Vergangenheit. „Es ist“, wie Leon W. in seinem ersten Interview formulierte, „immer etwas in meinem Hinterkopf.“ Häufig gibt es keinen Wunsch, Brücken zwischen diesen parallelen und voneinander getrennten Leben zu bauen. Die Welten müssen von den Überlebenden auseinander gehalten werden, damit sie leben können.

Diese psychologische Trennlinie zwischen der Vergangenheit des Holocaust und dem Leben, das sie sich nach der Emigration aus Europa geschaffen haben, kennzeichnet das erste Zeugnis von Zoltan G. Obwohl es bei ihm zu Hause aufgenommen wurde, gibt es so gut wie nichts von der Person preis, die er nach der Befreiung geworden ist. Es gibt keine Referenzpunkte jenseits seiner Holocaust-Erfahrung, die ein Verbindungsgewebe schaffen und einen Kontext für seine Erzählung liefern würden. Die Interaktion zwischen ihm und den Interviewern ist sehr herzlich, aber ihr liegt auf beiden Seiten eine Unsicherheit über die wechselseitigen Erwartungen zugrunde. Er teilt den Interviewern seine Erinnerungen in Stakkato mit. Zoltan G. beschreibt, wie er sich als Jude unter ungarischer Besatzung fürchtete, auch nur die Straße zu überqueren; wie er von einem Gendarmen zusammengeschlagen wurde; seine Wut auf die anderen Juden, denen der gute Rat starker Führer fehlte, die sich so ängstlich an ihr Leben klammerten, kein Risiko eingingen und sich nicht wehrten; Schamgefühle angesichts dieser Passivität; seine Isolation als einer der jüngsten Gefangenen in Auschwitz; seine Wut und Bitterkeit nach dem Krieg; sein Hass auf die Deutschen, die vor dem Holocaust für ihre Bildung berühmt waren. Oft begleitet die Beschreibung schwieriger Gefühlslagen ein Lächeln, das bei diesen intensiven Affekten merkwürdig deplatziert wirkt.

Im letzten Interview mag Zoltan G. sehr wohl die Spuren seiner Wut in seinem alternden Gesicht tragen, und seine Erzählung schnürt er hier und dort noch immer mit diesem merkwürdig deplatzierten Lächeln zusammen. Doch konzentriert er sich nicht mehr so sehr auf die Beschreibung von Gefühlen, die mit der Gegenwart keine Berührungspunkte haben. Seine Erinnerungen sind lebendig, sie ergreifen und erschüttern den Zuhörer. Ganz besonders trifft das auf den Bericht über all das zu, was er als Lagerinternierter gegessen hat, um seinen Hunger zu besiegen. Das harmloseste Nahrungsmittel waren wohl noch die Birnen, die ein ansonsten brutaler SS-Mann dem jungen Zoltan als Belohnung für gute Arbeit in der Auschwitz-Landwirtschaft gab. Die Internierten aßen Hunde und Katzen, und Zoltan half, sie zu häuten. Einmal half er, ein Pferd zu schlachten, und behielt einen Huf für sich, auf dem er wochenlang herumkaute. Ein anderes Mal häutete er eine Kuh, die sich auf einem vereisten Pfad ein Bein gebrochen hatte; er nahm ein großes Stück rohes Unterhautfett an sich und trug es lange unter dem Hemd, um seine Brust zu wärmen und etwas Essbares bei sich zu haben. Er kratzte die Reste zerdrückter Zuckerrüben von den Wänden eines Güterwagens, in dem er mit anderen Internierten gegen Ende des Krieges transportiert wurde. Einige dieser Nahrungsmittel hatte er schon in seinem ersten Zeugenbericht erwähnt, aber erst im zweiten Interview stoßen wir auf eine narrative Verdichtung seines Hungers, die zugleich den Schrecken des halbverhungerten Zustandes von Zoltan G. im Lager enthüllt und die Extreme, zu denen der Hunger ihn und die anderen Insassen getrieben hat. Während dieser mehr als abenteuerliche Speiseplan seinen Zuhörern die tiefe Kluft bewusst macht, die sie trennt von dem Überlebenden und der Realität, an die er sich erinnert, bleibt Zoltan G. während des Interviews ganz bei sich

selbst als verhungertem Internierten und kommentiert, was er aß, sogar zwischendurch mit einem „War gut“.

Doch war unser Interviewpartner nicht nur bemerkenswert präsent als der Junge, der er einmal gewesen war. Er kam in Begleitung seiner Tochter Vivian zur Interviewsitzung; sie wurde gegen Ende der Aufnahme lebhafter, als ihr Vater auf sein Leben nach dem Krieg, seine Karriere und Familie zu sprechen kam. Die Interaktion zwischen den beiden brachte eine ganz andere Seite Zoltan G.s zum Vorschein: Es war offensichtlich, wie sehr er seine Tochter liebte, die er zärtlich und spielerisch neckte. Hier war ein Mann, der unglaublich einnehmend mit seinem Kind umging, von dem er völlig bezaubert war. Zoltan, der liebende Vater, existierte Seite an Seite mit Zoltan, dem verhungerten Jüngling.

Seine emotionale Vielschichtigkeit manifestierte sich auch in seiner Beziehung zu den Deutschen und zu Deutschland: Er erwähnte wieder seinen Hass auf die Deutschen unmittelbar nach dem Krieg, und dass er fand, jeder einzelne Deutsche über fünf sollte umgebracht werden. Aber er erwähnte auch stolz, dass er in der Schule Sütterlin gelernt habe und bis heute in die deutsche Sprache verliebt sei. In den 1990er Jahren ist er nach Deutschland gereist, wobei er die Orte seiner Verfolgung vorsichtig mied. Es scheint, als habe weder sein Hass seiner Liebesfähigkeit etwas anhaben können, noch habe seine Liebe seinen Hass auslöschen können. So widersprüchlich das auch sein mag, sie existieren nebeneinander in derselben Person, die imstande ist, alles in einer Erzählung zusammenzuhalten.

In seinem letzten Interview ist Zoltan G. offensichtlich viel näher an dem Elend und der Degradierung seiner Erfahrung als Lagerinsasse. Vielleicht haben seine psychologischen Verteidigungsmöglichkeiten, die dem Ego helfen, Gedanken und Ereignisse, die es infrage stellen,⁵ mit dem Alter nachgelassen, so dass seine Erzählung nicht mehr von Wut und Unterdrückung geschützt wird und durchlässiger werden kann für Emotionen, die weniger in Einklang sind mit seinem Selbst (Ich-synton) und seinem Selbstbild als wütender Held, der sein Leben aufs Spiel setzt, um seinen Kampf zu gewinnen. Zoltan G. war in der Tat ein solcher Held, als er kurz nach dem Krieg nach Palästina ging und im Israelischen Unabhängigkeitskrieg kämpfte. Doch während diese heroische Figur der Wächter der früheren Erzählung zu sein scheint, wird die Erzählung im zweiten Interview von einem alten Mann präsentiert, der fast nur mithilfe dieses Helden auf sich zurücksehen kann. Das soll nicht heißen, dass Zoltan G. schon fast die Kontrolle über seine Figur verloren hat. Im Gegenteil: Mit dem Alter scheint er eine Meisterschaft erreicht zu haben, die eine viel nuanciertere erzählerische Darstellung seiner Vergangenheit als Teil seines Lebens erlaubt. Die heroische Figur hat ihren Anteil an dieser Komplexität, aber ihr gehört die Show nicht mehr allein.

Veränderte Interviewdynamik

Selbstverständlich können narrative Verschiebungen auch durch die Dynamik des Interviews entstehen. Man kann Unterschiede zwischen Interviews mit demselben Interviewten durch unterschiedliche Befragende beobachten. In unserem Fall können die Veränderungen in Befragungen mit ein und demselben Interviewer (Dori Laub)

5 Freud, Anna: The Ego and the Mechanisms of Defense. In: The Writings of Anna Freud, Band II. New York 1966.

vor allem der im Laufe seiner Arbeit mit Zeugenberichten von Holocaust-Überlebenden weiterentwickelten und veränderten Technik zugeschrieben werden. Da die folgenden Absätze einzig auf Laubs Erfahrung beruhen, spricht aus ihnen eine persönliche Stimme.

Auf einer bewussten Ebene freute ich mich sehr auf das Wiedersehen mit den Überlebenden, die ich 25 Jahre zuvor interviewt hatte. Ich scheute keine Mühe, um die früheren Zeugen aufzuspüren. Ich glaubte, dass sich unsere Beziehung weiter fortgesetzt hatte, ja, im Stillen über die Jahre gewachsen war. Zu meiner großen Überraschung bemerkte ich, dass ich vier der acht Überlebenden, die ich noch finden konnte, komplett vergessen hatte, obwohl ich sie wiederholt bei gesellschaftlichen Anlässen, überwiegend bei Gedenkfeiern, getroffen hatte. Und selbst bei denen, an die ich mich erinnerte, hatte ich die Geschichten fast vergessen. Erst als sie zu sprechen begannen, fielen sie mir wieder ein. In einem Fall (Zoltan G.) war mir jedoch nicht einmal bewusst, dass ich den Überlebenden bereits kannte. Ich entdeckte nur durch Zufall (durch den Katalog des Fortunoff Video Archivs⁶) und erst nach unserem Interview im Herbst 2005, dass ich ihn 27 Jahre zuvor interviewt hatte.

Die Erfahrung einer andauernden dialogischen Beziehung, die Aufregung und freudige Erwartung eines Wiedersehens ist ein fester Bestandteil des Prozesses der Zeugenschaft selbst. Einmal in Bewegung gesetzt, entwickelt der Prozess des Bezeugens, des Nachdenkens und der Selbst-Reflexion eine Eigendynamik und gewinnt ein eigenes Leben. Das Wiedersehen mit den Zeugen schien diese Prozesse nicht nur zu steigern, es diente auch dazu, Inventur zu machen und eine Bilanz der bisher erreichten Arbeit zu ziehen. Der Überlebende und ich waren Partner in diesem Prozess. Doch konnte ich bewusst nur für eine gewisse Zeitspanne ein Vehikel für das sein, was sie mir erzählt hatten. Ich musste mich von ihren Geschichten befreien, um in meinem Leben weiter vorangehen zu können. Mein Vergessen war eine Verteidigung, ein Selbstschutz vor dem, was für mich in den Erzählungen der Überlebenden emotional überwältigend war, unfassbar und zutiefst verstörend. Das Vergessen war meine Strategie, mit der ich mich vor einer Aufspaltung meiner selbst schützte.

Die kürzlich durchgeführten Interviews haben meine Vorahnung bestätigt, dass unsere Beziehung auf einer versteckten Ebene fortgeführt worden war. Wenn ich sie auch vergessen hatte, sie hatten mich nicht vergessen. Das Gefühl, einander vertraut zu sein und den Faden wieder aufnehmen zu können, stellte sich sofort wieder ein. Es hatte den Anschein, als hätten wir gestern die Arbeit abgebrochen, als könnten wir erst jetzt ihre Geschichten etwas weiter vorantreiben, ein bisschen tiefer gehen. Auch wenn wir diesmal nicht den Eindruck gewannen, etwas abzuschließen oder fertig zu stellen, wussten wir, dass es für uns beide in aller Wahrscheinlichkeit die letzte Begegnung dieser Art in unserer Lebenszeit sein würde.

Wenn ich mir selbst – dem Interviewenden von vor 25 Jahren – auf dem Band zuhöre, fällt mir auf, wie sehr ich mich in diesen ersten Interviews mitreißen ließ von der Eile, der Heftigkeit, der Unmittelbarkeit der fast dinglich im Raum stehenden Erinnerungsfragmente meiner Interviewpartner. Damals hatte ich keine Fragen, die geholfen hätten, das Tempo ihrer Erzählungen zu drosseln oder die Beschreibung ihrer Erfahrungen zu erweitern oder zu vertiefen. Selbst wenn ich Fragen stelle,

6 Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies (Hg.): 1994: Guide to the Yale University Library Holocaust Video Testimonies (Second Edition). New Haven, Connecticut 1994.

scheinen sie wenig zu bewirken. Das Bombardement ihrer Erinnerung findet in dem Moment statt; ich kann es nicht aufhalten. Ich bin unfähig einzugreifen, bin nicht präsent, weise ihnen keinen sicheren Ort für ihren Zeugenbericht. Allzu oft lasse ich mich von ihrer Empfindung der Unmittelbarkeit der beschriebenen Ereignisse mitreißen. Es gibt Momente der Stille, wenige Ausflüge ins innere Selbst, wenige Enklaven von Selbstreflexion. Ohne es zu wollen – und meinen Absichten als Interviewer zu widerlaufend – verbünde ich mich mit der Verwundung und der Verletzlichkeit des Überlebenden. Beide scheinen wir von den Erinnerungen dermaßen eingeschüchtert, dass keiner lange mit ihnen in Berührung bleiben kann. Ich habe mich auch hetzen lassen, indem ich zu viele Interviews zu schnell hintereinander geplant habe. Es sollte Monate, wenn nicht Jahre dauern, bevor ich einen empathischen Ausgangspunkt in mir selbst gefestigt hatte, von dem aus ich ein Arbeitsbündnis schmiedete, Perspektiven eröffnen und einen Rahmen setzen konnte, in dem Introspektion und Selbstreflexion möglich wurden.

Offensichtlich ist diese Retrospektive durch ein Verständnis des Interviewprozesses angeregt worden, das ich über die Jahrzehnte meiner Arbeit entwickelt habe. Ich musste mir selbst die Position des empathischen Zuhörers schaffen:

„In der Zeugenaussage richtet sich die Erzählung an das Hören: Denn nur wenn der Überlebende weiß, dass er gehört wird, kann er davon ablassen, sich selbst zu hören – und sich selbst zuzuhören.“⁷ In dieser Position eines Anderen, dessen Zuhören den narrativen Prozess erleichtert, habe ich allmählich gelernt, mich als Gefährte auf der gespenstischen Reise der Zeugenaussage zu begreifen, als „jemand, der tatsächlich am Wieder-Erleben und Wieder-Erfahren des Ereignisses teilnimmt“.⁸

Insofern ist die Position des Zuhörers nicht nur eine aufnehmende und passive, sondern vielmehr eine eng eingebundene und aktive. Es ist eine paradoxe Position, weil der Interviewer unaufdringlich anwesend sein muss, das heißt nicht leitend, doch immanent anwesend. In Ermangelung eines besseren Ausdrucks habe ich vorgeschlagen, dass es – aus einem psychoanalytischen Blickwinkel – „ein Bedürfnis nach einer sehr großen libidinalen Investition in der Interviewsituation mit dem Überlebenden gibt: Es ist von so viel Zerstörung die Rede, von so viel Tod, Verlust und Hoffnungslosigkeit, dass es einer Überfülle an Anteilnahme und emotionaler Investition in der Begegnung geben muss, um die bezeugende Erzählung am Leben zu erhalten ...“⁹

Diese anteilnehmende Belastbarkeit des Interviewers, die einen sicheren Ort schafft und eine Situation, in der die Interviewten ihren Erinnerungen erlauben können aufzutauchen, manifestiert sich auf verschiedene Weise: Als mir deutlich wurde, dass Ralph F. sich in seinem letzten Interview nur durch das Verlesen einer schriftlichen Erklärung auf seine Erfahrung unter der deutschen Besatzung im Osten Polens beziehen konnte – es gab Hinweise darauf, dass er seine eigene Exekution überlebt und sich aus einem Massengrab ausgegraben hatte –, versuchte ich, die Erzählung wieder auf festen Boden zu lenken, auf dem Ralph F. sich als Partisan und Soldat behaupten konnte, der schließlich mit der Roten Armee nach Berlin kam. Ich musste den Interviewten in die Sicherheit zurückführen, auch wenn dies einer ausführlicheren

7 Laub, Dori: Bearing Witness or the Vicissitudes of Listening. In: Felman und Laub, a.a.O., 71.

8 Laub, Dori: An Event without a Witness, Truth, Testimony, and Survival. In: Felman und Laub, a.a.O., 76.

9 Laub, Dori: Bearing Witness or the Vicissitudes of Listening. In: Felman und Laub, a.a.O., 71.

Erzählung im Wege stand, weil der Interviewte unter der Last seiner Erinnerungen zusammenzubrechen drohte, wengleich nicht ganz klar wurde, was für eine Last das war.

Ein anderer schwieriger Moment, der meine anteilnehmende Anwesenheit als Interviewer illustriert, tauchte im Interview mit Leon W. für das aktuelle Sklaven- und Zwangsarbeiter Befragungsprojekt auf. Diesmal ging es darum, die Kontinuität des Erzählens in einem Moment aufrecht zu erhalten, in dem sie fast abgebrochen wäre. Mit Abstand die schlimmste Erfahrung war für Leon die Rückkehr nach dem Krieg in seine Vaterstadt Lodz, wo er seine Familie zu finden hoffte. Er wartete vier bis fünf Monate auf ihre Rückkehr. Niemand kam zurück. Während er im ersten Interview die bodenlose Enttäuschung erwähnt hatte und wie er danach einige Jahre durch diverse DP-Lager in Deutschland getrieben sei, ohne die geringste Ahnung, wohin er sich wenden sollte, bricht er im zweiten Interview zusammen: Einen Moment lang packt ihn das Entsetzen beim Betreten der leeren Wohnung seiner Familie. Es überwältigt ihn, und er bricht in Tränen aus. Ich führe das Interview fort, trotz seiner Proteste, er habe genug und sein Körper signalisiere ihm, dass er gehen wolle. Aber ich weiß, dass er auch bleiben und seine Selbstkontrolle wiedergewinnen will. Wenn er jetzt geht, sind wir beide in unseren Bemühungen gescheitert. Wir werden uns beide zerrissen und verlassen fühlen und nicht mehr ein noch aus wissen. Es dauerte einige Minuten, aber er gewann seine Fassung zurück und erzählte eine Weile weiter. Das Interview brachte nicht nur den akuten Schmerz über den Verlust seiner Familie zurück, sondern es ermöglichte Leon W. auch, diesen Schmerz hinter sich zu lassen. Die Fortsetzung der Erzählung wurde durch die anteilnehmende Gegenwart eines empathischen Zuhörers gefördert, der den Schmerz des Interviewten spüren und zugleich die Fähigkeit des Überlebenden stützen konnte, bei seiner Geschichte zu bleiben und sich seiner überwältigenden Vergangenheit nicht auszuliefern. Auf diese Weise hielt der Rahmen seiner Erzählung und brach nicht entzwei, obwohl das Pendel seiner Gefühle dramatisch ausschlug. Diesmal wich Leon W. seinen Erfahrungen und Gefühlen nicht aus. Wengleich viele der winzigen Details des ersten Interviews sich in den Hintergrund verflüchtigt haben und in seinem zweiten Interview eher vage werden, wird die Kontur der Erzählung viel klarer ausgearbeitet. Die Botschaft, die er vermitteln will, ist deutlich: Er weiß, was Schmerz ist.

Schluss

Zeugenaussagen entstehen als dialogische Form in einem zwischenmenschlichen Prozess – die Erzählung des Überlebenden kann nur in Gegenwart des Zuhörers entstehen. Deswegen ist die Position des Interviewers mit ausschlaggebend für den Erfolg des Interviews; feine Verschiebungen in dieser Position machen einen enormen Unterschied aus. Der Interviewer kann zum unfreiwilligen Komplizen des Interviewten werden, oder er kann sein Gegenpart und Vehikel sein, fähig, die emotionale Stärke zu zeigen, die für die Angst, die Trauer, die Wut und die Erniedrigung gebraucht wird.

In den Zeugenaussagen, die zu verschiedenen Zeitpunkten aufgenommen wurden (verschieden in der Geschichte und in der individuellen Lebenszeit), scheint der Fluss der Erinnerung eine andere Gestalt anzunehmen. Während die ersten Zeugenaussagen krass waren und ihre Intensität aus der Konzentration auf etwas zogen, das vom rest-

lichen Leben des Interviewten isoliert war und abseits stand, entfalten sich die letzten Interviews von einigen Ausnahmen abgesehen mit größerem Detailreichtum und haben eine viel größere Bandbreite an Affekt und Emotion.

Es ist, als nehme die Fähigkeit der Interviewten zur Selbstbeherrschung gegen das Ende ihres Lebens hin stark zu und gestatte sehr viel nuanciertere und reichere Ausprägungen an Komplexität, innerem Konflikt und Widersprüchlichkeit. Wichtige Figuren des eigenen Lebens – Eltern, Freunde, ein geliebter Bruder oder eine geliebte Schwester – werden dreidimensional, werden zu ausgeprägten Persönlichkeiten. Erfahrungen sind kohärent und differenziert. Die Position, aus der heraus Beobachtung und Selbst-Reflexion stattfinden kann, ist beständiger und standfester. Was in den frühen Interviews – für Interviewte und Interviewer – als Ungewissheit auf beiden Seiten darüber begonnen wurde, was man von sich und dem anderen zu erwarten habe, wurde zur Gewissheit und zum Vertrauen an die Kraft des einmal in Gang gesetzten Prozesses der Zeugenaussage.

Neben dem Unterschied, den der Lebensabschnitt des Interviewten für seine Zeugenaussage zu machen schien, muss auch der veränderte historische Kontext, in dem die Interviews stattfanden, in Betracht gezogen werden. Heute ist so viel mehr Wissen von Historikern und anderen Forschern zusammengetragen worden, und es gibt – im Vergleich mit den 1970er und 1980er Jahren – eine erhöhte öffentliche Aufmerksamkeit in Hinblick auf den Holocaust. In den letzten 25 Jahren ist „der Holocaust“ als historisches Ereignis konzeptualisiert worden. Im Zusammenklang mit einer solchen überwölbenden Erzählung ist es für die Interviewten zunehmend möglich geworden, sich selbst als Überlebende zu verstehen und anzuhören. Die frühen und die vor kurzem durchgeführten Interviews dokumentieren diese Entwicklung, von der ihre Zeugenaussagen zugleich ein Teil waren. Die beiden Interviewserien umklammern einen Prozess, der als Evolution der Zeugenaussage beschrieben werden kann.

Abschließend wollen wir betonen, dass wir neben diesen Verschiebungen und Unterschieden in den Interviews eine beeindruckende narrative Beständigkeit vorgefunden haben. Es traten keine eklatanten Widersprüche auf. Es gab fast keine Hinweise auf ein Verschwimmen der Erinnerung über die Zeit. Es handelte sich eher um zwei im Abstand von mehr als 25 Jahren voneinander erzählte Geschichten mit ungeheuer großen Überschneidungen, die sich ergänzten und zusammengenommen die Erfahrungen noch vollständiger beschrieben. Es scheint, als hätten 25 Jahre Introspektion, des sich selbst und anderen Zuhörens und des Lebens selbst ihre unauslöschlichen Spuren auf den Holocaust-Überlebenden hinterlassen, die den „Zeugenaussagen-Pakt“ eingegangen sind, obwohl er ihnen vielleicht nicht oder kaum hilft, mit ihren Erfahrungen zurechtzukommen.

Literaturbesprechung

Margarete Dörr: „Der Krieg hat uns geprägt“. Wie Kinder den Zweiten Weltkrieg erlebten. 2 Bände. Frankfurt a.M., New York: Campus 2007, 1091 S., geb., €49,90.

Mit ihrer dreibändigen, 1998 erschienenen Dokumentation und Analyse „Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...“, einer umfassenden Studie zu Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg, kann Margarete Dörr als eine Historikerin gelten, die wie kaum eine andere (oder ein anderer) die Kriegserfahrung eines Hauptteils der deutschen Bevölkerung in den Jahren der NS-Zeit ergründet und zur Sprache gebracht hat (Dörr 1998; vgl. dazu Schröder 1999). Die Kriegserfahrung der Männer ist, soweit mir bekannt, nirgends in vergleichbarer Form aufgearbeitet worden, auch wenn es zum „Zweiten Weltkrieg der Männer“ mittlerweile eine wahre Flut von Büchern gibt (vgl. Schröder 1992, 1).

Nunmehr hat Dörr in zwei voluminösen Bänden mit dem Titel „Der Krieg hat uns geprägt“ ihrem ersten Werk ein zweites folgen lassen, das, aufs Ganze gesehen, sowohl vom Umfang wie vom Anspruch und der Durchführung her der Geschichte der Frauen kaum nachsteht. In der zweiten Arbeit geht es darum, welche Erfahrungen die *Kinder* im Zweiten Weltkrieg gemacht haben. Gemeint sind in der Hauptsache Personen der Geburtsjahrgänge 1930 bis 1939, wobei gelegentlich, da die Generationsgrenzen nicht scharf gezogen werden können, auch Zeugen der Jahrgänge 1927 bis 1929 und 1940 bis 1944 zu Wort kommen. Wiederum folgt Dörr einem alltagsgeschichtlichen Ansatz, indem sie die „Stimmen aus der Bevölkerung“ zuallererst selbst sprechen lässt, dabei zugleich aber kontinuierlich die historische Bedeutung des jeweils Gesagten reflektiert.

In vieler – wie sich am Ende zeigen wird, nicht in jeder – Hinsicht geht die Autorin von Prämissen aus, die sie schon ihrer Frauen-Geschichte zugrunde gelegt hat. Neben die Dokumente, die aus umfangreichen Interviewbefragungen hervorgegangen sind, treten Auszüge aus zahlreichen Tagebüchern und Briefen. Insgesamt bildet allein das Sammeln und Sichten dieser Dokumente eine enorme Leistung. Hinzu kommt die Auswertung der mittlerweile existierenden, reichlich vorhandenen Primär- und Sekundärliteratur zum Thema; Dörr ist sich bewusst, dass sie mit ihrer Studie nicht Neuland betritt. Sie will mit den vorhandenen Quellenzeugnissen und Forschungen nicht konkurrieren, indem sie sie „überholt“, wohl aber will sie zusammenfassen und in Annäherungen – soweit das möglich ist – ein Gesamtbild liefern.

Um deutlich zu machen, dass Dörr in ihrem Geschichtswerk zur Kriegserfahrung der Kinder einem der Tendenz nach umfassenden Ansatz folgt, ist es sinnvoll, die leitenden Gesichtspunkte zu benennen, welche die Abfolge der 22 Kapitel strukturieren. Zuvor sei aber angemerkt, dass die Autorin auf Lücken, die sich für sie nicht schließen lassen, sofort hinweist. Sie ist sich im klaren darüber, dass es eine umfassende Beschreibung im Sinne von „Vollständigkeit“ nicht gibt. Das Quellenmaterial, auf das sie zurückgreifen kann, ist aber so umfangreich und so ergiebig, dass die stets präkäre Differenz zwischen dem Besonderen (Individuellen) und Allgemeinen (Gesellschaftlichen) oftmals im Sinne eines vorsichtigen, abwägenden Verallgemeinerns ausgeglichen werden kann. Dörr will nicht das Stimmengewirr, das Sammelsurium der Einzelstimmen, wie beispielsweise Walter Kempowski es in dem literarisch do-

kumentierenden Werk „Das Echolot“ präsentiert (vgl. dazu Schröder 2001, 22 ff.). Sie lässt den Einzelstimmen ihr volles Recht, stellt sie aber stets neben vergleichbare Stimmen, bündelt Ähnliches, so dass kollektive Erinnerungsmuster sichtbar werden und tatsächlich eine *Geschichte* der Kindererfahrung im Zweiten Weltkrieg zustande kommt.

Was die Erfahrungsschwerpunkte angeht, die sie der Reihe nach dokumentiert und analysiert, so bedient sie sich in den ersten Kapiteln ein wenig der Vorgehensweise eines Kameramanns, der sein „Objekt“ zunächst aus der Ferne anvisiert, um sich ihm schrittweise zu nähern. Im ersten Kapitel wird der Alltag von Kindern beschrieben, die während der Kriegszeit das Glück hatten, in die Schrecken des Kriegs nicht hineingezogen worden zu sein; der Krieg erscheint als „fernes Erdbeben“. Auch wenn resümierend festgehalten werden muss, dass Kinder im Krieg immer Opfer sind (Dörr 2007, Bd.1, 21; Bd. 2, 293), soll doch kein einseitiges Bild gezeichnet werden, indem man unterstellt, mit dem Thema „Deutsche Kinder im Zweiten Weltkrieg“ verbänden sich nur Leidenserfahrungen. „Es ist notwendig“, so Dörr, „das *ganze* Bild zu sehen“ (ebd. Bd. 1, 29). Schon das Panorama des ersten, „friedlichen“ Kapitels ist eindrucksvoll. Man taucht tief hinein in die konkrete Kinderwelt der Zeit zwischen 1939 und 1945, mit einer Fülle anschaulicher Details, die das Vergangene zugänglich und gegenwärtig machen.

Im zweiten und dritten Kapitel rückt der Ernst des NS-Alltags näher ins Blickfeld, indem sichtbar wird, wie die nationalsozialistische Indoktrination Wirkung gewann und beispielsweise das Bewusstsein der Kinder in ihren Kriegsspielen präformierte; Heldenverehrung, Kampfeswille und Todesbereitschaft wurden eingeübt und verinnerlicht. Darüber hinaus erfolgte die Einbindung in die Hitlerjugend mit planmäßiger „Wehrtüchtigung“. Immer wieder überkreuzen sich dabei die Vergangenheitswirklichkeit des „Dritten Reichs“ und die Erinnerungsgegenwart vieler inzwischen alt gewordener Zeitzeugen. Tagebuchnotizen oder Briefausschnitte aus der Zeit von 1939 bis 1945 stehen neben Lebensrückblicken der neunziger Jahre und neben Interviewpassagen aus der Gegenwart der Zeit zwischen 2000 und 2006.

Mit dem weiteren Zwischschritt der Kapitel vier und fünf wird dokumentiert, wie die Kinder nunmehr ungeschützt von der Gewalt des Kriegs erfasst wurden. Sie erlebten ständige Fliegeralarme und Bombenangriffe, mussten, meist von ihren Müttern begleitet, in Kellern ausharren oder waren den Angriffen der Tiefflieger ausgesetzt. In Verbindung damit kommt zur Sprache, welche Traumata die erwachsen gewordenen Kinder oft jahrzehntelang belastet haben. Das sechste Kapitel mit der Überschrift „Verschickt“ kann nur scheinbar als „retardierendes Moment“ angesehen werden. Im Zuge der „Kinderlandverschickung“ wurden die Kinder von ihren Müttern getrennt, in eine fremde Umgebung versetzt und einer militarisierten Gruppenerziehung unterworfen; oft erlebten sie gewaltsam das Ende ihrer Kindheit.

Dieses Ende kam spätestens im konkreten Kriegseinsatz (Kap. 7): „Im Sommer 1944 begann die Abkommandierung ungefähr einer halben Million Pimpfe und Hitlerjungen ab 14 Jahren zu Schanzarbeiten. [...] Schon elfjährige Pimpfe und auch Mädchen mussten tagelang schippen und Panzersperren bauen“ (Bd.1, 245 f.). Die Kinder waren als Melder und Kurier unterwegs, oder sie arbeiteten in Rüstungsbetrieben. Teile des Jahrgangs 1930 wurden gegen Kriegsende regulär zur Wehrmacht eingezogen mit der Folge, dass viele mitten ins Kampfgeschehen hineingerieten (ebd.

268). Die Auswirkungen des katastrophalen Kriegsendes werden anschließend im achten Kapitel ausführlich dokumentiert.

Von den folgenden vier Kapiteln, die als großer Gesamtabschnitt betrachtet werden können, seien nur die Überschriften genannt: „Auf der Flucht“, „Als Fremde in der Heimat, in Internierungslagern“, „Verwaist – verloren – verschleppt – vertrieben“, „Ankommen – ›Flüchtlingskind‹ – Heimat“. Mit dem letztgenannten zwölften Kapitel findet der erste Band von „Der Krieg hat uns geprägt“ seinen Abschluss.

Es versteht sich, dass der Inhalt der Kapitel mit ihren jeweiligen Erfahrungsschwerpunkten nur in grober Verkürzung wiedergegeben werden kann. In der Rezension erscheint kondensiert, was in den beiden Bänden gerade durch die Breite der Entfaltung Verständlichkeit und Eindringlichkeit gewinnt. Zu Beginn des zweiten Bandes, im „Scharnier“-Kapitel 13, befasst Dörr sich mit den Kindern von Donauschwaben und Russlanddeutschen. Sehr geschickt wird damit das Thema „Flucht und Vertreibung“ noch einmal aufgenommen, also eine Verbindung zum ersten Band hergestellt, zugleich wird es neu fokussiert im Blick auf Bevölkerungsgruppen, um die sich die Nachkriegsöffentlichkeit bisher kaum gekümmert hat.

Mit den Folgekapiteln verlagert sich der Schwerpunkt der Betrachtung auf die Nachkriegszeit. Auf unmittelbar einsichtige Weise wird deutlich, dass der Krieg und die ersten Nachkriegsjahre zumal aus der Perspektive persönlicher Erfahrung überhaupt nicht zu trennen sind. Zwar hatten die Kampfhandlungen mit dem 8. Mai 1945 ein Ende, aber die Not etwa der Flüchtlinge war noch lange nicht beendet. Die „Trümmerkinder“ spielten in verwüsteten Städten und leisteten Aufräumarbeiten (Kap. 14), unzählige Familien waren auseinander gerissen, die Väter vermisst oder in Kriegsgefangenschaft (Kap. 15). Durch Besatzungstruppen und die Schaffung von Zonengrenzen ergaben sich vor allem für die Kinder in der Sowjetisch Besetzten Zone zusätzliche Probleme (Kap. 16), und auch das Verhältnis zu den Müttern, die den Kinder oft den entscheidenden letzten Halt boten, war in vielen Fällen nicht einfach (Kap. 17).

Eine gewisse Sonderstellung nimmt das 18. Kapitel ein. Hier geht es um Kinder, deren Väter – oft genug dazu die Mütter – vom Nationalsozialismus überzeugt waren, was den Parteieintritt dieser Väter und die Übernahme von Ämtern in NS-Institutionen zur Folge hatte. Wie in den ersten Kapiteln fächert Dörr die Betrachtung auf, indem sie schrittweise erst die „harmlosen“, dann die stärker ins System eingebundenen, also die in höheren Positionen stehenden Naziväter auftreten lässt – wobei zugleich der Blick von vornherein auf die Erfahrung der Kinder im Umgang mit diesen Vätern gerichtet ist. Das Thema „Kinder von Nazivätern“ ist, wie die Autorin natürlich weiß, wiederum nicht neu, aber es gehört unbedingt in die Gesamtbetrachtung mit hinein, und es ist, weil besonders diffizil, auch besonders aufschlussreich. Wie intensiv und geradezu hartnäckig sich die Verfasserin mit den ihr zugänglich gewordenen Lebenszeugnissen auseinandersetzt, wird am Beispiel der 1929 geborenen Rita W. deutlich, die im Jahr 2005 eine 152 Seiten umfassende Biographie geschrieben hat, in der verstreut immer wieder auch vom Vater die Rede ist. Die Passagen, in denen sie von ihm berichtet, sind auf mehreren Seiten zusammenfassend dokumentiert. Dazu bemerkt Dörr abschließend: „Das Manuskript lässt viele wichtige Fragen offen.“ In einem längeren, ebenfalls dokumentierten Brief, der die Gratwanderung zwischen Empathie und historisch urteilender Distanz besonders plastisch deutlich macht, bittet Dörr ihre Zeitzeugin auf vorsichtig insistierende Weise darum, die

Rolle des Vaters näher zu erläutern: „es liegt mir als Historikerin sehr daran, genau zu sein“. Auf den Brief vom 15.9.2005 erhält Dörr keine Antwort (Bd. 2, 279-283).

Die Kapitel 19 und 20 beschäftigen sich unter dem zentralen Thema „Verfolgung“ mit zwei wesentlichen Aspekten der nationalsozialistischen Ausgrenzungs- und Ausrottungspolitik. Zum einen fragt Dörr danach, was Kinder im Zweiten Weltkrieg von der Unterdrückung so genannter Volksschädlinge wahrgenommen haben. Was erinnern sie vom Terror, der vor allem gegen Juden ausgeübt wurde, dem aber auch immer wieder beispielsweise Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter unterworfen waren? Während also in Kapitel 19 der Blick deutscher Kinder auf die Verfolgten gelenkt wird, kehrt sich in Kapitel 20 die Blickrichtung um: Was erlebten die verfolgten Kinder selbst? Hier muss Dörr auf eine „unübersehbare Literatur“ zurückgreifen (ebd. 352), da es ihr trotz vieler Bemühungen nicht gelungen ist, persönliche Dokumente in ausreichendem Maß ausfindig zu machen. Kapitel 20 erweist einerseits, dass es der Verfasserin in einem durchaus systematisierenden Sinn auf ein möglichst umfassendes Bild ankommt; andererseits ist zu fragen, ob hier im Sinne einer „angemessenen Proportionierung“ der verschiedenen Facetten stärker auf die mittlerweile vorhandenen Quellen – Dörr spricht selbst von einer unübersehbaren Literatur – hätte zurückgegriffen werden müssen. Das Thema „Verfolgung ›gemeinschaftsfremder‹ Kinder“, lediglich in einem einzigen Kapitel abgehandelt, wirkt unterrepräsentiert.

Die beiden Schlusskapitel schließlich verlegen in der unauflösbaren Wechselbeziehung zwischen Vergangenheit und Gegenwart den Schwerpunkt der Betrachtung auf letztere: Was bedeutet die „Rückschau nach 60 Jahren“ (Überschrift von Kap. 21), und auf welche Weise kann es unter dem Stichwort „Gelebte Versöhnung“ (Überschrift von Kap. 22) zu einer nicht bloß verbal beschworenen, sondern praktizierten Verständigung zwischen den ehemals verfeindeten Menschen kommen? Das letzte Kapitel verdeutlicht noch einmal, was für alle Kapitel kennzeichnend ist: In dem „Engagement“, das Margarete Dörr leitet, sucht sie nicht lediglich die wissenschaftliche Repräsentation von Geschichte um ihrer selbst willen, sondern sie will zugleich das Bemühen um eine „Bewältigung der Vergangenheit“, die ernstgenommen werden kann, aktiv unterstützen.

Aus der Sicht des Wissenschaftlers sollen noch zwei Anmerkungen folgen, von denen die erste als Beobachtung und die zweite als Kritik zu verstehen ist. Um das Zweite zuerst zu sagen: Es ist bedauerlich und durchaus zu tadeln – darauf wurde bereits früher hingewiesen (Schröder 1999, 135) –, dass sowohl in der dreibändigen Geschichte der Frauen als auch in der zweibändigen Geschichte der Kinder ein Sachregister fehlt. Dörr liefert zwar durch Fett- und Kursivdruck vieler Schlüsselbegriffe eine minimale Hilfe beim Auffinden spezifischer Erfahrungsinhalte, doch ungezählte Inhalte sind irgendwo in den Büchern verstreut, ohne dass sie gezielt erschlossen werden können. Die Erstellung eines Sachregisters verlangt sicherlich zusätzliche Arbeit; ein Register würde aber den Dokumentationswert der Gesamtdarstellung beträchtlich erhöhen.

Was die Beobachtungs-Anmerkung angeht, so gibt es in der Methodik einen wichtigen Unterschied zwischen der Erfahrungsgeschichte der Frauen und derjenigen der Kinder: Erstere enthält im ersten Band zehn sozusagen vollständige Lebensgeschichten, also diachronische Erfahrungsabläufe, die es erlauben, von der jeweiligen Erzählerpersönlichkeit eine annähernd umfassende, „lebendige“ Vorstellung zu gewinnen (prominentes Beispiel zum Vergleich: Niethammer/Plato/Wierling 1991). Die beiden

weiteren Bände zur Erfahrung der Frauen sowie die beiden Bände zur Erfahrung der Kinder enthalten demgegenüber *Ausschnitte* aus Lebensbeschreibungen, die nach „übergreifenden“ Themenschwerpunkten geordnet sind. Bei diesem zweiten Ordnungsverfahren erfährt man Detailliertes zu bestimmten Erfahrungsaspekten – aber die Individualität der Auskunftgebenden tritt mehr oder weniger stark in den Hintergrund. In „Der Krieg hat uns geprägt“ wendet Dörr nur noch das Ausschnittverfahren an. Dieses Verfahren, das braucht kaum gesagt zu werden, ist bewährt und hat seinen Sinn. Aber es verkürzt unweigerlich die „biographische Dimension“ dessen, was als „umfassende“ Geschichte von Erfahrungen sichtbar werden soll.

LITERATUR

- Dörr, Margarete 1998: „Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...“ Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach. 3 Bde. Frankfurt a.M., New York.
- Kempowski, Walter 1993-2005: Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch. 10 Bde. [Bde. 1-4: Januar und Februar 1943. Bde. 5-8: Fuga furiosa. Winter 1945. Bd. 9: Barbarossa '41. Bd. 10: Abgesang '45.] München.
- Niethammer, Lutz, Alexander von Plato und Dorothee Wierling 1991: Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen. Berlin.
- Schröder, Hans Joachim 1992: Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten. Tübingen.
- Schröder, Hans Joachim 1999: Margarete Dörr, „Wer die Zeit nicht miterlebt hat...“ [Literaturbesprechung]. In: BIOS 12, 129-136.
- Schröder, Hans Joachim 2001: Interviewliteratur zum Leben in der DDR. Zur literarischen, biographischen und sozialgeschichtlichen Bedeutung einer dokumentarischen Gattung. Tübingen.

Hans Joachim Schröder